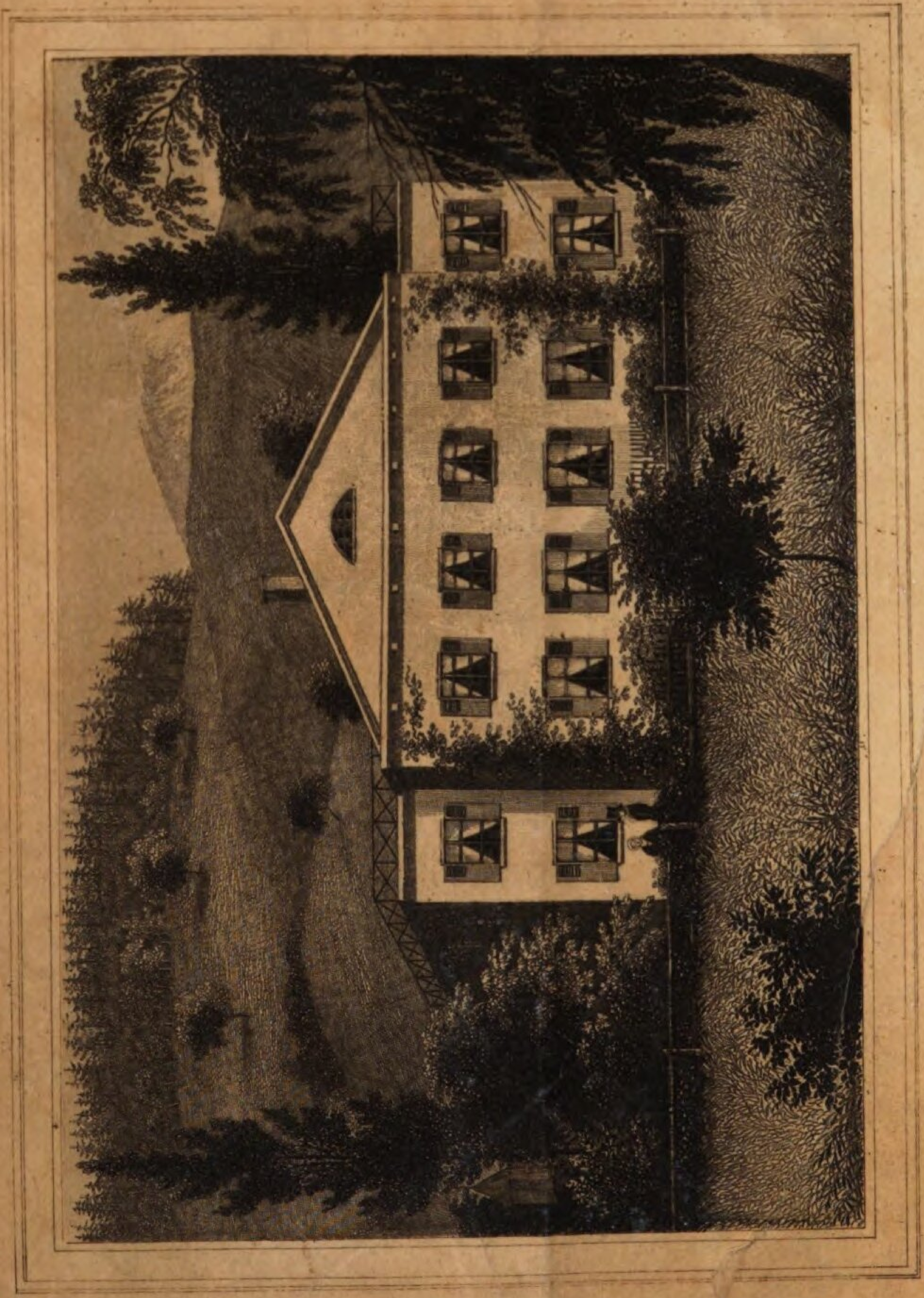
~~C40~~
36
7410 (1



Ausgewählte

Novellen und Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Erster Theil.

Mit der Abbildung von H. Zschokke's Landhaus:

Die Blumenhalde.

Taschen-Ausgabe in zehn Theilen.

Achte revidirte Original-Auflage.

BIBLIOTHECK D. INF. REGT. KOENIG OTTO V. GRIECHENLAND

Aarau 1847.

Druck und Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

G. n. 12884

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staats- Bibliothek München

Die Blumenhalde.

Zur Erklärung des Stahlstichs,

gezeichnet und gestochen

von

Alexander Zschokke in Aarau.

Wenn ich, als Verleger dieser Novellen, schon bei frühern Ausgaben mich gewissermaßen verpflichtet hielt, das Bild des Verfassers zu veröffentlichen, so fand ich auch bei dieser neuen Ausgabe für zweckmäßig und entsprechend, die reizende Ansicht von dessen ländlicher Wohnung, wenn auch nur im beschränkten

Raume, hier mitzutheilen. — Es wird, wie ich glaube, diese niedliche und gelungene Vignette in feinem Stahlstich, mit unverkennbarem Fleiße von des Sohnes geschickter Hand vollendet, gewiß sehr vielen seiner entfernt lebenden Freunde willkommen sein, so wie auch bei manchen Fremden, welche in verschiedenen Jahren die Schweiz und dieses Landhaus besuchten, eine angenehme Erinnerung erwecken. Möge dazu, wie ein kleiner Kommentar, noch das Wenige hier stehen, was der Verfasser selber im ersten Theil seiner Selbstschau in einem Briefe an seinen Freund, den Geheimenrath Joseph von Ittner, von der Blumenhalde gesagt hat:

„Am linken Ufer des Aarestroms, auf sonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, führte ich nach eigenem Bauplan, mein anspruchloses, aber bequemes Landhaus auf. Da wollt' ich, als Greis dereinst, „in otio cum dignitate, musis et amicis“ leben.

„„Mein Tusculum in der Blumenhalde“, schrieb er an Ittner: „wird niedlicher, als ich selber gedacht habe;

macht sogar, weil einigermaßen in italienischem Styl gebaut, in der Ferne nicht ungefälligen Eindruck. Durch die flachen Dächer der etwas vorstehenden Anbaue, oder Flügel, nimmt es zwischen Bäumen fast die Gestalt eines Tempelchens an. Ich umring' es mit geräumigem Garten, von fünfzigerlei Rosenarten umzäunt. Hinter dem Hause, wo ein von hohem Pfeiler getragener, breiter Gang die Ebendächer von beiden Seiten verbindet, und eine schattige Laube bildet, sprudelt im Hofe ein krystallheller Quell Wassers aus der Bergwand. Der Brunnen dafür ist in Solothurn gemeißelt, die Zeichnung dafür gab ich nach einer Vignette von Salomon Geßner zu seinen Idyllen.""

""Auch Ihr Magisterstübchen ist fertig, mit der reizendsten Fernsicht über das Aarethal. Vor Ihnen schwebt die Stadt, der Strom; links der hohe Bergweg neben dem Felsgipfel der Gysulaflue. — Macht Sie denn das Alles nicht lüstern, bald bei mir einzukehren? Und mein großes, Frauenhofersches Teleskop, Utzschneiders Geschenk, mit 230maliger Linearvergrößerung! — Melden Sie mir Ihre Ankunft, und Sie sollen im Monde droben die Schönen unsers Trabanten

(alſo unſre Trabantinnen), von Stutzern umflattert, ſehn, wie ſie in den anmuthigſten Ringthälern ſpazieren gehn.““

„Den Werth des Landſitzes zu erhöhn, kündigte ſich bei mir General Rapp, einer der napoleoniſchen Kriegsgefährten, als Nachbar, an. Die Ungnade Ludwigs XVIII. fürchtend, hatte er das Schloß Wildenſtein, am linken Aarufer, zwei Stunden entfernt von mir, zum Aufenthalt erkoren und angekauft. Ein Mann der Schlachten und dabei ſeltſam weichen Gemüths! Als ich ihm im Geſpräch den Abdruck des bekannten Steins von Roſette, mit der Inſchrift in drei Sprachen, zeigte, traten ihm, unter Erinnerungen an Leiden und Freuden Aegyptens, helle Thränen in's Auge. Auch der geniale Graf Benzel-Sternau, und ſeine liebliche Gemahlin, verhießen eine baldige Nachbarſchaft. Sie ſtanden im Begriff, das Schloß Biberſtein, ſammt Gütern, meinen vormaligen Wohnſitz, zu kaufen. Doch die ſchönen Hoffnungen gingen leer aus. Denn der General kehrte wieder in die Gunſt ſeines Königs und nach Paris zurück; der Graf aber ſchenkte bald, einem Landgute am Zürichſee, den Vorzug.“

„Darum jedoch mangelt es nicht an genußvollem Umgang in meiner neuen Einsiedelei, sei es mit einigen ausgewählten Männern und Familien der Stadt; oder mit alten lieben Bekannten und Freunden in der Eidsgenossenschaft, die mein nicht vergaßen, wenn sie vorüberzogen; oder an Besuchen von Reisenden, welche Wanderlust in die Schweiz gelockt, oder ein Windstoß des Schicksals hieher verschlagen hatte. Ich wußte dergleichen Ehren zu würdigen, und, aus eigner Erfahrung, wie man auf Reisen gern zuweilen Gelegenheiten benutzt, leere Augenblicke auszufüllen, um sich zu belehren, oder die Ernte der Erinnerungen zu vergrößern. Ich gab mich gelassen dafür hin. Fiel mir zuweilen diese Art Tugend etwas lästig, vergalt sie sich mitunter wieder durch Bekanntschaft merkwürdiger Persönlichkeiten;" u. s. w.

Aus Ueberzeugung und in Wahrheit darf der Freund, wie der Verleger, sich nicht versagen, hier noch beizufügen, daß dieses Landhaus, erbaut in den Jahren 1817 und 1818,

wirklich nun, seit einem Viertel=Jahrhundert, ein Haus des Friedens, der Liebe und Eintracht ist, wie es sich der Verfasser selbst wünschte; ein stiller Wohnsitz, um, im Schoose seiner glücklichen Familie, nun in Ruhe und Würde, nur den Musen und Freunden leben zu können.

H. R. Sauerländer.

Lebensweisheit.

Seite

Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren . . . 3
Alamontade 13
Harmonius 198
Der Eros, oder über die Liebe 239
Die Herrnhuter-Familie 304

Bayerische Staats-Bibliothek München

Sehnsucht

nach dem

Schauen des Unsichtbaren.

Psalm.

Dich sucht mein Geist!
Dich Vatergeist, Dich Unerschaff'nen,
Jehova, Allah, Budda, Brama, Dich!
Um dessen ew'gen Thron im ew'gen All
Der Sonnen Myriaden brennen,
Den die Jahrtausende des Erdsterns nennen,
Und bebend ahnen, und nicht kennen!
Ich suche Dich.

Ich suche Dich;
Warum verhüllst Du Dich;
Bist Du es nicht, der mir zu werden hieß?
Rief ich mich selbst hervor, als ich nicht war?
Ich bin nur Licht aus Deinem Licht,
Und wunderbar gehüllt in dieses Erdsterns Asche.

Du bist mein Vater, Du, des Weltalls Vater;
Dich ruft Dein Kind, es ruft und kennt Dich nicht, —
Warum verbirgst Du Dich vor meinem Angesicht?

Ich suchte Dich.
Ich flog empor in des Gebets Entzücken;
Der Leichnam sank zum Staub,
Der Liebe Thränen deckten seine Augen;
Die Seele irrte über'm Sternenzelt.
Sie suchte ahnend Dich von Welt zu Welt,
Und rief, und alle Welten riefen wieder:
Weltvater, offenbare Dich! — —
Doch schweigend hört' es die Unendlichkeit.
Die Sonnen flogen ab und auf,
Die Erden liefen ihren Lauf;
Im ehernen Gesetz der Ewigkeiten
Bewegte sich das All des Seins.
Und ich erwachte schaudernd, liebend, weinend,
Vom Glaubenstraum.
Wohl donnerte um mich der Odem der Natur;
Doch Deine Vaterstimme schwieg.
Dich sah ich nie, nur Deines Waltens Spur.

Ich suchte Dich,
Den alle Geisterzungen preisen!

Ich horchte auf das Wort der Heiligen und Weisen.
Und Priester, Bonzen, Imans, Lama's,
Sie lehrten laut von Deiner Herrlichkeit. — ·
Nein, heil'ger Urgeist aller Wesen,
Sie predigten nicht Dich, — nur sich!
Du bist es nicht, zu dessen Ruhm
Sie ihre Glaubensdolche schleifen;
Du nicht, zu dessen Ruhm sie Scheiterhaufen bau'n;
Du nicht, in dessen Namen
Des Hohenpriesters Stolz vom Hochaltare flucht.
Sie predigten nicht Dich, nur sich.
Im wüsten Wahnsinn, ohne Deine Spur,
Sind sie die wildesten der Ungeheuer nur.

Ich suchte Dich,
O Du Allgegenwärtiger Verborgener!
Ich wankte mit der Forschung Fackel
Zu den geheimen Kammern der Natur.
Ich sah des Lebens nie gemess'nen Strom
Durch Thier- und Pflanzenfluren brausen;
Im Essigtropfen das bewohnte Meer;
Im Grashalm eine Stadt lebend'ger Wesen;
Den Erdball, als ein Riesenthier des Himmels.
Ich sah Kristallen aufgelös't in Duft,

Aus unsichtbarem Gas Weltmeere strömen.
Des Zitters Geist durchzuckte die Gebilde
Mit schöpferischer Wunderkraft;
Hier im Magnetenzug des Eisens,
Dort in des Fisches Krampfschlag;
Am Pol der Welt, als Flammenfittig, glänzen,
Und aus der Sommerwolke donnernd segnen.

Und einsam stand ich, schaudernd,
Zuletzt an den Gestaden der Natur,
Wo sich am trägen, todten Stoff,
Im All der Dinge, bildend und vernichtend,
Das rege Wogenspiel des Lebens bricht.
Da rief ich laut: O Gott, mein Gott, wo bist Du?
Dies todte Nichts und dies lebend'ge Spiel,
Das sich im ew'gen Streit verschlingt und trennt, —
Ist dies des Lebens unerschaff'ner Urquell? — —
Fürwahr, ein einziger Gedankenblitz
Aus meinem Geist durch dieses Chaos
Ist göttlicher, als dieser blinde Sturm!
Ich schwebe ob der Elemente Tiefen,
Mir selbst bewußt ob dem sich Unbewußten,
Ein Licht, hell über Finsternissen,
Ein Wille über willenloser Gährung!

Wer sagt, der Dinge Urquell schaffe hier?
Wo ist die Liebe? und die Weisheit wo?
Wo das Erbarmen und die Heiligkeit?
Er, der das Ohr gepflanzet, sollte der
Nicht hören? Sehen nicht,
Der mir des Auges Wunderstrahl verlieh'n?
Er, der die Geister lehret, was sie wissen! *)
Den Allbelebenden hab' ich gesucht,
Und fand das Leben nur.
Ich suchte den Allwissenden,
Und traf nur seiner Weisheit Spur.
Ich suchte den Barmherzigen,
Und fand die Liebe nur!

Ich suchte Dich.
Ich fragte in den Himmeln,
Wo Sirius und wo Orion lodern;
Wo ihren ew'gen Reigen um den Pol
Kassiopeja und Bootes tanzen,
Wo durch des Mondes phosphorhelle Felder
Der Ringgebirge Schlackentrümmer laufen —
Es scholl kein Laut.
Ich sah des Jupiters schneeweiße Achsen,

*) Psalm 94, 9. 10.

Der Venus wandelbaren Halbmond,
Und schweigend schritt, vom goldnen Reif umfangen,
Saturnus sonnenfern und Uranus.
Ich stieg zur Sonne, wandelte
Durch ihrer Lichtgewölke ungeheure Ebnen.
Es bebte das Gewölk, und schmolz.
Ein Krater schloß sich auf vor meinen Füßen,
Und zeigte mir des Weltballs finstern Grund,
Ich sah das Niegesehene — —
Nur Dich, mein Vater, nicht!
Von Stern zu Stern, bis alle Sterne schwinden,
Bis wo ein falbes Nebellicht,
Aus der Unendlichkeit entfernter Hallen,
Von niegeseh'nen Sonnen bricht,
Drang betend meine Sehnsucht auf.
Ich sah das Unergründliche;
Im Unergründlichen Dein Walten;
Der Welten schweigenden Gehorsam.
Ich sah das ew'ge Vaterhaus — —
Den Vater sah ich nicht.

Und schaudernd sah ich aus den niegemess'nen Höhen
In meinen Staub zurück,
Und weinte laut:

Er, der dies Wunder-All gebaut,
Er, der im Hause der Unendlichkeit
Den Myriaden Wonnen streut,
Bedarf er mein?
Doch hat er mir sein Haus geschenkt!
Wer bin ich, daß er mein gedenkt?
Und doch gedenkt er mein.

Ich suchte Dich!
Es zogen die Geschlechter dieser Erde
Seit Anbeginn vor meinem Blick dahin.
Ich sah sie gehen und vergehen;
Der Fürsten flücht'ges Thronen
Hoch über Schweiß und Blut der Sklaven-Millionen;
Der Völker Raserei und Kampf
Um Gold und Wollust, Ruhm und Macht,
Um eines frommen Traumes Pracht.
Des Wahnsinns Glück und Schmerz ist unsre Weltgeschichte.
Es blutete das Heiligste am Kreuz;
Verbrechen führten oft zum lorbeervollen Siege.
Doch jeder Thorheit Sarg ward einer Weisheit Wiege.
Und wie aus Kohlenschutt und Asche,
Sie selbst in sich verwandelnd, himmelwärts,
Die gold'ne Flamme gipfelt:

So steigt, aus des Vergänglichen Getrümmer,
Der Geist des göttlichen Geschlechts
Zum Unvergänglichen empor.
Der Fuß der Menschheit wurzelt noch
Im Schlamm der alten Nacht;
Ihr Scheitel strahlt im Morgenlichte Gottes.
In Gold und Macht, in Ueppigkeit und Ruhm
Ward nur umsonst das höchste Glück gesucht.
Enttäuschung ist zuletzt der Weisen höchstes Wissen.
Ich bin enttäuscht.

Im Staube sucht' ich Gott,
Und fand den Staub. — —
Und diese Thronen, Welten, Sonnen,
Sind Staub.
Dem Geiste ist der Urgeist nur verwandt.

Ich werde sein,
Wenn einst mein Leib nicht ist;
Ich werde sein,
Wenn dieser Erdball bricht.
Sind alle Sonnen längst verglommen,
Strahlt noch der Gottheit welterfüllend Licht.
Und ich bin Licht, aus ihrem Licht gekommen!

Im Staube nicht, im Geist ist offenbar
Die Herrlichkeit des Geistervaters.
Ich bin in ihm; er spricht in mir, durch mich.
Wer, wenn er selbst nicht, hat mich ihn gelehrt?
Wer, wenn er selbst nicht, nannte
Mir ihn, daß ich den Unsichtbaren kannte?
Wer hat mein Antlitz himmelwärts gekehrt?
Von wem erfuhr die Menschheit seinen Namen,
Wenn nicht durch ihn? Das Todte redet nicht.
Wer lehrt die Menschheit ihre Werke richten?
Mit anderm Maß, als dem des Glücks,
Als dem des Lebensaugenblicks,
Den Streit der Pflicht und des Gelüstes schlichten?
Von wannen stammt mein heil'ger Heldenmuth,
Daß ich um unsichtbares Geistergut
Verschmähe, was die Lust des Lebens wählen heißt? — —
Zum Staube zieht der Staub, zum Geiste zieht der Geist.

Zu Dir! zu Dir!
Du Allerheiligster!
Du durch Dich selbst in mir Geoffenbarter,
Du wehst und flammst in mir.

Ich suche Dich nicht länger,
Im Staube nicht den Gott.

Dein Weltall ist mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen sollen, sind!
Ein Gott ist nur,
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen
Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit!

Ich jauchze weinend in das Hallelujah
Der heil'gen Geisterwelt mein Hallelujah!
Ich bin, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Ich werde sein, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm die Seligkeit!
Ihm Hallelujah!

Alamontade.

Die nachfolgende Erzählung ward im Winter 1801 auf 1802 zu Bern niedergeschrieben, wo der Verfasser, zurückgezogen von öffentlichen Aemtern, seine Mußestunden einem nützlichen Zwecke widmen wollte. Durch Umgang hatte er manche jener Heimlich-Kranken kennen gelernt, und ihr inneres Leiden erfahren oder errathen, welche, umsponnen von Zweifeln, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren haben. Er wollte versuchen, den heiligen Glauben, und den Muth der Tugend wieder in ihnen aufzurichten. Der rührende Traum einer Nacht begeisterte ihn; es war ein Engel, der an ihm vorüber rauschte, den er aber vergebens anhalten wollte. Wie unvollkommen die Erzählung war, welche zuerst im Jahr 1802 (Zürich bei Orell, Füßli u. Komp.) gedruckt wurde, erlebte sie doch in den ersten Jahrzehnden vier Auflagen. Dies ließ den Verfasser vermuthen, sich über die Güte seiner Absicht nicht ganz getäuscht zu haben. Darum gewährte er ihr gern einige nothwendige, wenn gleich immer noch sehr unvollständige Verbesserungen. Möge sie noch manches Gemüth im Stillen erquicken und stärken.

Erstes Buch.

1.

Abbé Dillon setzte sich auf ein grünes Rasenstück am Seeufer, beschattet vom verworrenen Baumschlag, über uns hängend an der schroffen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur Rechten und Linken!“ sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhen. Roderich

setzte sich, und ich folgte. Alle Drei waren wir noch in der Stille beschäftigt, den Gedankengang unsers abgebrochenen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des See's glühte der Abendhimmel über den Gebirgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Schneefläche der Gletscher. In der Ferne sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bei Gott!" rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört dazu, unterm Himmel glücklich zu sein! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiligt sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verschweben in einem Seufzer des innern Glücks!"

„Vortrefflich, mein edler Freund!" sagte ich zu ihm! „Und wenn dies innere Glück zuletzt auch nur ein Räuschchen wäre. Ob uns die Zauberkraft des Weins, oder der Tonkunst, oder des schönen Farbenspiels einer Landschaft oder Anderes für einen Augenblick in den Rang der Götter setze, ist einerlei."

Der Abbé lächelte. Roderich verfinsterte sich, und sprach nach einer Weile: „Und glauben Sie nicht, daß man recht selig sein, und dauerhaft selig sein könne?"

„Recht selig? O ja!" antwortete ich: „Aber dauerhaft selig? — Ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben soll, müssen Sie sich noch bestimmt über das erklären, was Sie „Mutter Natur" nennen. Sie, liebster Roderich, sind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schulweiser, der deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zusammen, während unsere

Herzen doch immer harmonisch schlagen. Lassen Sie mich offenherzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden, beleuchteten Seegegend für Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieser Stimmung? Können Sie solche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, sich willkürlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Auch Gefühle, auch unsere Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie sind jung, Sie lieben und werden geliebt. Eine schöne Zukunft schwimmt vor Ihnen. Ihre Phantasie treibt magisches Spiel. — Sie sind glücklich. Aber einige Jahre flattern vorbei; Ihr Blut rinnt träger; Ihr Haar wird weiß, und das Paradies, das noch vor Ihnen blühet, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich keinen Tag ähnlich."

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. „Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück?" fragte er.

Ich antwortete: „Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprachen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch Segen seines Fleißes glücklich, der Ruhmdürstige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird zum unglücklichen."

„Davon rede ich nicht!" sagte Roderich: „Ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt."

„Es gibt," erwiederte ich, „es gibt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne

einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seligkeit nenne, weil in diesem schönen Worte sich dunkel in meiner Vorstellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit, verschwistern. Dieser Zustand ist unabhängig von äußern Zufällen, erhaben über den Wechsel der zeitlichen Dinge. Die Seele selbst muß ihn bereiten, und er kann unzerstörbar, ewig sein. Selbst die gewaltige Zeit, welche unsern Leib austrocknet und unser Haar bleicht, und unsere Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden steht er ohne Verbindung; nur er selbst vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Ist's diese Seligkeit, diese unvertilgbare Zufriedenheit, Roderich, die Sie meinen?"

„Sie ist's!" rief Roderich.

„Tugend heißt ihr Quell. Nicht Jedermann auf Erden kann glücklich sein; aber Jedermann auf Erden kann sich jene Seligkeit bereiten. Denn in der Brust aller Sterblichen liegt das Sittengesetz, und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Schicksale erhaben; er ist gleich selig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unserer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns selbst. Aber, tugendhaft zu sein, hängt vom Willen jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist unser Meister in Allem, nur unserer Tugend kann kein Schicksal gebieten. Nach dieser Seligkeit sollen wir ringen, und, Roderich, es ist ja so schwer nicht. Handle so, daß du dich nie selbst verachtest! — sieh', dies ist der Faden, welcher durch's ganze Labyrinth leitet. Seelengüte gibt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn gottähnlich macht, und zum

Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reizlos in den Staub, und der Tod selbst wird durch ihn seiner Schrecken entwaffnet. Mit der Tugend im Herzen, bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünsche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenseits des Grabes, aber ich bedarf dessen nicht zu meiner Seligkeit hienieden. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schicksals Sturm und Sonnenblick, erwartet selbst von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er ist frei. So ist Gott frei. Der Weise nimmt, was ihm zufällt, als Geschenk, als Glück, ohne es als Entschädigung für die dargebrachten Opfer zu begehren. Denn die ist keine Tugend, welche belohnt sein will!"

Roderich starrte vor sich nieder, versunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillen, welcher bisher immer geschwiegen, legte seinen Arm auf mich, und drückte mich an seine Brust. „Freund," sagte er, „dein Tugendhafter ist mehr, als Mensch. So hat, wie er, noch Keiner auf Erden gewandelt. Ach, wo ist die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann?" —

„Ihre Tugend ist mehr furchtbar, als liebenswürdig!" tönte Roderich ein.

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einst in meiner Todesstunde kühles unbefangenes Bewußtsein habe — wenn von diesem Augenblicke bis zum nächsten mein letzter wäre — so würde ich selbst der Mann mit der schauerlichen Verzichtung sein, wiewohl ich keiner der Tugendhaftesten unter den Menschen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für sie ist mir also keine Ewigkeit vonnöthen, — — und für meine Fehler noch weniger."

Roderich sah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich," sprach er, „ich mag kaum denken, daß Sie im Ernst reden. Ihre

Tugend ist eine schreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann. Kein Mensch, vom Staube geboren, wird sie jemals umarmen. Eine Tugend, die sich so ganz selbst genug ist, daß sie weder einer Ewigkeit, noch eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche, menschliche Herz."

„Sie urtheilen zu strenge," antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seligkeit gewähren könne, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sage, es sei allein das Bewußtsein, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab bringen; der Tod kann Vater, Mutter, Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich sein, aber dies Alles ist nicht stark genug, meine innere Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben: das Alles habe ich nicht verschuldet! Wäre mein Schmerz so groß, daß ich des Gedankens nicht Meister werden möchte: warum weinst du über das Vergängliche? — hast du etwas Anderes vom Staube erwarten dürfen? — so würde, was meine Seelenstärke nicht vermöchte, die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre, und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern meiner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust scheu' ich das Schwert keines Tyrannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelassen Almosen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehen, wie zu meinem Bette. — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie, mein lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seligkeit, als diesen! Ich weiß nur dies Eine: so lange ich tugendhaft bin, so lange ist mein innerer Frieden geschirmt, und ich bin selig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es hängt von mir ab, gut, mithin also auch dauerhaft selig zu sein."

Der Abbé sagte: „Sie haben beinahe Recht! Die Tugend kann Vieles zu unserer Zufriedenheit gewähren, aber nicht Alles. Irr' ich mich, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menschen jeder zu einseitig? Der eine von Ihnen erblickt nur das sinnliche Wesen, allen Stürmen, allen schmeichelnden Lüftchen des Lebens blosgegeben; der andere sieht ihn nur als Geist, und nur allein als solchen, unabhängig von Fleisch und Blut! — Ach, meine Lieben, fordern wir an uns, einer einseitigen Vorstellung willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergessen wir nicht, daß wir nicht Geist allein sind!"

Ich glaubte, den Abbé unterbrechen zu müssen, und sagte: „Sie behaupten also, Tugend allein, und das Bewußtsein, recht gethan zu haben, sei nicht an und für sich hinreichend, uns ganz zu beseligen?"

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu sein!" erwiederte Dillon: „Sie sagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückseligkeit des rechtschaffenen Mannes stören. O Freund, ich habe doch in meinem langen Lebenslauf so manchen edeln Menschen gesehen, dem seine Tugend keinen Trost gewährte. Nehmen Sie nur einen alltäglichen Fall! Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an der Hypochondrie leidet? Der gutmüthige Hypochonder, welcher dem Wohl seines Lebensgenossen die schwersten Opfer bringt, wird ängstlich seine eigene Tugend bezweifeln. Er sieht begangene Fehler vor sich schweben in gespenstischen Riesengestalten, und von der guten Saat, die er ausstreute, weiß er nicht, wohin sie gefallen ist. Ueberhaupt glaube ich, gibt's in der Welt keinen so ganz Trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der die Bewußtlosigkeit im Schlaf, oder das Nichtsein, dem Wachen und sogar dem Bewußtsein hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir sagen: aber er ist krank! — Wohlan, mein Lieber, er ist doch ein Mensch

ohne Gemüthsseligkeit bei all' seiner Tugend. Diese reicht also nicht aus, ihn froh zu machen."

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüths empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, daß wir kaum zwischen beiden die zarte Grenzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtsein der Seelengüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beim besten Willen, nicht immer stark genug, unsere Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unserer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegengeworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht gestillt. „Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend!" sagte er; aber noch hatte er ihn nicht bezeichnet.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte jetzt, er sei von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsenstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger

Ernst durchfloß seine Mienen, die sonst nur der Ausdruck der heitersten Ruhe zu sein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig!“ sagte er, und drückte ihm mit herzlicher Freundlichkeit die Hand: „Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verderben?“

„Es ist wahr!“ sagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen in mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so, ihr Lieben, ihr kennet diesen theuern Namen schon?“

„Er ist mir ganz fremd!“ sagte ich: „Doch glaube ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben.“

„Alamontade?“ rief Roderich: „Wie? der Galeerensklav, von welchem Sie mir die erhabene Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er sich mit seinem Genie zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben.“

„Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden!“ sagte der Greis: „Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unsägliches Gutes gethan, und — nicht einmal einen Dank hat er empfangen.“

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen Wimpern seines Auges zerschmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten sie leise Töne. Die Wehmuth des Edeln schien in uns überzugehen. Jeder gab sich dem Strom durch einander wogender Empfindungen hin; Niemand störte des Andern Betrachtungen.

Ich vergesse diesen schönen Augenblick nie. Selbst die Natur umher schien fühlend in unsere Träume einzutreten. Wir saßen im Schatten der Felsen; aber vor uns schwamm im halbdurchsichtigen, glänzenden Duft die Gebirgslinie, mit ihrer stillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte sich dunkel unter unsern Füßen aus, zwischen dort und hier. So scheidet das unergründliche Grab von den Paradiesen des Jenseits, welche wir zuweilen in Ahnungen sehen.

Ein sanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des See's von drüben her, floß kühlend um unsere Schläfe, und verlor sich tönend in den Gesträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unsere Hände, zog uns an sich, und sprach: „Ihr seid jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht ist es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muße Systeme zu bauen für die Menschheit."

„Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé," sagte ich zu ihm: „und Alles, was ich von Ihnen höre, bestätigt, daß Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher. Sagen Sie mir, was gibt es in der Welt Besseres und Beruhigenderes, als die Tugend? Welch ein Trost im Leiden ist süßer, als der, den unserer Seele die Unschuld reicht? Was stärkt mehr das Herz gegen eine Welt voll Feinde, als das Gefühl der Rechtschaffenheit? — Ich kenne keine andere Stütze

am Tage des Schmerzes, als diese. Die Natur reicht sie jedem Sterblichen."

„Wohlan, mein Lieber!' sagte der Abbé: „Der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden, als im traulichen Gespräch, in welchem sich die Seelen zu den Heiligthümern der Menschheit erheben müssen. Als ich vorhin den Namen Alamontade aussprach, war ich schon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle gewesen sei, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er von mir schied. Diese Erinnerungen an ihn sind mir noch wohlthätig und wahre Erbauung."

„Erzählen Sie!" rief Roderich: „Ein Mann, ein Galeerensklav, den Dilion mit so vieler Innigkeit ehrt, muß ein außerordentlicher Mann sein."

„Ehe ich die Geschichte selbst beginne," sagte der Abbé, „sei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszusenden. Ihr müßt erst Alamontade's Geist kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret: ohne jene würdet ihr diese nicht verstehen. Ihr würdet vor einem schönen Leichnam stehen, und dessen Seele vermissen, und euch vergebens darnach sehnen.

„Auch ihr habet schon — und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder Gewalt entgegen wirft — auch ihr habt schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck eures Daseins, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fordere euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen: denn was haben wir Wichtigeres hienieden?

„Der Mensch wird geboren, reift allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daß er lebt. Ohne seinen Willen trat er in das unermeßliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen und Dornen — er lächelt bei

jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaß, Gefühllosigkeit, Nichtsein? Seinen Fragen tönt keine antwortende Stimme.

„Er tröstet sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorging; aber er bleibt nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? fragt er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten gewinnen könne? Das wäre ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseins und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben Alles dahin, als wäre es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Habe und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkte. Die Welt gleicht da einer Wüste, in der Alles sucht und ringt und spart, um sich des Hungertodes zu wehren.

„Oder ward ich hieher gesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel Aller sein. Und doch ist's nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühen sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte und Erwerbung hoher Tugenden. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch ein Ziel zu ahnen. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, mit steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, welcher, ohne zu wissen,

daß er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die meinige verschieden?

„Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsere Bestimmung liegt außer dem Horizont des irdischen Seins. Wir müssen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn ich nun schon hier fände, daß unsere Tugend selten einen Himmel, unser Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen einer unwissenden Vorwelt, die für das Göttliche in sich und außer sich noch keine Sprache hatte; nicht eine Bilderwelt des Geistes, welcher Zusammenhang zwischen sich und dem ewigen All sucht? Wer hat uns die Hölle, wer einen Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heide? — Oder der, welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte?

„Ich bin für eine andere Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser sein? — Vielleicht, um mich für jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Säugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andere Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum spricht mich keine Stimme an aus dem Reiche der Todten?"

Roderich stand bei diesen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angesicht. „Ach, Abbé!" rief er: „Auch Sie — also auch Sie! Wie sehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit im Geheimen, und schämte mich, Andern mein verborgenes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hatt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt! — ach! und mit Schaudern seh' ich den Arzt seine eigenen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die meinigen!"

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erschrocken.

Ich ergriff seine Hand, und sprach: „Wie, lieber Roderich, ist Ihnen das so fürchterlich, was unser Dillon gesprochen? Es thut mir leid, daß ich die Rede auf diese Dinge gelenkt. Aber schon längst war ich mit allen jenen Gedanken vertraut; schon längst hab' ich auf meine schönsten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schicksal ergeben. Roderich, auch ich habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entschluß ist genommen. Ich will tugendhaft sein, und mit dieser Tugend einst im Arm der Vernichtung erstarren, ohne Grauen und ohne Klage. Und ist ein Gott, und gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, was wir Menschen kennen, und gilt es bei ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht — so will ich vergehen, und mit dem Bewußtsein, mit dem lohnenden Stolze vergehen: „Du gabst mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen, mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit und einer bessern Welt. Du gewährst mir diese nicht. Es sei! Keine Klage soll über meine Lippen gehen. So bin ich größer, als das weltordnende Schicksal!"

Roderich sah düster auf den Boden hinab. Meine Rede schien ihm nicht zu gefallen. Er schüttelte den Kopf. „Nein, o nein!" rief er mit schmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu sein. Ich bin ein Mensch, und mehr möcht' ich nicht sein. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Rasenden spiele, der Alles draußen schöner sieht, als es ist. Ich will ja nichts, als daß die Außenwelt im Einklang sei mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Wehe mir, wenn ich aus diesem Irrsal nicht gerissen werde; wenn ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüsten eines frommen Traums mein Glück gesogen! — Ich würde meine Täuschungen nur vergebens segnen;

würde vergebens alle eure Wahrheiten darum darbieten. Verlornes Glück kauft sich um keinen Preis zurück!“

Die Klage Roderichs rührte mich. Ich stand auf, und schloß ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich,“ sagte ich zu ihm, „warum denn so zaghaft? Auch in dem Schoos der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohesten Menschen, trotz all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das Vergnügen überall; und bin ich's nicht, der es gern Andern gibt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen.“

„Nein, nein!“ rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläset den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten.“

3.

Jetzt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte. „Vernehmt auch mich!“ sprach er: „Ihr Beide werdet, bei der Verschiedenheit eurer Empfindungsweise, eurer Phantasie, eurer Vernunftbildung, schwerlich jemals eines Sinnes, eines Glaubens, einer Ueberzeugung werden. Und euer Loos ist das Loos aller unserer Brüder. Es thut mir weh um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich selbst so krank nicht, als er im ersten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balsam. Daß ihr Beide dahin kamet, über eure Bestimmung, über euer Wesen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforschen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwischen Täuschung und Wahrheit Wun-

den davon, doch ist der Unterschied zwischen euch so groß nicht, als ihr glaubet. Die Wunden des Einen bluten noch jetzt; die des Andern sind zwar verharrscht, aber bei weitem nicht geheilt. Ein Stoß, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr Beide tratet aus den schönen Träumen der Kindheit hervor, und sahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet, wie einen Schatten am Licht wachsender Kenntnisse verbleichen. Der Eine will sich nun gewaltsam in die alten, lieblichen Täuschungen zurückwerfen, und bietet dafür seine Gefühle auf und die Magie seiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn so lange das Licht besserer Erkenntnisse brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der Andere waffnet sich mit dem Stolze der Vernunft, und will sich selbst verhärten gegen die schönsten Wünsche der menschlichen Natur. Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen."

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben, auch den, daß wir endlich selbst vergessen, wie elende Wesen wir sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen?" rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig," seufzte Roderich, „sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall! Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseliger Vernunftlosigkeit dahinschleicht, den fröhlichen Augenblick des Daseins genießt, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen!"

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er entblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken. „Seht her," sprach er: „mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tag, daß der geschäftige Tod an der Thür meines Kämmerleins poche. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleudr' ich

meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen; denn meine Phantasie erlahmt, und mein Blut rinnt schon seit Langem kühler. Aber es gibt noch ein Anderes, was uns Muth verleiht, und ich hab's gefunden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo alle meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll auch eure Wunden heilen. Zürnet darum nicht, wenn ich den Verband von ihnen reiße, und sie wieder bluten lasse. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich. Wir reden ungestört."

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greises, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem ärgsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand!" sprach er: „Aber glaubet nicht, daß ihr die Einzigen seid, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bildung gelangen endlich dahin, wo ihr seid, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift waren. Wenige reden davon, aus Besorgniß, Andere so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschließen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden, sondern lächerlich und verächtlich zu werden. Ihrer viele nehmen den verschwiegenen Kummer in das Grab! ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen, und indem sie lasterhaft werden, um durch niedrige Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Täuschungen und werden die fleißigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleißigsten

Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubtet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion bedauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, die sie noch besuchen, nur Gewohnheits- und Ehrenwegen dem Gottesdienste beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, daß die Söhne sich des Gebets schämen; ich höre die Mütter seufzen, daß ihre Töchter erröthen, von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewiß, daß das Lesen mancher Schriftsteller und die Aufheiterung der Begriffe dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sei die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nie vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit an diesen erhabenen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche, und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehemals ihre Stütze, liegt gebrochen da. Sich ohne diese Stütze emporzuhalten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in Muthlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöset, und nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorher erwähnte."

„Ach!" seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Abbé Dillon hatte schon längst unsere Erwartung auf den Punkt hingespannt, und zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster

inniger Frömmigkeit, und, ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstörbaren Heitersinns war. Die ganze weite Landschaft verehrte den Greis; aber Niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuspüren, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings streifte, war genug, den Mann zu errathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen, Wortwechsel drang er in dessen Inneres. Jeder Leidende fand in dem außerordentlichen Manne nicht einen Tröster, einen mitleidenden Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eigenen Unglücks wieder. Man ward mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsere eigenen Gedanken und heimlichen Wünsche bestimmter geordnet und heller aus einander gefaltet, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang, und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt da die strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Hergottes, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit den über- und unterirdischen Mächten. Aber meine Aeltern dachten nicht so. Sie haßten den irdischen Krieg, liebten aber den geistigen desto mehr gegen die Mächte der Finsterniß. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paares und ergab mich dem geistlichen Stande.

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch, mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeiz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erschüttern, träumte nun alle Kirchen der Christenheit mit dem Glanz der Heiligkeit zu erfüllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einsamkeit und die stille

Pracht des Klosters, in welchem ich lebte, das Lesen der Kirchengeschichte, der christlichen Verfolgungen, der Leiden unserer Heiligen und Märtirer begeisterten mich. Ich sah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott selbst der Hohepriester sei. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, dessen Schönheit mich entzückte, dessen schüchterne Freundschaft für mich ein Paradies um meine Einsamkeit zog. Ich brachte die Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So wähnt' ich den ersten Schritt zur Brüderschaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln sah, schmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meine Eitelkeit. Wie groß, wie geläutert von dem groben Stoff des Irdischen, wie heilig erschien ich mir selbst! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Aeltern hielten mich zurück. Ich wurde Weltpriester, und empfing bald eine schöne Pfründe durch den Einfluß meiner Verwandten.

„Kaum lebt' ich außer den hohen Ringmauern des Klosters, so verdunstete der Rausch meiner Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel einer großen Seestadt reizender, als das schwermüthige Einerlei inner den geweihten Mauern. Mein Ehrgeiz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsers und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläufigen Gefilde der Theologie und Philosophie sein. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden.

„Ich las, und dacht' und schrieb, und ehe ich's selbst gewahr wurde, stand ich mit den Waffen gegen das Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gewagt hatte. Die ein-

geschlichenen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlorner Sohn derselben. Ich wollte endlich zu meiner eigenen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühen! Diese Trümmer, was waren sie? Graue Vorurtheile aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerrissene Täuschungen, eingesunkene Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden einer harmlosen Jugend, wühlte umsonst in dem Schutte meiner Träume, verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen. Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die, unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter eröffnen wollten.

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in unendlicher Finsterniß. Ich wollte Gott näher schauen, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehemals ich mit süßem Schauer seine Gegenwart ahnete, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehen, und starrte in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der Vernichtung lag, und Alles umdunkelnde Vergessenheit.

„Um mich von meiner verzweiflungsvollen Weisheit zu retten, ward kein Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstößliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hoffte immer endlich einen Irrthum zu entdecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewißheit stieg, daß ich ewig im Dunkeln bleiben müsse.

„Was ist die Welt? fragt' ich, und stand schon wieder an der engen Grenze menschlichen Wissens. Ich sehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte und Weiche der Dinge, die ich Körper heiße, und damit kenne ich die Dinge nicht, sondern nur ihre Außenseite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich sehe Masken, aber nicht die Schauspieler dahinter; ich sehe Erscheinungen, aber nicht ihren Quell. Ist diese Außenseite der Dinge ihnen eigenthümlich? Oder ist sie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiß es wieder nicht. Denn die leiseste Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entspringt vor mir eine neue Welt.

„Und diese meine Sinne, was sind sie? Wie kann ich durch diese Häute, Röhren, Fasern, Nerven und Säfte zur Vorstellung dessen kommen, was außer mir schwebt? Wie können sie das Sinnliche in Geistiges, das Körperliche in Vorstellung verwandeln? Ist die Harmonie, welche draußen mich im Weltall anspricht, Eigenthum dessen, was hinter den Erscheinungen spielt, die ich Körper nenne und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterscheide, oder ist sie Wirkung jener Röhren, Fasern und Säfte? Oder Wirkung der Organisation meines Vorstellungsvermögens, welches ich bald Geist, bald Seele heiße?

„Was ist meine Seele? — Es geht mir mit mir selbst, wie mit den Erscheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eigenes Dasein nur in den Handlungen aller Art. Was ich selbst bin, das dieses Alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geist ist ein unsichtbarer Quell; ich sehe Ströme meiner Thaten fließen, ohne zu wissen, woher? Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Gestalten aller seiner Freunde kennt, nur nicht seine eigene, die er nie gesehen.

„Welch eine Verirrung! Ich bin, ohne zu wissen wer, in

Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich so? Warum nicht anders? Wie kam ich als Theil zu diesem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich an's Bewußtsein? Was soll ich auf diesem räthselhaften Schauplatz?

„Fragen und ewige Fragen, denen keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Bestimmung nicht; nicht, ob ich als eigener Zweck hieher gestellt wurde, oder als Mittel für fremde, dunkle Absichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen des Universums, und muß nun da sein, und weiß nicht einmal, ob ich mich aus demselben losreißen kann mit eigener Macht. Ich kann das Werkzeug zerstören, diesen Körper, durch welchen ich handle und Erscheinungen zeuge; habe aber keine Gewißheit, ob ich damit das Unbekannte zerstört habe, welches die Handlungen wirkte. Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiß nicht den Urstoff, das Wesen, das jene Außenseite zeigte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den Zusammenhang: und ich nenne nun die Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe, Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich habe es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andere Erscheinungen hervorbringen können.

„So steh' ich da, ungewiß, ob ich mich losreißen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müsse. Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiß ich's nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ich's wieder wissen, daß ich da sei? Ich taumle durch unerleuchtbare Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch ein Land liegt hinter diesen Schranken?

„Daß die Welt so erscheint, wie ich sie wahrnehme, ist also nicht, weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinne so eingerichtet sind, daß ich sie dergestalt mir vorstellen muß. — Muß?

Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle Empfindungen und Vorstellungen genieße. So denk' ich mir Alles aufeinander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit ist nichts außer mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir; und doch nicht eine bloße Vorstellung, denn diese könnt' ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form, in der ich zwangsweise alle meine Vorstellungen reihen muß. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draußen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Ist dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beide allein in meinem Gemüth? Ist mein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches, ohne zu wissen, wie und was und warum es ist, nur erkennt, daß es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie, muß es denn geschaffen sein? Wer ist denn des Schöpfers Schöpfer? Ist es nothwendig, daß alle Dinge einen Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursache nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthümlichen Organisation meines Gemüths? Kann es bei den Dingen an sich nicht eine ganz andere Bewandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber dieser Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör'

ich dann auf? — Da stoß' ich wiederum an den Grenzstein meiner Vernunft — ich kann den Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe. — —

„So, ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüstenei. Ich sah eine Welt voll vergötterter Betrüger und Betrogener; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden glichen fürchterlichen Rasereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Kniee sich beugen vor Altären, für ein unbekanntes Wesen, dessen Dasein die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen.

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum lächelten und starben, sie waren vielleicht glücklich! Wie gern gäb' ich alle meine Weisheit hin, rief ich oft, für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölbe über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahnung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlingsmorgen den Himmel anzündete und Gebirge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Kniee in der Freude niedersanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammenfielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten, —

ach! dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut' ich noch Blüthen auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzes, welche auf den geliebten Todten fiel, war zugleich die erste Thräne der Liebe und Sehnsucht, bald ihm wieder vereint zu sein, da wo kein Seufzer mehr die müde Brust bewegt, und Seligkeit ist ohne Aufhören.

„Und sehet, meine Lieben," fuhr Dillon fort, „ich war sehr unglücklich. Aber ich suchte mich zu erheben, und ein Schicksal männlichen Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wissen, ob ein Gott herrsche, und Unsterblichkeit mein Loos sei, ehrte ich die Gesetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Trost. In dieser Gemüthsstimmung war es, daß ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurückgab."

5.

„Eines Tages," so erzählte unser Abbé, „empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bagno zu begeben, um dort einen alten kranken Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten. Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angestellten Geistlichen. Diese fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher sich durchaus nicht bekehren lassen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, schien den Sklaven zu schätzen, und da er mich persönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des verstockten Sünders zu sorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Abtrünnigen in den Schoos der Kirche zurückzuführen, gab ich den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem

man allgemein behauptete, der Ketzer sei vollkommen vom Teufel besessen; sei ärger als Calvin, und bringe die geschicktesten Heidenbekehrer aus dem Text.

„Ich ging. — Sonderbar genug, dacht' ich unterwegs bei mir selbst, und konnte mich des Lachens nicht erwehren: ein Freigeist soll hier den andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich besser gekannt, er würde mich nicht so bestürmt haben. Aber so treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär' es der Weiseste und Tugendhafteste, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehen.

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da saß er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Gesicht gegen das offene Fenster gekehrt, im vollen Sonnenschein, als wollte er sich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Aussicht ins Freie genießen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergesse dieses blasse Heiligen-Gesicht, so lange ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düstere, stiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die schamlose Frechheit des verhärteten Lasters, und die dumpfe Reue und Niedergeschlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebesserten Bosheit; nein, es war die stille Unbefangenheit einer reinen Seele, die Güte der Unschuld, welche aus den großen schönen Augen sprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauhheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krankheit, hatte, so sehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeschornen Hauptes erblickte man noch einige dünne graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Aussehen gaben. Genug, ich war bei diesem Anblick sonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet.

„Ich näherte mich ihm. — „Verzeihen Sie," sprach er, „ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie sehen meine Füße da auf dem Strohkissen hingestreckt. Sie sind schon bis zum Knie angeschwollen." — Ich trat vor ihn hin, und fragte ihn nach seinem Namen. Er nannte sich Alamontade, gab mir seinen Geburtsort an, und zugleich, daß er, in der Blüthe seiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überstanden habe. Er war nun fast seit neunundzwanzig Jahren Galeeren=Sklave gewesen.

„„Wohl dir," sagt' ich zu ihm, „so wirst du bald erlöset sein — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können."

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehen!" sagte er mit einer bebenden Stimme: „Ich habe keine Heimath in der Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er schon gezögert hat."

„So ungefähr redete der Sklave. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt Verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sei, daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verworfenen Gesellschaft, worin er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müsse.

„„Glaubst du also," nahm ich wieder das Wort, „glaubst du also, Alamontade, daß du deine Freisprechung nicht erleben werdest?"

„„Ich hoff' es wenigstens," gab er zur Antwort, „daß der

Tod mich eher von der Bürde meiner Tage, als das Gesetz von den Fesseln, erlösen werde."

„„Und du kannst wirklich mit so großer Ruhe an den Tod denken? Hast du deine Strafzeit auch also angewandt, daß du hoffen darfst, vollkommen mit dem Richter der Lebendigen ausgesöhnt zu sein? Siehe, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin hat viel Gnade für dich. Er glaubt selbst, du werdest nur noch wenige Tage zählen — — — ich komme wirklich, bewogen durch sein Verlangen, zu dir, um — —""

„Alamontade unterbrach mich. „Die Gnade unsers Herrn Kapitän rührt mich tief; auch Ihre Menschenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigst, meinen Herrn zu ersuchen, keinen Geistlichen weiter zu senden, sondern meinen letzten Stunden den Trost der Einsamkeit zu lassen. Soll und muß ich denn auch dieses Trostes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, so erklär' ich nochmals, daß ich schon seit dreiundzwanzig fürchterlichen Jahren auf die schöne Minute vorbereitet bin; daß ich ohne Kummer sterbe; daß ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden, so fleh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oelung gereicht werden mögen."

„Er sagte dies mit so herzlich bittender Stimme, daß ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern ließ ich dabei den Gedanken ganz unwillkürlich fallen: es sei eine Pflicht, das Begehren der Sterbenden zu ehren; und wenn er ein Gottesläugner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen.

„„Sie sind ein Geistlicher?" sagte er: „Ihre Milde thut mir wohl, mehr denn alle Ermahnung ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung

und Erbarmen und Einsicht, kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm sein."

„Ich gab ihm zu verstehen, daß ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche; und daß es keines Dankes werth sei, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seien. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „Mein Herr, Sie sind ein außerordentlicher Mann!"

„„Außerordentlich?" sagt' ich: „Ich finde nichts Außerordentliches in Erfüllung der ersten Pflichten jedes Menschen."

„„Eben darin liegt das Außerordentliche!" rief er.

„Ich verlangte von ihm, sich näher zu erklären. Er schien Anstand anzunehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich versicherte ihn, daß es mir sehr lieb sein werde. Darauf sprach er: „Mein Herr, wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen."

„Einem alten Galeeren-Sklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müssen. Aber doch wurde der Mensch mir durch dies und Alles, was er sprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, sein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in seiner Jugend den Wissenschaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank geführt sei. Er hatte sein

Verbrechen, welches es auch immer sein möge, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugierde mich brannte, glaubt' ich doch des Unglücklichen schonen zu müssen mit der Erinnerung seiner Vergehen in den letzten Augenblicken eines trauervollen Daseins.

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu sein. Er bat demuthvoll um Wiederholung der Besuche. „Ich bin dieser Gnade nicht würdig," sagte er, „aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter, und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich auch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb."

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Gegenständen der Menschheit. — „O! ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals den göttlichen Sklaven, ohne gebessert zu sein; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich die Gespräche auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet, ich theile euch Alamontade's Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich in mir zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sei es auch zu euch gesprochen.

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir gingen

schweigend am Ufer des See's hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nicht zu vergehen in der Qual ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hingen uns fest an Dillons erhabenen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater.

Als wir auf des Abbé Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns, und Dillon las.

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte, weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über die Religion.

„Wie," sagte ich, „du hast doch also eine Religion, Alamontade?" — Glauben Sie, antwortete er, daß irgend ein Mensch ohne Religion sei? Nur die früheste Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche sein.

„Und welche ist die deinige? Denn man hält dich für einen Gottesläugner."

Ich bin ein Verstoßener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum wag' ich's nicht mehr, den Mund zu öffnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre Niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer möchte sie auch theilen mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen.

Er versank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich

sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? Wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer selber in meinem Innersten offenbarte. Die Vorurtheile des großen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütterlichen Wahrheiten der Natur, erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieses leitete mich aus dem Schoos der Kirche in den Arm Gottes.

„Und du fandest dich unter allen Schicksalen bei deiner Religion beruhigt?"

Ach! mein Herr, beruhigt? Ja wohl, aber darum litt ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talismann erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehen. Aber so umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und stände uns der Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus.

„Ich wünsche dir Glück, daß dein Glaube dir wenigstens so viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag ist, deine religiösen Ueberzeugungen anzutasten, wünsch' ich sie kennen zu lernen, um sie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre."

Meine Religion, mein Herr, kennt ein Jeder. Sie finden sie in allen Weltgegenden wieder. Alle Völker haben sie; nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz, dessen sie für mich nicht bedarf. Mir ist's leichter, als Allen, sie zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menschheit. Darum hab' ich nicht die Religion *eines* Volks, sondern die *Religion der Menschheit*, und Niemand verfolgt mich darum. Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren *Schmuck und menschlichen Zusatz*. — Aber sei's doch; wohl denen, die für ihn starben. Beide waren in ihm selig.

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zweifelst; wenn du also überzeugt bist, daß die Religion Anderer etwa Wahn und Irrthum sei, wie magst du sie doch selig preisen?“

Weil sie es waren. Ach! wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrauen und Liebe gewonnen — dennoch hätte ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben ja in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesammt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt allezeit in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen stehen umher, sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur und zeugt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Ewigkeit — doch ist ihr Vertrauen zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen der Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk hat seinen Gottgesandten und Propheten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millionen; sie verstehen das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes, als Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen, die Gottgesandten.

„Kann aber,“ sagte ich, „kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt?“

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod genießen sollen im Schweiße unsers Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webestuhl, in der Scheune und am Schiffruder,

im Dienst irdischer Bedürfnisse. Nur Wenigen ward vergönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihen. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Ergebnisse der Weltweisheit und Naturkunde, die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntniß, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist — aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus ersten Quellen unmittelbar schöpfen, sondern sie im Vertrauen auf des Lehrers Weisheit empfahen. — Und so wie dann, so steht es jetzt. Das Volk hängt mit Glauben an dem, der ihm ein Geweihter höherer Erkenntniß ist; mit dem Glauben, welchen das Kind zu seinen Aeltern, der Kranke zu seinem Arzt bringt. Graue Vorurtheile werden untergehen, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir heut leben — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie ganz hervorschreiten können.

„Ich zweifle," sprach ich, „ob die Menschheit, indem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht, des Zartgefühls sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte."

Warum nicht? O wahrlich, mein Herr, unter einem veredelten Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Können Sie nicht glauben, daß mit der Gesittung der Völker die öffentliche Glückseligkeit steigt, und das Elend sinkt — so vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unserer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehen; theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglau-

bens, die Ungezähmtheit brünstiger Leidenschaften, die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens — — vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unserer Zeitrechnung! — Die Entwickelung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergrößert den Genuß des Lebens, und die Freuden des Lebens; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauernden Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft vermindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Größe und Kraft, mit welcher sie sich über die unabänderlichen Uebel emporhebt.

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort, nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Launen der Philosophen, welche in der Bildung der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt, oder einer bessern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die Niemand erlebt hat und Niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein; es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn dachten, und ein anderer schwebt vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsere Empfindungen sind in diesen Atomen der Zeit zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Augenblicken der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehen; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Selig-

keit des kindlichen Lebens; aber wenn ein Gott uns die Wahl ganz frei gäbe, wer würde dahin sich zurückstellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Gesittung der Nationen anklagen, — bauet ihnen doch Hütten unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren oder den Algierern und Marokkanern — und erwartet, ob sie ihr Loos rühmen? —

So redete Alamontade. Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Gedanken galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz; er lächelte mich an, nie hatte ich ihn lächelnd gesehen.

„Du scheinst dich heute wohl zu befinden?“ sagte ich zu ihm. — O sehr wohl! Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften; und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch dem Feind länger nicht widerstehen, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße. —

„Stirbst du denn gern, Alamontade?“

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? sprach er: Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heimath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird sich mitleidig über seinem Leichnam in Thränen auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade?“

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen sein werde; wo

ich wieder in der großen Familie des Allvaters, als Kind auftrete, nicht als Stiefkind, und wo ich allen gleichgeschaffenen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiete des Ewigen; aber hier ward ich hinweggeschleudert ins Elend, und Keiner kannte mich, keine Seele grüßte mich, als Bruderseele. —

„Weißt du es denn, Alamontade, weißt du es gewiß, daß nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens dich erwarten? Magst du mit unerschütterlicher Ueberzeugung dein Auge schließen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, daß keine geoffenbarte Religion dich erquicke, wie magst du, ohne höhere Offenbarung, dein Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen."

Wahrlich, antwortete Alamontade, diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst stehe da, wo diejenigen standen, welche dem kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung gaben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinung, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand; ihm bleibt die Straße dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen leuchten.

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung?" fragte ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen ebenmäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß! erwiederte Alamontade: Wer mit den Händen wandern, mit den Füßen handeln will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen will; oder wer die Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer das Gewesene läugnet, was seinem Gedächtnisse entronnen ist, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Dasein so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Dasein unsers

Ichs. — Stark ist der Mensch, und groß und einem Gott gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft, macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören, mit den Ohren sehen. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall Wahrheit, und doch ist er selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all' meinen Frieden zerstörte.

An Allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd, also auch daran, daß Sie zweifeln? Sie finden nirgends in der Welt Gewißheit, also auch darin nicht, daß Sie es sind, der keine Gewißheit findet? —

„Nein!" rief ich: „Daß ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; daß ohne mich noch andere Dinge sind, ist auch gewiß. Aber was diese sind, warum ich bin? — Das weis ich nicht."

Woher wissen Sie, daß Sie sind? Wer hat es Ihnen geoffenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schließ' ich, daß etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkür meiner Vorstellungen; ich habe demnach keinen Grund, am Vorhandensein anderer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Seele nicht, mit der Außenwelt. Ich finde, je länger ich die Natur studiere, daß die von den Außendingen in mir erzeugten Wirkungen mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schließen, son-

dern daß die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sei."

Ach! mein Herr, sagte Alamontade, wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse zu thun wäre: die Kenntniß der ihn umgebenden Dinge würde ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseins versüßen. Ich gestehe mit Ihnen, daß mir die Ursachen der Dinge, die ich Welt nenne, in geheimnißvoller Finsterniß wohnen; daß ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die Alles nach den Gesetzen meines Gemüths gestaltet. Aber auch in dieser muß ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwei Theile zerfallen: eine Welt voller Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ist's, die ich allein kenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen, die ich aus den Wirkungen erkenne; zu diesen gehört mein Ich, oder, wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Außenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabene Künstler. —

„Du sprichst," sagte ich, „du sprichst von Ursachen und Wirkungen; aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sei? Wer bürgt dafür, daß nicht Alles anders sei, als du dir es vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Ergebniß der innern Einrichtung des Rosenstockes ist."

Darauf — erwiederte mein Philosoph — läßt sich nur eins

antworten: entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen auch etwas Vernunftwidriges, als gleichgeltend, an die Spitze setzen: und dann hört alles Forschen auf, und der Wahnsinn nimmt dessen Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich also Mensch, das heißt, vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahnung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist.

Genug, ich weiß, daß ich bin, wiewohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln möchte; ich weiß, daß andere von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genuß des Daseins mit Millionen anderer Wesen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffene Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben, zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Doch ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu jenen Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie in sich selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müssen sie in sich ein Geheimniß bleiben?" fragte ich.

Auf dieses Warum antwortete er: Die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Ich könnte wohl antworten: Gleichwie die ganze Natur um uns her lebet und wirket, und dabei keine Anschauung von ihrem eigenen Innern hat; oder gleichwie der einzelne Gedanke aus dem menschlichen Geiste hervorgeht, ohne

daß der Gedanke sich in seiner eigenen Wesenheit erkennen kann, weil er nicht Quell seiner selbst, sondern ein Ausfluß oder gleichsam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Sinnen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Das Einzige, dies All, außer welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens, ist genug für unsere Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der

edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter dring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben sehen, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch

täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch in der Welt voller Täuschungen eben durch die Täuschungen weiser werden. So ist solch' ein Philosoph (wenn ich den einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen gegen die Gesetze seines Innern gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch nur einzig seine Thorheit befehden.

„Wie aber erklärst du dies," fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden, zu zweifeln, je mehr sie ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich einmal zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil Statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsere heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsere Sehnsucht zielt?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden," rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten All; aus ihm, aus Gott verliert sich nichts. Mein Sein ist mit dem Sein des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich; der Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht jedem Herzen Ahnung zu; und jeder Vernunft ist's gegeben, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott! Und der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens; und

die Selbstachtung des tugendhaften Geistes für sich, ist eine Verehrung des Urgrundes von Allem, was ist."

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt Alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte doch auch Alles anders sein. — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels.

„Aber warum verschmachtet so Mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?" fragte ich dazwischen.

Vielleicht fehlt's Manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in gerader Bahn; ein Anderer, der die Träume seiner Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt im Alter zurück, von wannen er kam. In kannte ich meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten.

Noch Andere suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehen sie sich in ihrem Zweifelkreis herum. Sie wollen Ueberzeugung vom Dasein Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an, der

Kräfte, von denen wir nur die Wirkung, nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren, was Gott an sich, und was die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären sich, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich aneinander zieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt, erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Lebenseinrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt! — Sie erklären aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen möchten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft, ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Uhrwerk, zum Automat, und predigen

des Ruhms willen eine Umkehrung alles Vernunftmäßigen, woran sie selbst nicht im Ernst glauben möchten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt des Verstandes tritt, beide liebt und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!" sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen."

„Mich gelüstet's am meisten," sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden."

„Es sei!" antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen."

Dillon überschlug einige Hefte, zog eines der letztern hervor, und las:

8.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden?“ fragte ich ihn eines Tages.

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten: den Weg der bloßen Erfahrung, und den Weg der selbstthätigen Vernunft.

Der Pfad der Erfahrung schien mir lange der sichere. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände außer dem Horizont irdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie bei gegenwärtigen Verhältnissen und mit dermaligen Werkzeugen meiner Seele, die außersinnlichen Ursachen der Dinge oder Erscheinungen kennen lerne, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben worden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sei, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen.

Sie blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, auf Gesetze der Vernunft zurücksehen mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen, und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Din-

gen zu unterscheiden, daß es eben so bald anfing, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe auch beim abgestorbenen Greise, dessen Einbildungsvermögen versiegt, dessen Gedächtniß verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich bei Lähmung seiner Sinnenwerkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen durch Verlust des Gedächtnisses kindisch wurde, nicht mehr im Stande sein mochte, die ihn umringenden Dinge richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden.

Denke ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich Alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch' ich's, mich ihrem Gebote zu entziehen, so stürzt Alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter zerreißenden Widersprüchen hin; ich rase.

Die Einrichtung meines Ichs zwingt mich, Alles als Ursache oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursache meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Dasein der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen, zusammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er gibt ihnen Ewigkeit, wie andere sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Dasein Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unsere Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für sich ihrer nicht bewußte, nach Gesetzen wirkende Wesen. Die

Natur, sagt er, von Ewigkeit so beschaffen, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind so erhaben, wie kein Gedanke zuerst von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief ein einfaches Sonnenstäubchen unter der Organisation des Universums liegt, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch seine Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er vernimmt aus seinem Innern eine Selbstoffenbarung Gottes, und

erblickt draußen, im ihn umschwebenden Weltall, den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zwiespalt anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Jude und der Sinese, der Muselmann und Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vorstellungen klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Universum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und verstehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vorziehen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifeln, von Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ist's, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinnes.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist:

Ich begreif' es nicht! — Armer Mensch, wie willst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Felsenspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuern Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen; wenn du in ungeheuern Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnete, und für deren Entfernung jeder irdische Maßstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigener unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschließen.

Und doch philosophirt das trotzige, stolze Würmchen in seinem Tropfen über das Unendliche, und läugnet, was es nicht begreift. Die Ursache kann nicht zugleich ihre Wirkung, das Begreifende nicht zugleich sein Begriff sein.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin ist.

9.

„Ich trat," fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: Du hast Recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist höchstens ein: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich kein anschaulicher Beweis, weder dagegen, noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Fittich für die übersinnliche Welt. Aber Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz hinwegläugnen wollen — ist die überspannteste Anmaßung eines Träumers, dem mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen durch die Gesetze seines Wesens, muß ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Wäre Gott sinnlich schaubar: so wäre er ein endliches Wesen, so wäre er Staub, nicht Gott. Dieser Glaube ist mit der Vernunft so innig und eins, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk sprach auf Erden jemals: „Ich weiß Gott!" sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!"

Und dieses Glauben, fuhr Alamontade fort, ist aber mehr als ein gewöhnliches Fürwahrhalten der Sache aus allerlei Gründen; ja, es ist weit mehr, als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äußern Wahrnehmungen gelangen. Es ist ein naturnothwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelhafte Grundlage aller höhern Erkenntniß, ohne welche keine Einheit und Enträthselung alles Erkannten möglich sein würde. Gleichwie der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zur Ueberzeugung gebracht wird, daß er wirklich da sei und lebe: so gelangt er auch durch

Wahrnehmungen und Schlüsse erst zur Deutlichkeit des Gottbewußtseins. Aber er hat das Leben gehabt, eh' er Schlüsse bilden konnte, und die Gott-Idee war sein, eh' sie ihm durch das Leben und Denken hell ward. Sie finden wir bei den Völkern aller Zonen, und früher bei denselben, denn alle andere Wissenschaft oder Kunst des Lebens. Sie ist nichts Erfundenes, nichts Willkürliches, nichts Ueberliefertes; — sie ist — wie soll ich's Ihnen in unserer harten, ungelenken, armen Menschensprache aussprechen? — sie ist das Göttliche, aus dem wir sind. Wir sind Atome des göttlichen Wesens, möcht' ich sagen, die ihre Abkunft und ihren Antheil am ewigen Urwesen nie verlieren und verläugnen können. Und in diesem von der Menschheit unablöslichen Glauben, der eigentlich kein Glaube, sondern mehr ist, als das nur, in ihm ist zugleich der unzerstörbare Werth des Geistes gegründet. —

Bei diesen Worten unterbrach Roderich den Abbé. „Da lief ein seltsamer Gedanke durch Alamontade's Rede!" rief er: „Er sprach wieder von der Sichselbst-Offenbarung des höchsten Wesens in unserer Vernunft. Ich gestehe, daß es zur Beruhigung des Menschen doch außerordentlich beigetragen und allen Zweifel immerdar zerschlagen haben würde, wenn Gott durch irgend eine Art sich dem Menschen in der Welt offenbart hätte, und nicht allein in der Vernunft. Es ist mir schwer, den Gedanken oder Wunsch recht deutlich auszudrücken. Aber ich will ungefähr so viel sagen, daß die Art der Gottes-Offenbarung, von der Alamontade redet, bei weitem nicht so einleuchtend wäre, als manche andere sein würde."

Der Abbé Dillon lächelte, legte sein Heft vor sich nieder und sprach: „Für die Rolle, welche wir hienieden zu spielen geschaffen wurden, auf dem Punkt, wo wir in der Verkettung der Wesen stehen, mit den Werkzeugen der Erkenntniß, deren wir als Wesen, die Menschen heißen, theilhaftig wurden, ist keine andere Selbst-

offenbarung der Gottheit möglich, als im Geist. Mit meinen äußern Sinnen, mit Augen, Ohren, Gefühl, Geruch und Geschmack kann ich nur das Sinnliche wahrnehmen. Aber das Uebersinnliche, Geistige kann nur vom übersinnlichen Geist berührt werden. Welche andere Offenbarung kannst du selbst erfinden, die über allen Zweifel hinaus erhaben wäre? — Einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der uns ihr Dasein gepredigt und mit Wundern bestätigt hätte? Fast jedes Volk rühmt sich, diese Gesandten gehabt zu haben; sie lebten und lehrten einige Jahre, und Zweifel folgten ihrer Sendung und ihren Wundern nach. Der Chinese glaubt an den Fohi, der Indier an Brama, der Jude an Moses, der Türke an seinen Propheten. Wir, lieber Roderich, zweifeln aber an der himmlischen Sendung Aller. Wenn heute die Todten ihre Gewölbe sprengten, und Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Auferstehung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unserer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehen. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eigenen Schoos, nicht in ihr fremden Dingen. Wenn ich dir beweisen wollte, der Zirkel, indem er rund ist, sei zugleich ein Viereck, und zwei Mal zwei seien sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln ließe, so würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt sein, sondern sprechen: es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, daß wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen.

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heißt, ihm mittheilen: Gott ist! so konnte es nicht durch

Wirkung auf die Sinne, es mußte auf den Geist geschehen. Diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern zu allen Zeiten, dauern; nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Freund, diese Offenbarung, diese einzig mögliche, nun haben wir. Gottes ewige Herrlichkeit leuchtet durch das Wesen unsers Geistes hindurch, weil wir göttlichen Abstammens sind; und mit dem Bewußtsein unseres irdischen Lebens wird das Bewußtsein eines höhern Lebens unwillkürlich hell. Wir wissen nicht, von wannen das Licht in uns ist; denn von der Außenwelt ist es nicht gekommen, sondern es ist in uns aufgegangen, aus einem unerforschbaren Etwas, das Allem, was ist, zum Grunde liegt. Gott ist, weil ich bin; ich, weil Gott. Das ist kein Vermuthen, kein Wünschen, kein Glauben, nein, es ist ein unabänderliches Sein, und ist, weil es ist und weil es durch das bloße Dasein den Beweis des Daseins gibt. Es liegt tiefer, als alle Formen der Vorstellung und des Denkens, so tief, als das Bewußtsein unserer in uns. Es ist nicht an sich nur Vorstellung, sondern Zustand. Daher sind dabei die Maßstäbe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit unanwendbar. Es ist ein Gott! Es spricht dieses große geoffenbarte Wort die älteste Urkunde der Menschheit, und das jüngste Volk des Erdballs, welches von jener Urkunde nicht einmal weiß?“

Dillons Rede bewegte auch mich mit sonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten die Arme aus, umarmten den Greis, küßten seine Wangen und riefen: „Es ist ein Gott!“

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offenen Fenster kühlend her um unsere glühende Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaften Schein,

und eine Million fremder Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

10.

Nach einer kleinen Weile nahm der Abbé Dillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und so, rief Alamontade, ist's genug! Was will ich denn weiter? Es ist ein Gott, die höchste Güte, die höchste Macht — es ist kein willenloses, todtes, mechanisches Wesen — denn sonst wäre ich, der ich mit Bewußtsein und Wahl ausgerüstet bin, mehr als Gott! — Ich bin dieses höchsten Wesens voller Heiligkeit und Güte — ich bin *seines Geschlechts!* Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will sterben — der Tod macht mich nicht zittern. Kann ich denn vergehen? Kann, was ist, *nichts* werden? Das Nichts ist ein Gedankending, nicht etwas sachlich, wirkend Wesendes und Vorhandenes. Kann ein reiner Gedanke zur vorhandenen Sachlichkeit werden? Sind Kräfte, welche wechselnde Erscheinungen wirken, vernichtbar? So wäre das Universum vernichtbar, so wäre Gott selbst vernichtbar. Welch ein Wahnsinn! Tod ist Ablösung des Geistes von gewissen Naturkräften, mit denen er sich vereint hatte, die wir Körper heißen. Der Geist aus Gott ahnet seine Heimath. Sie ist in Gott. Dahin zieht ihn die Sehnsucht, immer vom Endlichen zum Unendlichen, vom Wandelbaren ins Ewige. Diese Sehnsucht, wieder eins zu werden mit dem, welchem unsere Natur näher, als den sich unbewußten Kräften steht, diese Sehnsucht nach Vollendung ist keine Erfindung, kein kindisches, willkürliches Gelüsten: sondern naturnothwendiger Zug des Verwandten im Weltall zum Verwandten, gleichwie der Magnet das ihm verwandte Eisen anziehen muß. In allen Sterblichen waltet diese Sehnsucht; sie spricht nur verschiedene Sprachen, wenn sie Himmel

und Hölle, Elysium und Tartarus nennt. Diese Sehnsucht beweiset mir nichts, als daß sie ist. Die Unvernichtbarkeit aber des göttlichen Wesens ist Bürgin für die Unvernichtbarkeit unsers Geistes. Ich sehe wohl überall in der Natur das Reich der Formen ändern, aber nicht das in ihnen Wesende oder deren hervorbringende Ursachen selbst aufhören, welche jene zusammensetzten. Ich sehe überall wohl die Erscheinungen sich wandeln, aber nicht die Kräfte, welche im Dunkeln in diesen Erscheinungen liegen und sie bewirken. Warum soll ich nun meines Glaubens an Gott spotten, und mir einbilden, es wäre vergebens mir jene Sehnsucht in das Herz gelegt, und jenes Gesetz, welches auf die Ewigkeit hinzeigt, vergebens in die Vernunft? Warum soll ich nun über das von ihren eigenen Wirkungen verschleierte Reich der Urkräfte klügeln, da ich's nie entschleiern, und also auch nie darthun kann, die Kraft, die ich mein „Selbst" nenne, höre auf zu sein, wenn die Form meines Körpers auseinander fällt? Warum soll ich glauben, daß diejenige todte Kraft, welche eine Erscheinung wirkt, die ich Sonnenstäubchen heiße, warum soll ich glauben, daß sie vom Anbeginn der Dinge war und ewig bleiben wird; daß hingegen die Kraft, welche ich mein Ich heiße, welche die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhöre?

Es war von jeher ein unendlicher Mißgriff der Schulgelehrten, wenn sie Kundschaft über die Natur des menschlichen Geistes und über die wechselseitigen Einwirkungen der Seele und des Körpers sammeln wollten, um zu Beweisen für oder wider Unsterblichkeit zu gelangen. Diese weisen Meister nahmen die Seele etwa wie ein Gebäude, dessen längere oder kürzere Dauer sich aus der Zusammensetzung der Materialien, oder der Güte von diesen erkennen ließe. Alle jene Bemühungen sind eitel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie unbesonnen und kindisch waren; die

Natur der Seele an sich, so wie das Wesen des Körpers an sich sind unverkennbar, weil wir beide (Seele und Körper) nur in ihren Erscheinungen wahrnehmen. Es fehlt uns aber, so lange wir Menschen sind, ein Blick für die finstere Welt der Dinge an sich. Es ist demnach gleich thöricht, Beweise für die Vernichtung oder Unvernichtbarkeit des menschlichen Geistes aus dem zu ziehen, was unerforschbar ist. Alle Erfahrung verläßt nns bei diesem Gegenstand, weil wir nie Erfahrung haben von den Urkräften, sondern nur von ihren Wirkungen durch die Geisteswerkzeuge auf den Geist.

„Wirklich, mein lieber Alamontade," sagte ich, „diese Versuche habe ich längst verachtet, als fruchtlos. Inzwischen will ich dir nicht bergen, daß neulich die Stelle eines Buches mich sehr erschüttert hat, wo von eben dieser Angelegenheit geredet wird, und der Schriftsteller sagt: Ich finde überall, daß das Geschlecht der Dinge fortdauert, aber daß die Individuen untergehen. Es liegt mir darin etwas Wahres. Die Natur, unbekümmert um die Erhaltung des Einzelnen, sorgt nur für die Fortpflanzung der Gattung, und dies ist genug für die Dauer der Weltordnung. Es liegt der Natur nichts daran, ob in einem Tage Milliarden Insekten vergehen, als wären sie niemals im Gebiete der Schöpfung gewesen; aber ihre Gattung, ihr Geschlecht bleibt."

Gattung? rief Alamontade, Geschlecht? Gibt es im Reiche der Wesen an sich auch Gattung und Geschlecht? Reden Sie nicht von den Körpern, von dem Sinnlichen, das heißt von den Wirkungen der Kräfte? Nun ja, da sind Art und Geschlecht; da lösen sich die einzelnen Theile wieder auf, während die Grundgattung bleibt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Reiche der Wesen und Kräfte höhere und niedere Ordnungen bestehen. Ihre wechselnden

Verbindungen und Scheidungen unter sich selbst verursachten den Wechsel der Erscheinungen. Jede der Urkräfte gehorcht aber im Zusammen- und Auseinandertritt mit andern, seinem eigenen ewigen Gesetz. Daher auch im bunten Spiel der Erscheinungen eine durchherrschende Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Eine Hauptkraft scheint aber die untergeordneten mit sich zu dem zu vereinen, was wir Art und Gattung nennen; und sie waltet regsam durch das Ewige fort; sie ist der Faden, welcher sich unzerrissen und unvernichtbar durch das herrliche Gewebe der Dinge fortspinnt. Sie erscheint im Pflanzenkeim, verbindet sich da nach ihrem Gesetz mit andern Stoffen, bildet so nach ihrem Gesetz die Palme und den Oelbaum, den Grashalm und das Moos, und läßt so dasjenige erscheinen, was wir bei den Naturkörpern, bei Sternen, Pflanzen und Thieren die Gattung und Art nennen. Die untergeordneten Kräfte trennen sich hinwieder nach ihrem eigenthümlichen Gesetz von der Hauptkraft, durch die sie eine Zeit lang mit ihr vergesellt waren. Dann entsteht Tod. Aber die Kräfte, in andere Keime übergegangen, heben in andern ihr Lebensspiel von neuem an. So setzt sich's ins Ewige fort. Darum sagen wir, die Geschlechter und Gattungen der Dinge dauern, aber die Individuen vergehen.

Auch das menschliche Geschlecht gehört hieher. Auch hier ist eine Grund- und Stammkraft für die ewige Bildung und Fortsetzung des Geschlechts, wie bei der Pflanze, wie beim Thier. Aber gleichwie die Pflanze höher steht durch ihre inwohnende Lebenskraft, als der Stein, und das Thier höher steht durch die ihm inwohnende, empfindende, wahrnehmende Seele, als die Pflanze: so steht der Mensch höher, durch seinen sich bewußten, weltdurchblickenden Geist, als die gesammte Thierwelt.

Der Menschengeist ist eine der Urkräfte des Universums, aber unendlich von allen verschieden, die sich zu ihm vereinen, um ihm

Werkzeuge zu werden, das heißt, ihm einen Körper zu bilden. Er erkennt sich in seiner Verschiedenheit von ihnen. Er hat das Gefühl seiner Persönlichkeit.

Wenn die Individuen der Körperwelt verschwinden, wenn der Stein verwittert, die Pflanze verwelkt, das Thier stirbt, treten die Kräfte, welche das Erscheinen des Individuums wirkten, ohne Zweifel in den unermeßlichen Behälter des Universums zurück, aus dem sie hervorgingen, und werden in neuen Verbindungen wirksam. Das ist das innere Leben der Welt. Es bleibt ewig dasselbe. Es ist darin kein Edlerwerden, kein Fortschreiten in Vollendung. Stein, Thier, Pflanze, wie man sie vor Jahrtausenden gesehen, werden sie heut' noch gesehen. Anders ist es mit dem Geist des Menschen.

„Warum anders?" unterbrach ich Alamontade's Rede: „Wenn die einzelnen Geisterindividuen nach dem Tode des Leibes ebenfalls zur allgemeinen Kraft zurückflössen, aus der sie hervorgingen, und sich darin auflöseten? So würden auch hier die geistigen Individuen verschwinden, während das Geschlecht, die Gattung, die allgemein verbreitete Denkkraft bliebe."

Und wenn das wäre, erwiederte Alamontade sanft lächelnd: sollt' ich mich dessen beklagen? Diese allgemein verbreitete, weltdurchblickende, sich bewußte Kraft voll heiligen Willens, welche das Universum belebt und bewegt, wie der Geist des Menschen den Leib, der ihn umhüllt, — das ist Gottheit. Ich gehe zum Vater zurück, zum Urquell der Geister. Wenn aber die Kraft, die wir in uns Geist nennen, so wenig vernichtbar ist, als Gott selbst: so kann auch ihr Bewußtsein, ihr heiliges Wollen nicht aufhören, wodurch sie sich eben von allen andern Kräften der Natur unterscheidet und über alle erhebt, wodurch sie eben das ist, was sie ist.

Aber wer erfaßt einen Maßstab für die Unendlichkeit der

Wesen? Wer überschaut die Verkettung der göttlichen Mächte und Kräfte im uferlosen All dessen, was ist? Wer zählet die Stufen des Throns göttlicher Majestät? Ach, mein Herr, unser Geist schwebt unendlich hoch über Myriaden anderer Wesen; aber bis Gott sind neue Myriaden über uns, und wir stehen wohl tief.

Was wir sind, das wissen wir: sich bewußte, denkende, Welt und Gott erkennende Kräfte, voll heiligen Willens, voll unendlicher Sehnsucht des Ewigseins, und mit dem lebendigen Gefühl der persönlichen, in sich abgeschlossenen Selbstständigkeit. — Was wir sein können, das ahnen wir. Alle Kräfte der Natur bleiben sich gleich; nicht also die Geister. Diese schreiten fort von Einsicht zu Einsicht, vom Edlern zum Edlern, vom Vollkommnern zum Vollkommnern, und verwandeln unter unsern Füßen den Erdball. Die Menschheit des heutigen Tages ist durch das Erbe der Vorwelt eine vollkommnere, als die Menschheit der Urzeiten. Das lehrt die Geschichte. Darin sind die Geister von allen übrigen Naturkräften verschieden. — Was wir einst sein werden, da verstummt selbst die Ahnung. Groß ist Gott, Heiligkeit und Liebe sein Walten, Wunder und Herrlichkeit sein Reich, Ewigkeit sein Leben. Und wir sind in Gott, wir seine Kinder, wir unvergänglich, gleich ihm. Was bedarf es mehr zu unserm Troste?

Ja, ich bin! sagte Alamontade, und seine Blicke wandten sich mit dem Ausdruck stiller Seligkeit himmelwärts: Ich bin! Das ist mir genug. Ich bin! Dies kleine Wort umfaßt die Ewigkeit: denn was ist, das ist, und Alles was da weset ist ewig, weil Gott.

11.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontade's nachsannen, blätterte jener in den Heften.

Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, das Letzte für heut', und einst für mich, und vielleicht jetzt für euch das Wichtigste von Allem, was jener ehrwürdige Sklave gesprochen."

„Ach!" rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ist's auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeerensklav! Wie konnte in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabenen Grundsätzen sich so weit verirren, daß er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für die Lebenszeit? Es ist unbegreiflich!"

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren!" sagte Dillon, „wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Heiligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem setzte ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterließ mir dies Tagebuch und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe oder an den heißen Gestaden Afrika's geschriebenen, Aufsätze, als Vermächtniß. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erbe seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildniß."

„Sein Bildniß?" schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwöre Sie, lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Abbild!"

Dillon stand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unserm Freunde durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich sein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasschrank, und öffnete die Thür.

Da hing Alamontade's Bild, und um dasselbe herum eine schwere eiserne Kette.

„Diese Kette," sagte Dillon, „dient meinem Heiligen statt des Strahlenkranzes."

„Ist's möglich!" rief Roderich mit feuchtem Blick und sanftbebender Stimme: „Ist's auch möglich, daß solch ein Mann, wie dieser, die unglückselige Fessel tragen mußte? Welch ein Adel, welche eine wunderbare Gemüthsstille in diesen angenehmen Zügen!"

Roderich hatte Recht. Hier war nicht das heimlich-düstere, in sich zurückgezogene Wesen, das Rohe, Freche, welches die Gesichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antlitz eines Dulders, voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blassen Mienen, aus den matten Zügen um die geschlossenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achsel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes, unter schwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenlosen tiefen Gram und die tausend mannigfachen Leiden, welche diesen edeln Mann in einer schauerlichen Reihe von Jahren allmälig tödten mußten. Aber der feste und doch so gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während es draußen stürmte; einen Geist, gewaltig durch frohes Bewußtsein, der zu den Schmerzen seiner Hülle lächeln und den Geiern des Prometheus verzeihen konnte, die an seinem Herzen zehrten.

Wir standen lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als schwebe des Dulders Geist über uns. Wehmuth bemächtigte sich unserer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiserne Kette, und seufzte mit emporgewandtem Blick: „Es war ein irdischer Engel! Er war unschuldig und trug unverdientes Leiden. —

Ach, und wie er's trug! Alamontade, einst will ich sterben, wie du, möcht' ich's mit dem hohen Tugendsinn, wie du!"

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es wird spät, ihr Lieben!" sagte er: „Morgen soll uns die Geschichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich versprach euch aber noch, einen der wichtigsten Gedanken Alamontade's aus unsern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal euere Aufmerksamkeit. Es ist der erhabenste Gedanke, welchen der Sterbliche, nach dem Gedanken: „Gott," denken kann. So oft er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irdische von sich abfallen, und lernt, verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörend, ihre hohe Selbstständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnen."

Wir setzten uns wieder, wie vorher. Da nahm der Abbé die Papiere und las:

12.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Ich, vom Kapitän Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführen: war nun er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und meine Zweifel mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daß ich bisher nicht gedacht, sondern geträumt; daß ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sinnenwelt stehen, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt sein wollen, in ein Phantasiebild hatte bringen wollen; daß all' mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseins eine anschauliche, gleichsam bildliche

Vorstellung schaffen wollen, wie man von sinnlichen Dingen zu haben pflegt. Ich sah ein, daß das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde, welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer denkt, daß Alle sich kindlich-verwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade,“ sagte ich, „der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt, sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen, du selbst wirst eingestehen, daß du nicht immer im Stande bist, deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist.“

Allerdings! antwortete Alamontade: nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehen und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen. In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, alliebendes Wesen, welches mich und Alles zur Glückseligkeit ins Dasein gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen belehren, seine Heiligkeit erwecken in mir ein kindliches, grenzenloses Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet.

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, das Nothwendige, Unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer, gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftentfaltung schon erfreuen.

Und es hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit schon dadurch, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, als das allselige und darum allbeseligende Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat.

Aber seine Lehre nahm, wie sie zu verschiedenen Völkern kam, verschiedene Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war; oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkürlich oder unwillkürlich zusammenschmolz.

Es waltet unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religion, denn es gibt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man oft mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und deshalb an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen, und werden entstehen, die verschiedenen Glaubensparteien, unter den Glaubensparteien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Sterblichen. Wie sollt' es auch anders sein? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern, wenn es zum Jüngling reift; einen andern, als junger Mann, einen andern, als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern, wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt.

Und lasset ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu

Blüthen, und es umfängt ihn ein neuer Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwert. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler durch Loswickelung von der gröbern und dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Stärkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben; machet ihn freier, fähiger zum Denken, und ihr habet Alles gethan, wozu ihr verpflichtet seid.

Jeder Mensch hat seine Religion; nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth genug hatte, sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenem Zweifel schwebte, und, um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satz zu verlöschen sucht. Diese unglücklichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Konvenienz ist, knüpfen in sich die Außenenden der menschlichen Bildung zusammen: Brutalität ihrer thierischen Natur mit Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Vermuthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftgesetzes), und zwänge sie also anzuerkennen: es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend; und risse diese gewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen hin: wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdball. Die gräßlichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind in ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart.

„Lieber Alamontade," sprach ich, erschüttert von der Macht und

Hoheit, mit welcher er zu mir redete, „so glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein nicht mit sich selbst in Widerspruch schwebendes Wesen sein will und sein soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu sein? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gestehe es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was Andere die natürliche oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der heiligen Weltordnung, das ist: den Glauben, daß hier oder dort, später oder früher, Vergeltung stattfindet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zurückgehalten deinen Gedankengang zu unterbrechen."

13.

An und für sich sind Religion, insofern sie auf Vergeltung deutet, und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, daß sie auf einander wirken sollen! antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Belohnung der Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbstständig, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist.

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion in jener Bedeutung zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie ist die sicherste Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmälig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft.

Das ewige, in uns vorhandene, in allen Zeiten und Welt-

gegenden gleiche Sittengesetz sagt uns, wie wir, als vernünftige Wesen, handeln sollen. Und wenn ich nun so handle, wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll, dann bin ich erst, der ich sein soll: ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eigenes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist. — Wenn ich etwas thue für meinen Nutzen, so bin ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung; genug, wenn, so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anderes, als die Erscheinung des handelnden heiligen Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist, ohne Verbindung mit, oder ohne Einfluß von einem nach thierischen Absichten und Interessen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein gut, er würde nie unsittlich handeln können; er wäre ein heiliges, has heißt, von sittlichen Mängeln reines Wesen. Eben daß unser Geist in einer, seinen Gesetzen oder seinem Wesen oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nur er, und nur er, handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Interessen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoffnung des Gewinns, nach eigenem Gesetz wirkt, dann ist er tugendhaft, das heißt, frei, stark, selbstthätig, oder Geist wie er sein soll, und wirklich seiner würdig ist.

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unsterblichkeit in ihm, so würde er dennoch gut oder tugendhaft handeln können. Es gibt viele Menschen, welche an Gott und Unsterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu sein. Es kann Menschen geben, die, von Zweifeln hingerissen, ohne Glauben, dennoch tugendhaft sind.

Tugend und sinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückseligkeit heißt, sind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eins um des andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich mein Wohlsein vermehren; aber Zufall ist's, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all mein Wohlsein dahinopfern muß, weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetze in mir, handle.

Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie Andere das, was sie ihr Recht nennen. Er kann, wie Andere für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehen, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes.

So ist's denn nur Schwäche und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen gewesen, welche lehrten, daß Sittlichkeit und Wohlsein immerdar im Einklang stehen sollten, und daß, weil nur allzuoft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künftigen Leben eine sinnliche Vergeltung, eine Harmonie der beiden Ziele, dieses von ihnen so geheißenen höchsten Gutes, Statt haben müsse.

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der in's Universum fällt. Wie der Keim, nach den physischen Gesetzen, nothwendig, in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlägt, treibt, und Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so in seinem Verhältniß ist: so der Geist des Menschen, wenn er erscheint, wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen den sogenannten Gesetzen der Körper- und Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe; das

Sittengesetz ist ein Naturgesetz des Menschengeistes, indem er wirken muß, oder vielmehr soll, weil er, als sittlicher, als wahrer Geist, nicht anders kann.

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung oder Furcht vor künftigen Strafen, ist nur Frömmigkeit, mit nichten aber Freiheit des handelnden Geistes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht jedoch die Ketten der Sinnlichkeit, ereitet schon die Freiheit des Geistes vor, führt zur Tugend, ist in so fern als ein Erziehungsmittel der Völker, ehrwürdig. Es ist zu viel gefordert, daß Jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle, des Guten willen; es ist zu viel gefordert von dem Kinde, daß es, kaum geboren, gehe, ohne seine Kräfte allmälig geübt zu haben; vom Geiste, daß er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke, Reinheit und Selbstständigkeit, ohne Vorübung.

Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der einstigen Uebereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseins unentbehrlich, so wie für den verwilderten Menschen das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen wird.

„Wie," rief ich erstaunt, „alle diese Tausende, welche muthig in der Hoffnung eines bessern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott, die Leiden der Erde tragen, und ihr eigenes Heil gern dahin geben, wenn es darauf ankömmt, Pflichten zu vollstrecken — wie, Alamontade, sie wären keine tugendhafte Menschen?"

Nein, antwortete der Greis, sie sind eher klug, als tugendhaft; denn sie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung, dafür ein größeres zu empfangen. Aber sie sind fromme Menschen, und nahe ihrer Vollendung. Sie sind mir ehrwürdig; sie

sind mir lieb. Ihnen gilt es noch einen Schritt, und sie sind vollkommen frei.

Sehen Sie, mein Herr, hier haben Sie nun den Grund, warum ich bisher durchaus von keinen sittlichen Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter gesprochen. Der Geist handelt, wie er soll. Seine Tugend ist keine fromme Berechnung; er nimmt für sie keine Nebenabsichten zu Hilfe. Er bedarf für sich keiner Belohnung; er kann nicht einmal belohnt werden, es sei denn durch das Bewußtsein der Stärke, der Eigenmacht und Freiheit, zu der er sich emporgerungen. Er zählt seine schönsten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit.

Und wenn wir nun um unserer Tugend willen leiden müssen, mein Herr, wer ist's denn, der da leidet? Es ist nicht der Geist, denn er genießt eben dann des Sieges; nur die sinnliche Natur des Menschen leidet. Diese also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden: aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt am Ende belohnen, vergelten? Wenn ich mein Lebenlang einen kranken Körper mit mir herumschleppe, würden mir durch gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten sein? Hätte ich die Schmerzen darum nicht getragen? Hätte ich die tausend Jammerthränen nicht geweint?

„Freund," erwiederte ich mit einigem Schauer, „ich fühle deiner Worte Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist trostlos. Hätte der arme Mensch, gedrückt von tausend Mühseligkeiten, nicht die süße Erwartung: du leidest nicht vergebens, einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seligkeit — ach! Freund, er würde oft verzweifeln müssen."

Es ist wahr, entgegnete Alamontade, der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter über den Sternen glaubt, ver-

zweifelt nicht. Aber der Vollendetere, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet, aber nicht sein vorwurfsloser Geist. Er weiß, daß früher oder später, mit dem Körper, die Qual zugleich von ihm genommen wird. — Uebrigens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in dunkeln Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher sein in dem, wovon wir reden. — Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein anderes Leiden, als das Bewußtsein, gefehlt, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Reizungen unterlegen zu haben.

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Leibliche Schmerzen dauern nie anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, Tod oder Genesung des Leibes befreien endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke der Ruhe.

Aber herber sind die sogenannten Seelenleiden. Von diesen ist's der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnere mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als einer unterlag dem Kummer, wenn er vom Schooße des Reichthums zum Bettelstabe hinabsteigen sollte; oder wenn treu gewähnte Freundschaft ihn verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigene Schuld, der Schande und Entehrung bloßgestellt wurde, oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hatte, rettungslos verlor.

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen sie, aus dem Uebergewicht unserer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth?

Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Gewohnheiten versagen müssen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier als Geist — und will er dafür, daß er nicht Thier ist, Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind! Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als mitleiderregend.

Ehre und Schande, wie sehr hängen diese von Umständen ab! Nur in der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig sein. Wem es noch nicht gelungen, seinen eigenen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit unbeflecktem Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des großen Haufens zu erheben, ist ein armes, beklagenswürdiges Geschöpf; mehr Thier, als Geist; mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechselnden Spiel der Umstände, als an dem ewig Wahren und Guten.

So ist's, wie mit diesen, auch mit allen unsern sogenannten Seelenleiden. Unsere eigene Schwäche veranlaßt sie; unsere sittliche Stärke vernichtet sie.

Es hat Menschen gegeben, welche ihre Zeit verschwendeten, um die Uebel des Lebens hinwegzuvernünfteln; oder sie zu vertheidigen, um, wie sie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein besseres Loos jenseits des Grabes. Wozu dies Alles? Diese Uebel sind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Dasein ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsere Bestimmung aber ist: Reife oder Vollendung unsers Geistes. Er ist reif, er ist vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinn-

licher Macht, durch sich selbst, nach eigenen Gesetzen handelt. Die Uebel der Menschheit treiben den Geist derselben zu seiner Selbstständigkeit. Daher ist das Sprichwort eine nur allzuwenig verstandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weisen. Der Unbestand des Irdischen macht uns auf den bleibenden Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab, und zwingt diesen zur Erkenntniß seiner eigenen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht, ihm länger anzugehören, und kehrt zu sich zurück und wird selbstständig; er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andere Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ordnete es der Weltordner, daß der Menschengeist durch Alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in Anderm, außer ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel, verschwinden müssen, sobald jene verschwinden.

14.

„Der Gedankenflug meines stoischen Weltweisen riß mich gleichsam über mich selbst fort,“ sagte der Abbé Dillon, „ich ward einer niegekannten Empfindung meines eigenen Ichs theilhaftig. Die irdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reiz für die Sinne verblichen im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich erkannte: daß sie nicht mir, daß ich nicht ihnen gehöre. Das Weltall erschien neu. Ich erblickte es aus einem ungeahneten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdeckte er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen, mich unter diesem ungewohnten Horizonte zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der

Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.

„O Alamontade," rief ich: „so begreif' ich's, wie du mit Seelenruhe sterben, und harmlos die fernere Rolle deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst! Doch gesteh' ich dir, daß es dem Menschen wohl sein würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein Geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daß Niemand darum in Zweifeln erkranken könne."

Wie, mein Herr, entgegnete Alamontade, Sie glauben, daß es dem Menschen besser sein würde? — Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh sein, wie jetzt. Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das, was aus dem Irdischen quillt. Ihn beseliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum nicht unglücklicher. Sie sehen ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit, Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein anderes sinnliches Uebel drückt.

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine höhern Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen?" fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht."

Er kann nicht, antwortete der Philosoph, weil er nicht das Unmögliche wünschen will. Nicht den Sinnen konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie

unser Ich also abgebildet hat, daß dasselbe nothwendig sie denken und glauben mußte. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnenwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unserer Vernunft zu uns spricht: „Ich bin!“ und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt, erlöschen alle Zweifel — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Phantasie und dem durch Erfahrungen der Sinnenwelt gebildeten Verstande erhoben werden.

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, Alles was wir besitzen und erfahren, Alles was wir entdecken in uns und was wir wissen, Alles, sag' ich, beschränkt den Geist zuletzt auf sich selbst, führet ihn mit sanfter Macht zur Selbstständigkeit. Diese müssen wir als das letzte Ziel unserer Handlungen, als unsere Bestimmung, als unsere Hoheit ansehen.

Wahr ist's, dies Erdenleben ist voller vermeinter Uebel; nichts ist darin beständig; Alles wechselt, und wir treiben in einer unwiderstehlichen Fluth von ungewünschten Ereignissen und Schicksalen dahin. Aber klagen wir darum nicht so laut. Eben dies ist der Fingerzeig des Weltordners, daß wir uns über das Irdische und Endliche erheben, unser Heil und unser letztes Ziel nicht in diesem, sondern in unserm Ich suchen sollen. Der Geist des Menschen ist nicht das Eigenthum des Sinnlichen; aber er selbst hat auch kein anderes Eigenthum, als sich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Mensch, für einige Zeit verbunden ist, bleiben ihm nicht.

Wahr ist's, daß wir von den Millionen Gegenständen, welche uns im Weltall umschweben, nur wenig begreifen; daß wir die Dinge nur kennen, was sie in Bezug auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst sein mögen. Aber darum wollen wir nicht

erschrecken. Denn daß wir immer nur auf unsere eigenen Vorstellungen, auf unsere innere Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unseres Werthes, unserer Hoheit, unserer Selbstständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder diese Herabsetzung nur ahnen ließe. Wir stehen einsam, aber wir stehen für uns im unermeßlichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennt sein Selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er sein soll: ein heiliges, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoffgebilde, das wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott.

Ja, ich bin ein für mich geschaffenes, selbstständiges Wesen, und indem mich Alles nur auf mich zurückführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensein verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der Selbstständigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit.

Mag denn der Sinnenmensch zittern, wenn an ihm, was Irdisches ist, zerfällt, und er sich selbst zu verlieren wähnt. Was in diesem Leichnam denkt, ist nicht Staub, ist nicht Erscheinung, wie der Staub, sondern eine Urkraft, welche selbst Erscheinungen wirkt. Sie dauert, sie wirkt ferner. Unsinn wär' es, zu sagen: die Kräfte des Universums verlieren sich aus dem Universum, oder die Welt verliere sich aus sich selbst.

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehret mich, daß mein selbstthätiges Ich verschiedener Natur sei von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiße. Mag dieser aufgelöset werden in die

Stoffe, Beweg- und Lebenskräfte, aus welchen ihn die gebärende Natur zusammensetzte: mein Ich dauert in seiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erscheinungen.

Bald, o bald zerfällt dieser Staub! — fuhr Alamontade in Begeisterung fort, und sein Auge starrte glänzender gen Himmel: Es sei. Ich stehe als unzerstörbarer Bestandtheil im Ringe der Weltordnung. Der Geister wunderbares Reich ist meine Heimath In ihm wohnen die mir gleichen Wesen; dort meine Brüder!

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menschennatur. — Aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durchgerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit, fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; die Galeerenbank war meine Schulbank; schmachtend an den glühenden Küsten Afrika's, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück, denn alle Dornen blühen nun so wundervoll, sie, die ich einst gehaßt, die mich verwundeten.

Und Du — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamm's um sein Angesicht, während ich ehrfurchtsvoll da saß, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergingen — o Du, Erhabenes, Unbekanntes, Heiligstes, durch das ich ward — Dein bin ich, und Dein bin ich ewig. Hoch hast Du mich gestellt in Deiner Wesenordnung, o Unnennbarer! Denn ich darf Dich ahnen, darf Dich denken; Du selber sprichst von Dir in mir. O Vatergeist! o Vatergeist! — ich bin noch immer ein Mensch, und darum immer kindlichen Sinnes, und den Gedanken an Dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu Dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlich empfundener Dank! — Wie glücklich bin ich, daß ich **bin**!

In Dir leb' ich. Durch Dich erheb' ich mich, und gleit' ich von einem Punkte Deines Alls zum andern. — O Vatergeist — — —

Hier wurde seine Sprache immer leiser, immer unverständlicher. Es schien, als schüttle sein Geist die Fessel der Worte ab, um schnellen Fluges emporzusteigen. Ein wunderbares Entzücken strahlte aus seinen Gesichtszügen. Dann und wann bebten seine Lippen, wie im Gebet, als wollte der müde Körper noch den Geist in seiner Andacht, in seinem Dank zu Gott begleiten.

15.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber Keiner war ermüdet. Wir schwiegen. In unsern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Brust. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So hielten wir ihn lange Beide sprachlos an unsern schlagenden Herzen. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade selbst an unsere Brust; als wäre unser Dank nicht dem Abbé, nein, als wäre er ihm gebracht.

„Und so sank auch ich ihm einst ans Herz!" sagte Dillon: „O Mensch," rief ich tiefbewegt, „wie war es möglich, daß dich die Menschen aus ihren Reihen verbannten? Wie konntest du mit diesem erhabenen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann schmiedet man den Tugendhaften an die harte Ruderbank? Warst du vielleicht ein so grober Sünder, daß die bürgerliche Gesellschaft von dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräßlichsten der Strafen verdammt worden. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du mußt geehrt noch einmal in's Leben zurücktreten. Schande darf nicht über dein Grab gehen!"

Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick. „O!" rief er: „Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längstverwaiseten,

armen Herzen! Ach, es hat in den dreiundzwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seligkeit, bevor es bricht!“ Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte stillweinend.

Nach einer langen Pause erhob er sein Gesicht zu mir, und sprach: „O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?“

„Könnte ich dein Leben fristen, lieber Mann,“ rief ich, „gern opferte ich dafür das meinige hin. Du aber weißt es nicht, daß du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weißt es nicht, daß du mich aus Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt, dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und du bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorne Religion zurückgab.“

Er schien mich nicht zu verstehen. — „Siehe, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte Gott aus meiner Welt verloren, und starrte bebend in die Zukunft hin, wie in eine leblose Finsterniß. Zweifel über Alles, über mein Haben und mein Sein, umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich umher, und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. G o t t, U n s t e r b l i c h k e i t und S e l b s t s t ä n d i g k e i t m e i n e s I c h s — sie sind! Mein Geist kann sich nicht selbst abläugnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Natur; gewogen liegt auf den untrüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. Die Finsternisse klären sich wieder auf, und was verödet, blüht mit jungem Leben! — Und Alles das ward mir von dir ertheilt!“

In dieser schönen Stunde war's, daß Alamontade's Herz sich freier gegen mich aufschloß. Er gab mir in zerrissenen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich, auf mein dringendes Bitten mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt. Ich darf's nun wohl nicht erst sagen: Alamontade war unschuldig! Ich wollte auf der Stelle an seiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daß ihm die Gerechtigkeit öffentliche Genugthuung leiste, ihm die geraubte Ehre zurückgebe. Er schüttelte den Kopf, und bat mich, so lang er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er sei nicht lüstern nach der Achtung einer Welt, die ihn so lange, so unbarmherzig verstieß, und zöge es vor, die letzten seiner Tage unzerstreut und ungestört sich selber zu gehören.

Ich wirkte für ihn bei den Behörden sogleich ein besseres Zimmer, größere Bequemlichkeit aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach so viel ausgestandenen Leiden. Ach, daß ich ihn so spät erst kennen lernte!

Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch die geheimsten seiner Wünsche, zu entdecken, sagte er endlich: „Wohlan, schreiben Sie doch nach Nismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob sie noch am Leben sei? Ob sie sich verheirathet habe? Ob sie glücklich war?

Ich kannte diese Clementine aus seinen Papieren und seinen mündlichen Erzählungen. „Und wie, Alamontade?" sagte ich, „wenn nun Clementine noch am Leben wäre? Nicht so, du würdest wünschen, Sie noch einmal zu sehen?"

Er lächelte bei dieser Frage still vor sich nieder. „Ach sie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verschönerte, und mich weinend bis an die Schwelle des verlornen Edens führte. Nein, bemühen Sie sich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontade's nicht mehr gedenken, wenn sie lebt, und noch weniger

Bayerische Staats-Bibliothek

wird sie sich überwinden können, eine Reise zu machen zum Sterbelager des Galeerensklaven!"

Ich schrieb. Ich bot die Hilfe aller meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und sie zu bewegen, ohne Versäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorständen. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Es war bei Montpellier, wohin sie seit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, so entschloß sie sich, die Reise nach Toulon zu machen, ungeachtet sie an einer schweren Krankheit niederlag.

„Doch, ihr Lieben," fuhr Dillon fort, wir vergessen, daß die Mitternacht vorüber ist, daß wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn ihr wollet, erzähl' ich euch die Geschichte unsers gemeinsamen Freundes. Sie ist belehrend. Ein so grausames Schicksal konnte, ohne darunter zu vergehen, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eigenen Schmerz, ging er heldenmüthig durch ein schauerliches Leben, von welchem jede Stunde schreckhafter, als der Tod ist."

Bei diesen Worten erhob sich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben Sie sich selbst in unserm Namen gesprochen!" rief ich: „Welch ein majestätisches Wesen dieser Alamontade in seinen Ketten! Welch ein mächtiger, seltener Geist! Seine Worte tönen, wie Göttersprüche, und machen göttlicher den Menschen. Ich will mir seine Reden abschreiben. Nur Bruchstücke sind sie, aber in sich ein Vollendetes. Man muß sie öfters lesen, öfters hören, um in das schöne Heiligthum ihres Sinnes einzugehen!"

„Und ich erricht' ihm einen Altar in meinem Garten!" rief

Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich an Alamontade denken, und mein ungeübter, schwacher Geist wird sich in der Erinnerung an ihn erheben und mächtig sein!"

So schieden wir begeistert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

Zweites Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier," sagte er, „ist Alamontade's Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu Allem nur die vereinende Schnur; Alamontade's Gedanken und Worte sind es, die ich darauf an einander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen dazu leiteten."

Unsere Neugier war auf's Höchste gespannt. Mir war es unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galerensklave zum Besitz so reifer Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gelangt sei, oder wie ein solcher Mann durch richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte. Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Weltansicht. Welche Zartheit der Empfindung, gepaart mit Geistesgröße! Welch ein Heldenmuth der reinsten Tugend, und welch ein herbes Schicksal derselben! Wie verschwindet unter seiner Hoheit die Größe jener Helden des Alterthums, die nur durch

der Dichter Zauberwerk uns erschüttern! Ein Geist, wie der des geliebten Sklaven, ist jeder dichterischen Darstellung entwachsen. Einsam, anspruchslos und um so erhabener wandelte seine Tugend über die versinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Saitenspiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenstände der Sinnenwelt schauen; selbst seine Götter kleiden sich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dillon, beschattet vom spielenden Weinlaub am Fenster, las. Nie vergess' ich dieser schönen Stunde.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade. Ich verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber, außer dem Zehnten von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Abgaben hingeben. Unsere alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Noth. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas," sagte er mehr, als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße meines Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen."

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ich's

konnte. Aber mein kindlicher Trost beugte ihn nur tiefer. Er ward kränklicher und ahnete das Annahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich gerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittere Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verließ, wenn ich's sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan, denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehen. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O! mein Vater, weine doch nicht!"

Welch ein glückliches Volk könnte jene Gegenden bewohnen, wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Aernten gibt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es gibt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; gibt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schoos der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahr alt, da starb mein Vater. Es war ein heiterer Abend, die Sonne nah' am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte im Schatten eines Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genießen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich ging zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn!" sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kommt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergessen. Ich werde vor Gott stehen, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns, und sei der Tugend treu bis in den Tod! wir wollen für dich beten. Gott sorget für

dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wird's thun, wenn die drei seligen Herzen der Aeltern und des Kindes an einander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebirgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuern Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht — sein Name ist mir entfallen — welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes, bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Straßen der Stadt Nismes gingen. Ich zitterte. Ein unwillkürlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas?" sagte der Knecht: „Du siehst blaß und finster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach!" rief ich: „Bringe mich nicht hierher in dieses schwarze, steinerne Labyrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laß mich taglöhnern in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch diese Mauern; sie stehen wie Kerkerwände; und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller," antwortete er, „wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnen. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvollen Herzen

der gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Gewöhnt, in der freien Natur mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mocht' ich's in den engen dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt. In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Umgebung an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Merkmale zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Kameliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das artige Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider — —"

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung saß

die Mutter am Tisch, von drei blühenden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweijähriger Knabe saß auf dem Schoose der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen Alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist Euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, Euer Schwestermann, ist gestorben, und in Armuth. Darum befahl er mir, Euch seinen Sohn zu bringen, daß Ihr sein Vater sein möget.“

Sei mir willkommen und gesegnet, Colas!“ sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater sein.“

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand und sprach: „Ich will deine Mutter sein.“

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die drei Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern!“

Von dieser Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie Alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahr trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum

hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so sende ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du ein Vertheidiger unserer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten.

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihete mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volkes und die Wuth der Mönche verfolgten die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Schein besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtage, und hielten die Bilder ihrer Heiligen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haß der Verfolger aus.

4.

Schwebend zwischen zweierlei Kirchen, deren eine ich öffentlich, die andere heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Parteien, und wie Stolz, und Haß, und Eigennutz mehr, als Einsicht und Frömmigkeit unter den Fahnen der kriegenden Kirchen standen, ward ich, ohne es zu wissen Heuchler und Zweifler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirksamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtenen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze, nur die nieangefochtenen

behielten in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Inneres Allen, um nicht Allen ein Gräuel zu sein.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftlosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchem sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Titels ihrer Fürsten bekriegten, war mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in Allem anders, als ich, urtheilten. Ich sah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht viel menschlicher, als jene, vor deren Menschenopfern wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschenopfer schlachteten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altare ihrer Götter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Gräuel meines Zeitalters, und sah kein Mittel, die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechtstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Viehgattung, die mächtigsten Reize zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht, des Steigens und Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahnet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne daß ihr Wesen immer die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald das Gelächter der Umstehenden, das Opfer des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du Einziger, du Erhabener! Dich verkannten deine Feinde, aber noch weit mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag.

Doch allzu verwundend für mich war die finstere Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraume der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönere Welt zu bauen, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle hinüberpflanzte.

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römergröße, waren mein Lieblingsaufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabenen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mir, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Die Ueberbleibsel längst verstorbener Menschengeschlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An dem römischen Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms, den Gothen, errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnungen armer Taglöhner und Fabrikmenschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hilfsgeschrei eines weiblichen Geschöpfs hier unter den Schwibbogen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschoß, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher

schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen mit zerrissenem Haar saß auf einem Marmorblock bebend und außer sich.

„Ist Ihnen Leides gethan?“ fragte ich.

Sie betastete ihren Kopf. „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Steinnadeln von Werth; mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter und Schwester. Sie erwarten mich draußen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth, und er führte mich in diese entlegene Gegend.“

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten an's Licht. O Clementine! — —

Sie war eine Blüthe von sechszehn Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutrauen, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war einundzwanzig Jahre alt geworden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden alter Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach! sie war wohl etwas anderes.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen. So ist's wahr, daß die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

„Sie sind fremd?“ stammelte ich.

„Freilich,“ antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir.“

„Ich führe Sie dahin.“

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen von Nismes waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern glänzende Gewölbe, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie drängte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommnen, welche durch ausgeschickte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mir mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen, ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Hauses Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor alle Hoffnung, die schöne Erscheinung je wieder zu sehen; aber nicht meine Sehnsucht.

Die Zeit erschien, daß ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaß seines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. Die ganze Familie stand weinend um mich

her beim Abschiede. Ich versprach, in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und ging, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle Stunden. Ich wanderte im Schatten der Maulbeerbäume zwischen goldenen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette entlang, über welche die grauen Sevennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer der Vidourle, im Schatten eines reinlichen Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maße nach, zu wirken übrig bliebe. Ich fand noch vierzig Jahre, und schauderte vor der Kürze unserer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebirge bedarf zu ihrer Entwicklung eines Jahrhunderts, und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Sein so flüchtig! Und warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber reiches Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehen. Der Gedanke beruhigte mich. Nun denn, dacht' ich, vier Jahrzehnde, und dann stehst du, Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmälig über diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äußern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffes erlahmte die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir seine Werkzeuge heißen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irdischen anwurzelt, wurden

die Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und Alles, was durch die sonst so geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in vollkommener Gewalt, und vergaß die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und ich gab zuweilen Reden, die Niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, daß ich der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten; sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seins. Dies Sein, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeußerm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher keine Folgen, und keine Zeit mehr. Genug, ich war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, wo wir die Veränderungen der Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Gefolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden von allem Wechsel, ist im Sein keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte nun Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall auf's Weltall zu sein. Ich empfand immer heller, und hörte ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische mich umströmen. Vor mir schwammen goldene, blendende Strahlen, und Silbergewölke gaukelten dahin. Ich senkte den verwunderten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im kristallklaren Aether flossen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schönheit, einen Kranz von jungen Blumen um's dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt nur die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht!" dacht' ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen, herbei. Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade!" sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabenen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte ob ich Erfrischung verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade?" sagte er. Ich bejahte es. „Nun, Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl hinterlassen!" erwiederte er. Ich ging zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeßlich schönen meines Lebens.

7.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Montpellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller eines auf der gegenseitigen Straße stehenden Hauses waren meine dürftige Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hing über meinem Schreib-

tisch. Des Frühlings Blüthen=Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Citronenblättchens auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, den mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehen. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne und Nismes, und vielleicht durch irgend einen glücklichen Zufall die geliebte Heilige wieder zu sehen.

Eines Tages öffnete sich die Thür meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige Aussicht!" sagte er, und trat an's Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt!" setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehen, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie," sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?"

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum hin für die nothwendigsten Bücher."

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren!" gab er zur Antwort und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen

sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens die melodischen Töne.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn an's Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer. Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß er sich umwandte und horchend neben mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer!" rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müssen Freunde werden!"

Ich war der seinige schon; wir wurden's noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude; sein Ziel war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eines der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Castelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gattin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt.

Bertollon besuchte sie selten. Nicht Liebe aber, sondern Konvenienz und Interesse schienen diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltene Ausnahme. Demungeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst Glied von der Brüderschaft der Pönitenten. „Es ist ein so Geringes," sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man diese nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr. Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte diese ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung, und bewies mir, daß sie unter verschiedenen Nationen auch verschiedene Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem er eine meiner Kardinal-Tugenden zu verschiedenen Völkern wandern und überall übel anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze, mir lieb; denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Palastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht

für sein erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht in's Paradies von Languedoc hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehen verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie in tiefer Trauer sei um Clementinens neulich verstorbene Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Vierteljahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwandt an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück, und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien. Ich flog nach Nismes, in der Hoffnung, dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehen. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht' ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen. Ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder, und auf der Stätte, welche Clementinens Fuß einst durch seine Berührung gleichsam geheiligt hatte. Liebe und Wehmuth zogen mich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals Alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach! umsonst harrte ich einer Engelserscheinung entgegen. Ich verließ den schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebene nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich

am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude!“ rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unserer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort, dich zu stärken; denn unsere Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichristen zu brechen, und das in den Staub getretene Evangelium triumphirend emporzuheben!“

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeußerungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die Hugenotten von Mund zu Mund; jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andere Sorge. Vergeblich hatte ich alltäglich die Straße des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

Auf der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich: er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreuungen dieser großen Handelsstadt ihren Schmerz über den Verlust einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augen-

blick lang und aus der Ferne nur zu sehen, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche ich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Plane, nach Marseille zu gehen; nur drei Tagereisen waren es bis dahin — und dann wollte ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen — könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehen — könnte sie mir nicht für so viele Mühe einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abenteuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagener trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ist's denn?" fragte Herr Etienne mit starker, stolzer Stimme. Er hatte überhaupt, ungeachtet seines frommen Aeußern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohesten sein soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt; der Marschall liegt nicht außer der Gewalt des Herr-Gottes!"

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl Recht, Colas!" sagte der Alte: „Und es verdrießt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hierher gesandt, und dir gebieten lassen, morgen um die zehnte Stunde ins Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ist's nun? — Will

dir dein Gewissen wohl, so geh' zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle."

Allerdings konnte der von einer so erhabenen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Offiziere, Edelleute und Garden begleitet. Der äußere Pomp der Großen übt über die Gemüther der ungebildeten Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr!" rief Herr Etienne: „Geh' hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Kabinet. Nach mehr, denn anderthalb Stunden, wurde ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehen, Alamontade," sagte der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lob ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an, Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber emsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners, zu bewahren, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlgefallen gegen mich

blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbarn und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt' ich's nicht?" rief Herr Etienne: „Gott ist's, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzes ragt das heilige Kreuz gen Himmel!"

9.

Herr Bertollon war auf's Land zu seiner Gattin gereiset, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß stand ich in meinem Dachstübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mir wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier!" sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Palast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine sein!" rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehen und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor,

und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er erhob sich — ich sah Clementinen, und in einem Augenblicke, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundene Gluth brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehen zu müssen. Und als ich abermals hinüber sah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ist's!“ tönte es in mir, und ich stand auf der Höhe irdischer Seligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir. Ein goldener Schimmer übergoß die rußigen Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumenmeer. Die Welt zerfloß unter mir wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach, welcher Seligkeit ist das Menschenherz mächtig!“ rief ich, und sank auf die Knie nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast Du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!“

10.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmälig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich

an's Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsere schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O selige Stunden, die ich harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Arm und geringer Herkunft, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie durft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes warben?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, sind die Krone des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer in Liebe stilllodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neuesten und rührendsten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erste Strophe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es sein, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der Seele. Welch eine unnennbare Wollust für mein Herz: Clementine würdigte mich des Gesprächs!

Ach, tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfangen, in welchem sie gegeben

und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahen wir uns schweigend und liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet, unter den Schattenbäumen des Peyrou*) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsere Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, und hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahnete den Umgang unserer Seelen, unsere schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herrn Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr der Gemahl vor.

„Hier," sagte er, „ist Alamontade, ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame."

---

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth allen Zauber verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein gefühlvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachläßigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verleumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezogenes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Zeit auf der Hochschule gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß, uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtliche Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich sie nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigene Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas, in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nicht anders, als sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe machen.

„Aber was willst du, Colas?“ rief er: „Bist du Meister deines Herzens, daß du es wagen kannst, dem meinigen Gehorsam abzufordern? Wenn du willst, nun ja, ich will es

dir einräumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man aber nicht zu lieben, sondern höchstens nur zu bewundern. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug, und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeigte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dankbar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen, was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicher Weise unter diesen Fehlern einer oder der andere von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht Konvenienz-Ehe in Herzenssache umschaffen könnte?"

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers.

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ich's schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unserer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre Alles zerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äußern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äußert; aber dann ist es unvernichtbar, und Alles verzerend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu sein; ohne ihr unglückliches Temperament möchte sie eine Heilige

werden. Aber eben dies vernichtet alles Bessere. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich selbst Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelte meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umgangs entfesselte uns allmälig von der lästigen Etikette, und gab mir für Madame Bertollon einen Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter!" sagte sie einmal, als sie an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder ging: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Charakter gibt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon?"

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll Hochachtung für Sie. Hassen? Er müßte ein Ungeheuer sein, wenn er das könnte. Nein, er ist ein edler Mensch. Er kann Niemanden hassen.

„Sie haben wohl Recht. Er kann Niemanden hassen, weil er

Niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und Niemanden; die ganze Welt und Jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvolleren Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame.

„O daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern.

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe."

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch.

„Liebenswürdig? Er ist's. Er weiß es, und bemüht sich, es zu sein; aber leider nicht um Andere, sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht schlecht ist."

Gewiß, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daß ich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu sein, und so sehr geeignet wären, es eins durch's andere zu werden, als Sie und Ihren Gemahl. Und doch stehen beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben, genug gelebt und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander auf's Innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte.

„Sie sind sehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilte längst dem seinigen nach, welches vor mir flieht, so, fürcht' ich doch, wünschen Sie eine Unmöglichkeit. Wenn's aber noch Einem gelingen sollte, so würden Sie der Eine sein. Sie, Alamontade, sind der Erste, dem Bertollon so ganz eigen sich hingibt, an den er sich

so fest klammert. Versuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Denkart."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, die Bertollon noch ausüben soll? Er ist großmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich — — —

„Sie haben Recht, das Alles ist er."

Und wie soll ich ihn ändern?

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen!"

Zum bessern Menschen? — erwiederte ich erstaunt und blieb stehen, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen. Ist er denn böse? Ist er lasterhaft?

„Das ist Bertollon nicht!" antwortete sie: „Aber er ist nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen?

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vortheilhaft ist. Er ist nicht tugendhaft, sondern klug. Er sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böse. Er würde eben so gern die Hölle zur Erreichung seiner Absichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er setzt seine Seligkeit darein, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und thut er, was unter den gegebenen Umständen zweckmäßig sein mag. Die Welt ist ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlauesten Alles gehört. Das Gedränge der beisammenlebenden Menschen schuf,

wie er glaubt, Staaten und Gesetze, Religionen und Uebungen. Der Weiseste ist ihm, wer das verworrene Geflecht der Umstände bis auf den feinsten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An sich ist nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehen Sie, Alamontade, dies ist mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur sich. Sein Sinn und Geschmack ändert und darnach sein Wesen. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er seine Ziele. Er ist der Sohn einer angesehenen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlstandes herabgesunken war. Er wollte reich sein, ward Kaufmann, verschwand in entlegene Gegenden, und kam als Herr einer Million zurück. Er wollte seinen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt keine Heiligkeit. Er überwältigt Alles; Niemand ist ihm stark genug, weil Jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch Alles das in mir zur deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es dunkel in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte, und verzagte, sie ausebnen zu können.

Aber, Madame, sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, ihre Tugend wird ihn endlich fesseln.

„Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit

des Charakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung hält, womit die Phantasie der Blöden voll kindischen Eifers spielt?"

Er hat aber doch ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für sich, und nicht für Andere. Er will geliebt sein, ohne sich dafür zu veräußern. Ach, und kann man einen solchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie gibt sich ganz dem Geliebten hin; und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht, sie wagt's darauf, ob endlich Treue sie beseligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht sein. Sie begehrt des Andern Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich."

13.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich!" seufzt' ich, als ich in meinem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab, und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien sie nicht damals mit eigener Hand dies krönen zu wollen? Wär' es nur kindliche Tändelei gewesen? — Ach, hätte es ihr gleich gegolten, ob es eine Dornenkrone, oder eine Blüthenschnur ist, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich hin, sah hinab in die Straße und nicht wieder zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir

einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen als Gattin gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu sein. Aber Gattin? Ich, der arme Sohn eines in Schulden verstorbenen Bauers; ich, der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montpelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äußeres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob. Ich wollte mir durch eigene Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangene Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drucken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall erhob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und dieser ärntete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die Meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie ihn ja

am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andere. Er ließ keinen Tag entfliehen, ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O! Bertollon," rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein Mensch bist du! Warum muß ich dich doch eben so beklagen, als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das Eine und nicht das Andere. Antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es sein zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sei damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußstapfen. Für jetzt sei wenigstens tolerant. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen.

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig in's Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?"

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar.

„Wenn du Montpellier vom Untergange erretten könntest, durch eigene Aufopferung: wärst du fähig, lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden?"

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daß es dergleichen gibt. Aber komm' auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen saugst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusammen, die für deine Begriffe in den Tod gehen sollen; du findest unter hundert Millionen nicht Einen Mann. Alles ist nur unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie starben für ihre Vorstellungsart und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren.

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen."

Dann wärest du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft.

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich in's Verderben stießest; würdest du mich in's Verderben stoßen?"

Für eine solche Frage sollt' ich dich hassen, Colas.

„Und doch konnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem, was dir nützlich ist. Du wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs."

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer

die nach deinem Begriffe gute Sache vertheidigen willst, und nie die ungerechte, wenn du dir Vortheil dabei spinnen könntest.

„Ich schwöre es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren möchte."

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn gezeichnet findest. Geh! du wirst der Welt Narr, wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannst.

So stritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir seine schrecklichen Meinungen nicht immer so scherzend gesagt hätte, als wenn er sie selbst nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harnisch jagen; und wenn's ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber sprachen gegen seine Worte.

15.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den schönen Sinn, der sie beseelte. Sie glühte für die Tugend, welche sie mit religiösem Eifer übte.

Ich ward ihr Tischgenosse. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einsam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe schlagen. Bald konnt' ich ihren reizenden Gesang mit meinem Saitenspiel begleiten. Sie sang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden sein, wenn mein Herz nicht an Clementinen hing.

Wenn ich von ihr mit Enthusiasmus zu Bertollon sprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein so liebenswürdiges Geschöpf sich selbst überlassen könnte, antwortete

er: „Unser Geschmack ist verschieden. Laß doch einem jeden den seinigen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts. Sie ist also darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wußte dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freut's mich; und lieb ist's mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Colas, auch ich bin großer Aufopferung fähig. Denn ich überlasse dich ihr, oft wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß, vor den Tribunalen des Königreichs als Anwalt zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bei Madame Bertollon seltener. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander unsrer bedürftig geworden, aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

Zuweilen schien es mir, als wäre sie trauriger, denn sonst, und dann wieder liebreicher und hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgnisse beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühte mich vergebens, davon die Quellen zu erforschen. Indessen blieb es mir nicht verborgen, daß sie nicht mehr die immer Heitere und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie

sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühte mich oft vergebens sie aufzuheitern. Die Wehmuth ihres Blickes, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben, mir unter erkünstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiele sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die Harfe zurück. Sie stand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück."

„Nein," rief sie, „lassen Sie mich!"

Aber so kann ich Sie unmöglich verlassen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht sehen? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht selbst so? Und gibt dieser schöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umsonst verdecken wollen?

„Lassen Sie mich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!" rief sie, und wollte sich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie sind unglücklich . . . sagt' ich.

„Ach, unglücklich!" seufzte sie mit unverhaltenem Schmerz, und ihr schönes Gesicht sank an meine Brust, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkürlich schlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zusammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich.

Ich stammelte ihr Worte des Trostes, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ach, unglücklich bin ich!“ rief sie mit Heftigkeit und schluchzend. Ich wagte es nicht weiter, mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfindungen abzuwehren. Ich ließ sie ausweinen, und führte sie zu den Sesseln zurück, da ich fühlte, daß sie schwächer ward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Brust.

Ihnen ist nicht wohl? fragt' ich schüchtern.

„Es wird mir wohl!“ — antwortete sie. Nach einer Weile ward sie ruhiger. Sie sah auf, und sah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade?“ lispelte sie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben? — antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug' in Auge saßen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küßte sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß sanft erwiedert. Unsere Umarmung lösete sich nicht; meine Thränen verdufteten über der Gluth der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundschaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd, wie ein Berauschter, kam ich in mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu

lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's, der, ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unselige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten zurück; vergebens enthüllte ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundschaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reizend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die Gluth ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die ernste Warnung des Gewissens.

„Elender, du wirst bereuen, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des spätern Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen!" So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangenen Abends schwelgte, und dunkle Ahnungen mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang geriethen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe; log ich ihr vor, wie mich geheime Leidenschaft verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke.

Ich bat, ich beschwor sie, mich nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Phantasie ein begeisterndes Gemälde unserer Seligkeit auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder. Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehen, schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehen.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedene Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der alles verschlingenden Neigung. Ich beschloß zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch sie sich wegen ihrer bewiesenen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht sein konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubniß unserer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch freveln?" rief's wieder in mir: „Also doch nun einbüßen den lange bewahrten innern Ruhm der Unschuld?" Ich wankte, und trat zurück.

„Sei rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet!" sprach ich zu mir selbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Gedanke: Sei rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen

immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nun lauter, und ich verspottete beinah' meine eigene Religiosität.

Da öffnete sich die Thür meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl?" sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich auf's Bette hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß!" sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene!" rief's in mir: „Dem Ehemann entdecke Alles, Alles: so ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes!"

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe!" sagte ich schnell und mit Furcht, ich möchte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestoßen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war geschehen. Der Ehemann wußte Alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unserer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sei Rettungsmittel. Wir müssen gleichsam den widerspenstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der

Betäubung vor den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innere Stimme sagt: „Ergreife sie!"

Bertollon entfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas?"

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehen, denn ich liebe sie!" antwortete ich.

„Du bist ein Narr, glaub' ich!" — sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniß, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin zu schwach, um immer meiner Herr zu sein, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig sein könnte."

„Ein Heiliger, wie du, Colas," sagte Bertollon laut lachend, der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sei ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sei dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wälztet: würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet!"

Er sagte dies Alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth erneute meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur, daß ich einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein," sagt' ich, „lieber Bertollon, ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe, und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehen. Ich will — —"

„Wozu mir das sagen?" unterbrach mich Bertollon: „Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ich's nicht längst bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Charakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sei, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir!"

„Was sagst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihrer Gemüthsart? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt!"

„Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind."

Er brach hiermit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursache hatte, die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmälig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide lange sprachlos. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ich's noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen?" sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehen zu büßen."

Sie schwieg.

„Ich habe ihr Vertrauen gemißbraucht," fuhr ich fort: „ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes! — ich habe gefehlt."

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eigenen Gewalt; und wer könnt' es sein bei Ihnen? — Aber — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein Entschluß ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt."

Entdeckt? rief sie erschrocken: Und er? —

„Er verfärbte sich anfangs." — —

Er verfärbte sich? — stammelte sie.

„Aber mit Vertrauen auf Sie, Madame, und mit einem Vertrauen, größer, als meine Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen."

War das ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ist's noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich tausend Wohlthaten schuldig bin."

Sie sind ein edler Mensch! — sagte sie, und Thränen rollten

über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünsche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsere Freundschaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen.

Sie schluchzte heftiger. „Ja!“ rief sie: „So ist es besser! Wir müssen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsere Herzen ruhiger schlagen, bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können!“

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund!“ sagte sie jammernd, und warf sich an meine Brust: „Ich überlebe diese Trennung nicht lange!“

Und indem ihr Herz an dem meinigen schlug, und unsere Leidenschaft höher loderte, und unser Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungespürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und schworen, sie doch zu tödten in unserer Brust. Wir beschlossen, daß wir uns trennen, daß wir uns selten nur sehen, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns sehen wollten, und versiegelten mit entseelenden Küssen den unzerstörbaren Bund unserer Seelen.

Welch ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wo er am stärksten zu sein glaubt. Wer die Versuchung flieht, der ist der Held; wer sich muthwillig in sie begibt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir schieden von einander, hatten wir verabredet, ich solle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reisen. Auf dem Landgute bei Castelnau sollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Besuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorsatz aus, so sehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reisete ab, ohne auch nur den Abschieds-Besuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rausche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie wahr und rein geliebt hatte, und verabscheute mich selbst, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Rausch gewesen, entstanden erst unter der unglücklichen Liebe, welche die schöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht ward, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln stieg mein Gemüth allmälig zu ehemaliger Heiterkeit hervor, und Clementinens Bild stand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte, bei meiner Flucht aus Montpellier, Kranz und Harfe zurückgelassen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergessen gehabt hätte, sondern Scham und heilige Scheu stießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte berühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu sein, und hielt die Qual der Sehnsucht und der Entfernung nur für die gelindeste Buße meines Verbrechens.

Es verstrichen vier Wochen. Bertollon allein besuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch fesseln mich meine Geschäfte an die unselige Stadt!" sagte er.

Er machte verschiedene Versuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umsonst. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einsamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Larette ist draußen, er will Sie schlechterdings sogleich sprechen!“ sagte er, und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verstört.

„Stehen Sie auf,“ rief er, und kommen Sie sogleich nach Montpellier.“

Was gibt's? fragte ich erschrocken.

„Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an. Sie haben keinen Augenblick zu säumen. Bertollon ist vergiftet und liegt auf den Tod.“

Vergiftet? stammelte ich und sank fast ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehen. Ich bin hierher gesprengt auf seinen Befehl!“

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragte ich wieder unterwegs.

„Freilich!“ erwiederte Larette: „Doch es ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet.“

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen?

„Der Magistrat.“

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubt's, und Jedermann — —“

Herr, Sie zucken die Achsel? Und Jedermann? — — Nun, fahren Sie doch fort, was wollten Sie doch sagen? —

„Daß es Jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, mein' ich, heißt er — —“

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift auf Befehl der Madame Bertollon vor ungefähr acht Tagen geholt zu haben.“

Der höllische Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie Alles.“

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat sie eingestanden? —

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müssen.“

Entsetzlich! Und auch, daß sie es sei, die ihren eigenen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer gesteht auch so was gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen, er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke besitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine sehr kostbare Essenz, die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte.“

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz. —

„Sie selbst goß die Arznei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Giftes. Man fand davon noch Spur in der Essenz, die im Löffel geblieben. Der Arzt that sein Mögliches, ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Unter-

suchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sei eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt, auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizeiamt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und deren Befehl. Madame Bertollon ward obrigkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufenen Spezereihändler wieder erkannte Gift; nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehen die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette nicht, den kein Fremder wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsere Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich der zerstörenden Gluth im Charakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unser Verhältniß offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnte es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in ihr reifen mochte; ich sah sie den verfluchten Trank ein-

rühren und, von ihrer Leidenschaft geblendet, dem unglücklichen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch?" rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung sein sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon?" fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen in aller Frühe das Haus verlassen, und sei zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sei nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eigenen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seien gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würde ich ein Verbrechen eingestehen, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann."

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, insofern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Gewalt, ja sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Madame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Larette nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannigfaltiger Umstände verbreiteten immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch diese außerordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmälige Genesung durch die Kunst der Aerzte erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon!" rief ich: „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärest! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Siehe, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich in's Grab zu gehen. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reizen ausgestattet, ein Weib, dessen Aug' und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich sein?"

„Liebst du sie noch, Alamontade?" fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt; nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnengaukelei war's, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen das meinige. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen, die ich ihr verschwendete. Ich kannte sie nicht!"

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Aber der berühmteste Advokat von

Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern gefüllt, die seinetwillen oft von entlegenen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts," sagte Bertollon, „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig trenne. Ich dringe auf keine andere Bestrafung ihres mißlungenen Versuchs. Ihr eigenes Gewissen und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

„Das wird er nicht!" rief ich und glühte auf: „Ich bitte dich, Bertollon, wenn ich gleich ein Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach, übergib mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh', gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige."

Bertollon lächelte; aber er äußerte mir zugleich seine Besorgniß, daß ich der Gewandtheit meines Gegners nicht gewachsen sei. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen

Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon!“ sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und erheben, wenn ich einmal unter Menards überlegenen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvoreilig selbst eingestanden.“

21.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehen der darin spielenden Parteien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, die ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemandem ahnete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre unerlaubte Zuneigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dieses war noch Geheimniß; es sollte Geheimniß bleiben. Nur wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwalt Bertollons sei, gab man schon im Voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugenverhören wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen jungen Menschen aufzutreten, der noch vor Kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, daß er

mich selbst auf's innigste erschütterte, und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volks aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbeern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Partei gewonnen, und ihre ehemalige Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochener Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen sich einst Madame Bertollon gezeigt hatte.

Je mehr inzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Partei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen war. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung einer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte den Kopf. Sie machte mir eine drohende Geberde. Ich

glaubte sie zu verstehen und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seliger, als ich. Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sie im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie strenger, als bisher vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheue, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalts vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon ihre Sache vor Gericht selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie

war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Blässe des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade," sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier? Sie schwieg eine Weile: dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!"

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todesstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!“ über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienz-Spiel sei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir lebten fröhlich: um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern und schworen uns im tollsten Rausche ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas!“ sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?“

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen und rief einmal um's andere: „Aber Närrchen, du mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde.“

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!“

Desto besser. Denn ich bedarf noch eines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Rom verkauft Dispensen. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?" rief ich erstaunt: „Du willst dich wieder vermählen?"

Wie anders? Siehst du, ich meinte anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätte ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nicht."

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jacques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!“

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldner Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst, freilich nur wenig, in die Essenz gethan.

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon.“

Nun, eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thut's keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen?“

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!“

Aber schlau war's? Nicht so, Colas? denn nun stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, ließ es meiner Frau sagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch bestellt, so konnte gleich dem Gift entgegen gearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine kleine Portion hinein gethan.

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig?“

Das ist gerade das Lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, sie sei rein behext. Denn sie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den besten Dietrich habe.

„Aber . . .“ sagte ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile stieß ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liqueurs um, und vergaß, es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch sein. Ich schwöre dir, an dem Tage, wo ich Julien heirathe, feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? du wirst, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie!

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern das Glas reichte. Ich drängte schaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh' schlafen!“ sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch' eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend, an ein so scheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod sein kann.

Es wurde mir wohl, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn,

hätte er so gräßlich handeln können, wie mochte er es wagen, sein Leben lang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß aufzulösen drohte? Wie konnte er sich einem Bösewicht, wie einem rechtschaffenen Manne schamlos in eigner sündlicher Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeußerungen über mich und die unglückselige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte . . . Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mißtrauisch auf unser beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit ihres Gemüths gesprochen, so bereitete er wahrscheinlich schon damals Entwürfe, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich thut es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlußlos. Gerettet mußte die Unschuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes; nur ein Uebermaß seiner Liebe zu mir und Weinrausch hatte ihm das entsetzliche Geständniß entlockt — sollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; sollte die Hand, welche von ihm unzählige Almosen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund stürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollte ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!“ seufzt' ich: „Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?“

Aber mein Gewissen rief: *Sei gerecht, ehe du gütig sein willst!* Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen

sein mögen, die wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein Gerechter solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchst dringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!" seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir," sprach ich endlich, „ist deine Frau gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?"

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!"

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur . . ."

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe, du bist gescheid!"

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben."

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?"

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich

wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrak, da er sich bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere.“

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?“

„Flieh', sag' ich, noch ist es Zeit!“

„Warum?“ entgegnete er: „Hast du im Sinn . . . oder vielleicht schon . . .“

„Um Alles was dir lieb und heilig ist, flieh', sag' ich.“

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief unangekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf, der Polizeibeamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!“ schrie er zu mir, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Arm auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großer Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungsort des Präsidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig geworden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich in's Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen habe. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille ging durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter,“ sprach ich, „einst stand ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände; getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückliche, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!“

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsszene, aus

dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie umringenden hingesunken. Der Vize-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heute in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschalls Montreval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Knie brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen?“ stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade!“ seufzte sie leise, und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrängte Menschenmasse, welche

mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palastes hinab.

Im Begriff, in die Sänfte zu steigen, ward ich von einem jungen, wohlgekleideten Manne angehalten.

„Sie können,“ sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichen Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einstweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen.“

Diese Einladung, mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ich's nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straßen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam, vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straße war, worin Clementine wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung sein konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem großen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles, was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraume dieses Tages für mich zusammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor, mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbunden, daß er mir die Ehre verschafft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehen.“

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes, und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzuentkräftet. Der Blutverlust am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöpft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie, und sprachlos sie, bis Gestalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollon'schen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug!

Unterdessen war Madame Bertollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereiset und in ein entferntes Kloster gegangen sei. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschluß an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken!“ sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet.

Hier ist er:

Abtei St. G** zu B*. Den 11. Mai 1702.

„Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten, die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten sein. Ich habe das stürmische Leben der großen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgibt mich; ich habe mich ohne Mühe von Allem, was mir einst lieb und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug.

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draußen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod desto reizender zu machen.

„In der Blüthe meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwenschleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andere, die mich zerstört.

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verhehlen mochte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es — ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zucken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht, daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben sein würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!

„Doch nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und noch immer geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar sein. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines Andern

durfte dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth.

„Ich fühlte es immer, und immer ging ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehen der Gefahr, meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatt' es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Scham mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglücksbringer, und du mußtest es sein, der vor den Richtern mich darum befragte!

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nie betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läßt mich ohne Trost. und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt ihn zu mildern.

„Hier in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da meinen Trost!

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dazustehen! Und einsam bin ich, denn mich liebt Keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in den fröhlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebirg, unbekannt und ungesehen; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück.

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen,

unsern Scheidebrief. Ein brechendes Herz hauchte die Worte; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an und will dich selbst nie sehen. Ich will zu Gott flehen für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihen, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod in's bessere Leben leiten.

Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft weint' ich bei ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit oft besucht. Nicht wie einem Fremdling, sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für Andere zu leben. Immer nur beflissen, Andern Freude zu machen, Andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehen ihrer eigenen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Gütigkeit führte überall nur das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig war ganz Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatte ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd, ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freun-

dinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer sie bewunderte. Und von Allen war sie die Demüthigste, sie wußte von ihren eigenen Vorzügen nichts, und gerieth in Entzücken, wenn sie dieselben in Andern erblickte. Man hätte wetten mögen: sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehen.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltener zu mir, denn alle Andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem Andern, und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am emsigsten nach meinen kleinsten Wünschen, und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoffnung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der großen Welt! Ich hatte zwar im Bertollon'schen Prozeß ein so allgemeines Ansehen gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen durfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein Reden, mein Kommen und mein Gehen waren so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloß mich schnell

zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht, und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!" sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie."

Alle Ursachen, welche ich erfinden mochte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan!" sagte sie endlich, „wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum ist's nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreißen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich sein. Ich zittere, daß sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blaß und zitterte. „Clementine!" stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer!" sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie wird es in

meinem Gedächtniß auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da saß sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reizend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüthe blauen Flieders hing über ihr Haupthaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als sollte sie das Sinnzeichen dessen sein, wessen sie am meisten bedürfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!"

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher."

„Noch unglücklicher?" entgegnete sie, und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?"

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnten mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen — wie ständ' es dann um mich?" sagte ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

„Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht!" antwortete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!" rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?" sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf ihre Freundschaft, Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen Andern lauter schlagen müssen, als für mich? Und dann, Clementine, dann?"

„Nie, Alamontade!" antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz von sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog im Sturme des Gefühls. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsere Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben.

O, welche Seligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu sein!

Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Namen lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und schöner prangte Alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus Allem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!" rief ich.

„Und ewig!" setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lachend entgegen,

und sagte: „Was haben Sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt! — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Dank — aber, wie soll ich danken?"

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch!" fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum sie uns verlassen wollten."

Ich war so bestürzt, daß ich keine Silbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere sein, Alamontade, und sind es immer; aber diesmal nicht! Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?"

„Madame," stammelte ich immer verwirrter.

„Ich denke, Sie möchten noch gern läugnen, wenn Sie könnten!" sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fülle eures Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig sein könne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch."

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!" sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame," rief ich, „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung — —"

„Ich gebe nichts!" entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber

ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen, ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl."

„Es ist zuviel!" rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug — ich bin arm, Madame" —

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?" antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: so kann's euch nicht fehlen."

Vergebens macht' ich verschiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr," sagte sie, „daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum liebten, war mir wohl bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werths genug, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt aber unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" — — sagte Clementine, indem sie in ihrer reizenden

Unschuld hereinschwebte, meine Hand nahm, und ihrer edeln Mutter freundlich in's Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!“ sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich.“

28.

Clementine war meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf den Händen. Ich galt im Palast de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend sein, wenn ich die Mannigfaltigkeiten meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbenen Vater, nebst einer Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbener Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von viertausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner nahen Verwandten in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens

in so fern er Erbschaft sein sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Verwandter verstorben sein sollte. Nie aber habe ich ein Mehreres entdeckt, als ich schon wußte. Daher konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Verwandter gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden. „Genießen Sie Ihr unbestrittenes Eigenthum, und lassen Sie ein Dutzend Messen für den Vetter lesen," sagte er; „und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig genießen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen: Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehen. Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir zu viel werth."

Ich dankte dem Marschall für die ehrenvollen Gnadenbezeugungen. Ich bat nur um Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten, und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschließen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter, alter Oheim, war außer sich vor Freuden, als er von mir den Antrag des Marschalls vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzschuhen als Knabe zu mir kamst," sprach er, „o Colas, und da du so in deiner Armuth vor mir standest, und mein Herz rührtest: da war es, als hörte ich die innere Stimme des Geistes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesstatt, denn du würdest einst der Schutzengel der bedrängten Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Großes an dir gethan. Du stehst da nun wieder

auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigere dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, der zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht."

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreis nur eine Tochter fehlte, die verheirathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, ließen nicht ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müsse, mir einen größern Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes!" sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus."

Und so geschah es. Wir reiseten mit einander nach Nismes. Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen durft' ich ausruhen von den Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehen, und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes

zu viel, des Schattens zu wenig, und Alles wurde zu einem hellen, rosenfarbenen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsere Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mir's abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen umnebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch ehemalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkürlichkeiten zu begehen, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten. Aber dabei war er sehr kirchlich-fromm. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß er's vermuthete. Er versäumte keine Messe, und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte selten, war meistens ernst und kalt; und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch, wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehen könnte für

seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gottesläugner und der Bigotte ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiche Gefährlichkeit. Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihre Spinnengewebe zwischen den Verhältnissen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von den Sünden, die er draußen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Absichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig es mir um Einfluß bei dem Marschall zu thun war, und verloren sich allmälig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Charakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sei.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müssen, wäre er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu sein, stieg ihre Schwärmerei, im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein," rief Herr Etienne, mein Oheim, „nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehen, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müssen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Lutherus, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sei denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

30.

„Sie sind doch kein Hugenotte?" fragte mich der Marschall von Montreval mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte, in den gegebenen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegener.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor Kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehen.

„Und morgen verlang' ich meine Entlassung," sagt' ich

lächelnd des Morgens zu Clementinen, „mag auch die Mutter einreden was sie will, morgen geschieht's! Und dann Clementine? — —

Und dann? — — — fragte sie.

„Nicht länger unsere Vereinung am Altare verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarze Trauerkleidung abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Gattin."

„Und dann" — fuhr ich fort, „dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling kommt mit seinem Schmuck; wir müssen ihn in freier Natur leben."

So war's beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim, Herr Etienne, war gekommen, er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas," sagte er, heut' ist Palmsonntag. „Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das," war meine Antwort, „denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall."

„Und ich," sagte er mit feierlicher Stimme, „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Großer dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen, aber wir sind daselbst versammelt in Jesu Namen, und er wird mitten unter uns sein. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrak.

„Welch' eine Verwegenheit!" rief ich: „Wisset ihr nicht, daß der Marschall in Nismes ist?"

„Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da!"

„Wollt ihr euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet auf's Strengste alle Versammlungen dieser Art. Es drohet mit dem Tode."

„Welches Gesetz? das Gesetz des sterblichen Königs? Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit biblischen Gemeinsprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche solcher Zusammenkünfte einsah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon schilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jesus verrathen war," rief er, „und als der Verräther neben ihm stand, und als er wußte, daß man sich rüste, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewissen Todes umringt, setzte er das heilige Sakrament des Nachtmahls ein. — Und wir, wir wollten Jesu Schüler sein, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen stände, sie sollte uns kein Grauen machen!"

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papisten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim gesehen, und seinen Verdruß in allen Geberden. Sie forschte nach den Ursachen, ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unschuldigen Liebkosungen verlor sich gemach meine Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leidenschaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie selig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine," sagte ich, „um Andere glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groß sein, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld, und ein Kuß lohnt mir's, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsere Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsere Harfen tönen am Abend im Schatten des eigenen Hains die unbeneidete Seligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getrösteten werden unsere Gesellschafter. Gewiß, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — Nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter — Mutter! — O Clementine" — — Ihre Küsse unterbrachen meine Worte. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter Ahnungen.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was ist dir?" fragte ich

„Herr!" stammelte er, „die Hugenotten sind draußen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotenen Gottesdienst . . ."

Ich erschrak heftig. Also verrathen war's. „Und weiter?" rief ich.

„Die Mühle ist von Dragonern umringt. Alle sind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marschall von Montreval ist in eigener Person dort. Der Predikant und noch andere von den eingeschlossenen Ketzern wollten sich durch's Fenster retten; da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer."

„Gaben Feuer?" schrie ich: „Wurde einer getödtet?"

„Ihrer vier liegen todt auf dem Platze!" antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blaß. Sie verlor die Sprache, und hing mit stummer Angst an meinem Halse.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorsatz bekannt, hinzueilen, um den Marschall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluß; bat mich selbst, ohne Säumen dahin zu fliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, sah an der Thür mich noch einmal um nach Clementinen; sah sie blaß und bebend auf dem Schooße ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichenen Mund, und eilte davon.

31.

Ich kam vor's Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend da stand, Kopf an Kopf.

Kalten Entsetzens sah ich über die Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herren umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!" rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!"

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?“ fragt' ich.

„Darüber sinn' ich,“ erwiederte er, „schon seit einer Viertelstunde.“

„O gnädigster Herr,“ rief ich, „wahr ist, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder — —“

„Was?“ unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade*) anrichten kann?“

„Nein, gnädigster Herr,“ sagte ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen.“

„Es ist die Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!“ sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!“

Halb erstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“

„Weg da!“ rief er, und warf mir einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen; ich ließ

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567, gegen dreißig Magistratspersonen, Chorherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name Michelade für diese Mordnacht entstand.

das Pferd los, und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!“

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zetergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweiheten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raffte ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. Im gleichen Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!“ sagt' ich, und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!“ schrie der Marschall, „ich sagt's doch immer, er sei einer von ihnen!“ Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch,“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus den Armen die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so den gottesvergessenen Ketzern!“ sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott?“ schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!"

Indem ich um mich her sah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen schrecklichen Schrei gen Himmel aus und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin hatt' ich mich blindlings hingegeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unserer Zeit, hatt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen eingewiegt. Ich hatte geglaubt, die Menschheit sei um vieles menschlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwig XIV sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahres 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden diesen Tag lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Gemordeten ward konfiszirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell erloschen war wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einen schweren Schlaf!

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!" dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arznei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

Wo bin ich denn? fragt' ich.

„Bist bei mir!" sagte der Kerl. Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

Bin ich denn ein Gefangener?

„Allerdings, und das von Rechtswegen!" antwortete mein Wärter.

Weiß Madame de Sonnes davon! Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?

„Kennst du die Leute hier? Wo wohnt sie?"

In der Martinsgasse, im Hause Albertas.

„Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?"

In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?

„Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht in hitzigen Fiebern geraset. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben."

Was soll ich hier in Marseille?

„Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?"

Das ist ein Galeerenkittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?

„Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank."

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, öffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffs auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet, daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen habe, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte, doch im stolzen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen floßen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer geborgten Bleifeder auf einem halb zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach, ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht

am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Oelbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andere Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Clementine, und von dir! — Aus dem Schooße des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückender Gespräche, nun Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Ketten nun, für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Ich will ihn tragen!“ sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein Geist aus ihm! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich bleibe der Tugend treu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die Achtung mit mir über's Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war.“

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heiteres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war's mir oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meeres, und lächle mir Muth zu, wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all' die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertollon einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer gewann ich unnennbaren Trost

aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen? Was sind sie? Der Tod, mein oft, mein heiß ersehnter Freund, kömmt mich zu erlösen. Ach, mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt, und berühren sich vielleicht wieder.

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale!" sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anläßen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitän Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Offiziere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstern aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerensklaven. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist [illegible] eine Vermehrung des Uebels der Andern." Der Schiffsprediger machte sich gewöhnlich an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch

nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangenen seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar wie Kinder.

„Dies ist Alles," sagte Dillon, „was ich vom Kapitän Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eigenen Aufsätzen, wo eine reizende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsere Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!" schrie Roderich: „Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon wenig Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch!" erwiederte der Abbé Dillon. „Wer kennt nicht den Märtirer der kindlichen Liebe, den guten Faber

von Ganges, welcher sich dem Intendanten von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn losbaten? Lebt nicht Faber noch heute in den Sevennen in Dürftigkeit*), während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird?**) Alamontade hat wohl Recht. Wir leben in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

„Aber, lieber Abbé," sagte ich, „noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden sein, nach so langer Trennung!"

34.

„Als ich ihm," erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sei noch am Leben und in Marseille, hätte sie den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er erschüttert. Er schwieg lange. „So hat sie mich denn nicht vergessen!" rief er endlich tief bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie noch einmal gesehen habe. O Clementine! Vielleicht ist's Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner auch auf die edlern unserer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehen, so vielleicht

*) Im Jahr 1787.

**) Die Oper heißt: L'honnête criminel.

finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil geworden war, sollte aber auch diese Seligkeit nicht genießen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein sanftes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein besseres Leben übergegangen zu sein. Ich warf mich weinend auf die Kniee nieder zu den Füßen seines Bettes, und war trostlos, wie man um einen verstorbenen Vater trostlos ist.

Einen Tag später, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar noch die Spuren ehemaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Augen stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es kopiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arznei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu sein. Ich mußte ihr von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Ala-

montade's Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war, bis zum Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind schon über fünfzig Jahre, seitdem dies Alles geschah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Lasset uns, ihr Lieben, lasset uns leben, wie er! Lasset uns die Selbstständigkeit unsers Geistes, seine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

Harmonius.

1.

Wir saßen im Frühjahr oft im Garten des Harmonius beisammen. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der inniger, reiner liebte; nie einen Menschen, der der zärtlichsten Gegenliebe würdiger gewesen wäre.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Gute und Wahre an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich, durch das heiße Sommeralter, endlich in den kühlen Lebenswinter herunter. Die Zeit tastete zwar die Hülse seines Geistes an, und färbte und bleichte sie; aber an deren Inneres rührte der zerstörende Finger nicht.

Noch immer war ihm die unermeßliche Welt das große, heilige Wohnhaus Gottes und göttlicher Kinder; und der Erdball in diesem Hause nur ein Schulzimmer; unsere Lebenszeit eine schöne, mühselige Lehrstunde. Er glaubte an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und Irrende; er glaubte an keine Leiden, sondern nur an Stufen der Glückseligkeit.

„Der Mensch muß in sich, nicht außer sich leben!“ sagte er

oft: „Wir haben mit dem Außeruns nichts zu schaffen, sondern mit dem Inuns allein. Die Außenwelt gehört nur in so fern zu uns, als sie ihre Farben und Gestalten durch die camera obscura des Sinnes in unser Ich hereinspiegelt. — Der Mensch ist Geist; er lebt nicht im Umgang mit Körpern und todten Hüllen, sondern mit Seelen. Die Seelen aber sind sich untereinander verwandt und sind alle Schwestern. Auch die Thiere sollen wir lieben, denn wir haben keinen Grund, an ihren Seelen zu zweifeln; diese sind etwa jüngere Brüder und Schwestern."

Vor der Laube, von rankenden Jelängerjelieberblumen geflochten, im Garten des Harmonius, stand eine aus Marmor gehauene Gruppe. Ein junges, schönes Weib lehnte sich an einen Aschenkrug. Ein Vogel saß ruhend neben ihm auf der Urne; ein Hündchen lag schlummernd zu seinen Füßen.

Am Fußgestell standen die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

Als wir das erste Mal beisammen im Garten des Harmonius waren, jene Gruppen sahen und jene Worte lasen, glaubten wir den Sinnschlüssel gefunden zu haben, da Harmonius sagte, jene weibliche Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweiht, die vor mehrern Jahren in der Blüthe ihres Lebens starb. Der Hund erschien uns als Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne als Sinnbild der Seele, welche sich über irdischen Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Als wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein größeres. Wir sahen hier das nämliche junge Weib, mit Liebreiz bekleidet, und neben demselben auf grünem Zweige einen Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß er ein Buchfink sei; ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse schneeweiß, lag lauernd zu den Füßen der Jungfrau. Die Augen dieser drei

verschiedenen Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehen zu werden schien.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das Nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und Vergißmeinnichten. Das erste stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir vorhin gesehen; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebensgröße; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbenem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andere Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text.

2.

An einem Sonntagsabend waren wir noch spät vor dem Gartenhause um den Greis versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerriß den Schleier seines Gewölks, und sein geistiges Silber mit den Blüthen vom hängenden Apfelbaum floß, wie elysischer Regen, über uns nieder.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft durch blumiges Gestäude unterbrochen, sanken unsere Seelen in schwermüthigen Ernst.

„Solche Abende sind ein feierlicher Aufruf an's Menschenherz; — sind einzelne Wiederscheine aus andern Welten; — sind wie fliegender Sommer aus den Gefilden des Jenseits!“ So sprach einer von den Unsrigen, welcher dem Greise am nächsten saß.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach:

„Du bist ein Glücklicher, und ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt ist uns das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich oder unglücklich, sondern wir machen sie zur glücklichen oder unglücklichen. Wer an die Tugend glaubt, hat Tugend; wer keinen Gott glaubt, für den ist keiner. Da wir nun gleichsam Schöpfer unserer Welt sind, so lasset uns gute Schöpfer bleiben.“

Da fragte einer der Unsrigen: „Ich habe noch wenige Menschen gefunden, die sich ganz glücklich achteten. Soll ich glauben, daß sie nicht tugendhaft und rein genug waren?

„Ich will nicht richten über das Herz der Menschen!“ antwortete Harmonius: „Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird sie entweder ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Mensch von halber Bildung kennt eben so den Werth der Entbehrungen nicht. Er will nichts entbehren. Auch beneidet der Mensch nicht sowohl das Glück eines Andern, als vielmehr dessen Mittel zum Glück. — Jedem ist in seinem Verhältniß ein gleiches Recht und gleiche Kraft geworden, sich hart oder weich zu betten.“

„Aber,“ sprach ich, „wenn auch Jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt ist, so haben doch nicht Alle gleiche Einsicht empfangen, das höchste Gut zu finden. Du weißt, Harmonius, wie mancherlei Glückseligkeitslehren unsere Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten.“

Harmonius antwortete mir: „Wer außer sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Wir haben alle eine gute Lehrerin empfangen, wir in Europa, und unsere Brüder am Indus und Mississippi; diese ist

die Natur — die Natur mit ihrer Gesetzgebung. Wer innerhalb derselben lebt, hat den Frieden; wer eins ihrer Gesetze verschmäht, verliert die Rose, fühlt nur deren Stachel, und verwundet sich selbst. — Der Schmerz ist das beste Heilmittel der Verirrungen. Warum erkünstelt der Mensch betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz? Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden. Und so verirren wir uns immer weiter von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Wir haben uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die zur Beseligung nicht vonnöthen waren. Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht."

3.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns, und Jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß Vitalis, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzte.

„Freilich haben unter den Menschen manche das feste Land verlassen," hob er an, „und haben sich in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum unsere Wißbegierde so groß, daß wir uns nicht an dem genügen lassen, was wir haben? — Warum wollen wir auch noch so gern entdecken, was außer unserer Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten und wünschenswürdigsten Gegenstände undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das Wertheste ist?"

„Dein Warum," entgegnete Harmonius, „kann ich nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind desselben bin, wie du. — Ist denn aber unsere Wißbegierde

wirklich zu groß für den Umfang unserer Lebensinsel? Ist diese zur Nahrung unsers Geistes wirklich zu arm, daß wir ein anderes Eiland suchen müssen? O gewiß, das hast du nicht meinen, nicht sagen wollen. Du bist überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen ist für unsern Geist; daß unser Aufenthalt in derselben zu kurz ist, um auch nur von einem geringen Theil darin auf das allerflüchtigste zu genießen. — Siehe, ich zähle siebenzig Jahre; und es nennen mich die Menschen einen Greis, und erinnern mich mit diesem Worte an den baldigen Abschied von ihnen; aber mein Geist ist noch unausgebildet, mein Durst noch nicht gelöscht; ich lerne täglich und bin ein Schüler in meinem siebenzigsten Lebensjahre. Du zählst deren kaum zwanzig und einige!

„Die Begierde zum Lernen und Wissen kann hienieden im Ueberflusse schwelgen, und wir werden den uns gereichten Vorrath nie erschöpfen. Was du aber Wißbegierde nennst, würde ich Neugierde heißen, und Neugierde ist Krankheit. Sie will nicht genießen, sondern nippen; nicht erforschen, sondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten. Die Neugierde hat nimmer genug, so wie dem Engbrüstigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug umfaßt. Sie ist moralische Engbrüstigkeit.

„Du hast dich nun in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen, bist umhergeschifft, das unbekannte Land zu entdecken? Was hast du gefunden? Was weißt du nun mehr, als du wußtest, ehe du vom Ufer abstießest? Wolltest du Entdeckungen machen über die wahre Geisterheimath; über die Welt, von der uns die Todessekunde trennt? O, mein Lieber, du wolltest die Zaubereien der Musik empfinden ohne Gehör dafür, und einen Blick in's Elysium werfen, ohne Augen.

„Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; —

fruchtlos, nicht weil wirklich außer der Lebensinsel kein anderes Land vorhanden ist, sondern weil dein Nachen zu zerbrechlich war. Oder willst du, Blinder, die Farbenpracht des Frühlings wegläugnen, weil dir das Gesicht mangelt?

„Kehre heim. Nimm die göttliche Arznei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung und Geduld.“

„Was sollen wir aber glauben?“ fragten unserer einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: „Wie ihr doch so kindisch fraget! Oder wollet ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebeut und das Herz euch räth. Kein Glaube läßt sich vorschreiben oder einimpfen. Ein anderes ist's mit Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von Jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn das Gesetz der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein anderes ist es um den Glauben. Er wird nicht ertheilt und nicht angenommen. Er ist eine geistige Blume, entsprossen aus der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und dem Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden. Derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüthe der Seele: an der Blüthe erkennst du den Baum. Zerstöre die Blüthe nicht mit roher Hand, wenn sie dir an einem andern mißfällt, denn du läufst Gefahr, den ganzen Baum fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gib ihm bessern Boden, feinere Nahrung. Veredle die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.

„Ich aber,“ fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und Blüthen, „ich aber glaube

an Dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube an die heilige Welt der Geister, worin Vergeltung und Seligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unserer Liebe in allen Hüllen!"

Als Harmonius die letzten Worte gesprochen hatte, verließ sein Blick den Himmel und sank auf das Marmorbild vor der Laube.

4.

„O Harmonius, wie froh bin ich, deines Glaubens zu sein!" rief ich aus: „Doch den Sinn deiner letzten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klarer zu geben."

„Und wenn ich es thäte, sagte er, „würde ich mit meinem Glauben nicht, wie ein Träumer, vor euch stehen? Mein Glaube aber ist die Frucht meines Lebens, wie er es bei allen Sterblichen ist. Und wie mein Leben nicht das eure ist, so kann mein Glaube nicht der eure sein. Aber wenn ihr tiefere Blicke in das Wesen eures Selbstes und des göttlichen Alls der Dinge senket, wird euch mein Glaube vielleicht von selbst zu Theil werden, wie ihn die Alten schon, wie ihn Inder und Griechen hatten, wie ihn Pythagoras und Plato liebten.

„Doch eh' ich Pythagoras und Plato kannte, war, was diese Göttlichen geglaubt, schon aus meinem eigenen Leben hervorgeblüht. Darum muß ich einige einzelne Fäden aus dem Gewebe meiner Schicksale ziehen. Ich will euch, wenn ihr nicht müde werdet, mich zu hören, ein paar Worte aus meinem Leben erzählen.

„Ich kann in der Erinnerung noch weit zurücksehen durch die vollendete siebenzigjährige Bahn. Doch in der äußersten Ferne fangen die Gegenstände an, wie Nebel, abzubleichen und ungewiß

zu werden. Ich erkenne noch in zweifelhaften Formen die ehrwürdige Gestalt meines Vaters. Meine Mutter erblickte ich gar nicht. Sie starb ein Jahr nach meiner Geburt. Jener sechs Jahre später. Ich ward eine Waise und fremden Händen übergeben.

„Waise zu sein ward mir hartes Loos; doch damals nur hart, weil ich meinen Gespielen nicht gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter, die mich an ihr Mutterherz zog. Dies Entbehren machte mein Herz unaufhörlich wund. Ich weinte still vor mir; ich verlor mich mit unaussprechlicher Lust in den Paradiesen meiner kleinen Vorwelt; zur Zärtlichkeit bildete sich jedes Gefühl in mir.

„Von Allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man schalt mich einen Träumer; meinen Gespielen galt ich wenig. — Im Sommer wünschte ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um Gespielen zu finden.

„Als ich zwölf Jahre alt war, gerade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; ich schlummerte halb. Ich quälte abermals mein Herz mit sehnsüchtigen Träumereien. Thränen drängten sich durch meine geschlossenen Augen. Ich blickte auf, und sah durch die Thränen und durch die grüne Wildniß der Zweige in den Himmel. „Ich bin in der ganzen Welt allein. Mich kennt Niemand!" seufzt' ich: „Niemand mag mich lieben. Und ich bin doch nicht böse. Ist mir denn nichts verwandt? Hat mich noch nichts geliebt?"

„Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen die Thränen über meine heißen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

„In dem Augenblick, fühlt' ich, setzte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und pickte mit dem Schnabel tändelnd mir an

die Lippen. Ich erschrak, und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

„Ich richtete mich auf. Der Vogel saß im Baume über mir. Es war, als betrachtete er mich aufmerksam.

„O was hätte ich hingegeben, ihn zu besitzen! Ich lockte, kirrte; aber umsonst. Er flog nicht davon, er kam auch nicht näher. Ich suchte in meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„„O Vögelchen, liebes Vögelchen,“ rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen er geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun.“

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf meine Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; fröhlicher unter Gespielen. Jeder

kam; Jeder bewunderte meinen zahmen Vogel, seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann verließ ich mein Bett; dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zur Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fenstern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus, und kehrte zwitschernd wieder.

„Lächelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand: ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich mich mit den kleinen Augen an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel, zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich stieg in's Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft' es vom niedern Zweig an den Boden, und, so schwach es war, mir doch entgegen, als wüßt' es um die nahe Trennung; als wollt' es

auch mich noch zum letzten Male liebkosen, zum letzten Male sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein unter Thränen.

„Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?

„Erspart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hatte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, alle meine Kinderfreuden."

5.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: „Wer da recht liebt, der liebt mit Treue. Treue ist der Odem der Liebe. Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt, und macht nur vorüberfliegende Reisebekanntschaften."

„Meinst du, Harmonius," fragte der, so dem Greise zur Seite saß, „meinst du, daß wir auch im Tode unsere Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unseres Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülfe uns auch diese Liebe für ein paar irdische Minuten? Das todte Bewußtlose im Stein wäre eine beneidenswerthere Gabe der Natur, als die Flamme der Liebe in uns, ohne Ewigkeit derselben."

„Deine Frage," erwiederte der Ehrwürdige, „streift in ein Land, bis zu welchem unser Blick nicht reicht. Aber ich könnte zurückfragen: meinst du, daß wir auf Erden zum ersten Male leben? zum ersten Male lieben?"

„Wo hätten wir schon gelebt, wo und wen geliebt? — Was hilft mir Leben und Liebe, die für mich nicht mehr sind? —

Wozu der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe, wenn die Augen aufgehen?" So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. „Nicht doch, du Lieber," sprach er: „so sollen wir nicht fragen. Diese Frage könnten wir noch tausendmal und auf tausend andere uns umgebende Dinge anwenden, deren Zweck uns verborgen liegt. Ich aber weiß und glaube, einst wird uns das große Dunkele Licht werden, denn wir sind aus Gott und daher göttlichen Wesens. Aber Gott ist das Licht in sich selber. Wir selbst sind nicht Gott, aber wir sind Gottes; sind daher ewig, wie er selbst, wie Alles, denn es ist nur Eins, und dies Eins ist Gott und nichts ist außer ihm, also Alles ist in ihm, und zu ihm gehörend. Könnte etwas außer Gott möglich sein: so wären zwei Götter, zwei Urwesen, zwei Unerschaffene, die sich einander begrenzen. Gott aber kann nichts Begrenztes, nichts Endliches sein, sonst wär' er nicht Gott."

— Aber, Harmonius, rief ich bestürzt: Alles ist Gott? Wie sprichst du? Die Natur, die Welt, der Staub, Alles sei Gott?

„Lieber Freund," antwortete der Greis, „nicht die Natur, nicht die Welt, nicht der Staub ist Gott, sondern Alles. Kennst du aber das unendliche Alles, von dem du nur bis zum blassen Licht der Nebelgestirne den kleinsten Theil kennst, für deren Entfernungen dem Menschen Zahl und Maß fehlt? Nicht eins der Millionen Blutkügelchen in deinen Adern ist der Mensch, sondern dein Ganzes ist der Mensch."

— Du sagst, Harmonius, es könne außer Gott nichts sein, das ihn zum Endlichen begrenze. Also ist das Endliche in Gott?

„Und wo denn irgend sonst, wenn es Unmöglichkeit ist, daß das Endliche außer ihm sein und ihn folglich begrenzen könnte? Sind die Gedanken deines immerdar fortdauernden Geistes nicht

ebenfalls in dir? sind sie nicht auch wandelbar und endlich? Bist du wegen ihrer Wandelbarkeit minder dauernd und bleibend und endlos? Nein, mein Lieber. So wohnt Alles in Gott, auch das sogenannte Endliche. Aber irre dich nicht! das Endliche ist in Gott selbst; und dein kommender und verschwindender Gedanke, deine wechselnden Vorstellungen sind wohl dir gehörend, und sind in dir; aber sie selbst sind keineswegs dein Geist; dein Ganzes."

— Und du möchtest also, Harmonius, nicht Natur und Welt unterscheiden von Gott? nicht das Erschaffene unterscheiden vom Unerschaffenen, das Geschöpf vom Schöpfer, das Endliche vom Unendlichen, die Materie vom Geistigen?

„Warum sollt' ich das nicht?" antwortete der Greis: „Ich thue es, um menschlich zu unterscheiden, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Materie, was denn Geist? Es ist Alles Geist, Alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen des Draußen auf uns, vermittelst der Sinne. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Aeußerungen jener Kräfte, nichts anderes, heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Das sind kindliche, menschliche Bezeichnungen, leere Wörter. — Was ist denn endlich und unendlich? Es sind arme Wörter und Zeichen; und nichts mehr. Denn Alles ist unendlich; nur den Wechsel der Thätigkeit des Unendlichen, diesen Wechsel heißen wir endlich, der doch wieder selbst etwas Unendliches ist. Wir haben die unbehilflichen Hilfswörter „zeitlich, vergänglich, sterblich, endlich" und dergleichen mehr nur vom Wechsel der Thätigkeit in jenen Kräften entlehnt, die durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. mit unserer ewigen Kraft, dem Geiste, in Verbindung stehen. Allein die Kräfte an sich selber

wirken ja ewig und ewig fort und sind nicht sterblich. — Was ist denn erschaffen und unerschaffen? Es sind bloße Wörter, und nichts anderes, die der kindliche Mensch von den Werken seiner Hände entlehnt hat. Er bildet sich ein, er könne schaffen, wenn er auf die ewig vorhandenen Kräfte einwirkt; wenn er das, was schon da ist, nur zu einem andern Zweck, anders zusammensetzt. Er hat darum nichts geschaffen, sondern was da ist, zu einem Hause, oder Buch, oder Werkzeug verbunden, oder geschieden. Es ist Alles unerschaffen, weil Alles in Gott, und Gott unerschaffen, das heißt ewig ist."

Harmonius schwieg. Aber wir Alle schwiegen. Die Rede des Greises klang uns wunderbar und fremd an. Wir trugen hundert Fragen auf den Lippen, wagten jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ihr schweiget und erstaunet," fuhr er nach einiger Zeit fort, daß ich nur den Wechsel der Thätigkeit von Kräften, nicht die Kräfte selbst, endlich, sterblich, vergänglich nenne? Darf eure Vernunft mir nicht beistimmen? oder findet ihr es edler, und angemessener dem höchsten, heiligen, lebendigen Gott, daß er mit seinem Thun und Leben dem armen Menschen gleich gestellt wird? daß auch er zusammensetzen und schaffen müsse, wie wir? Oder findet ihr mit eurer Vernunft begreiflich, daß er etwas, das an sich im Reich des Nichts ist, zum Sein bringe? Das ist dem menschlichen Verstande schlechterdings undenkbar, weil es sinnlos und sich selbst widersprechend ist, daß das Nichtsein ein Wesen werde; so wie es unvorstellbar ist, daß ein Wesen zum Nichtsein werde. Wollt' ihr denn, was für euch Unnsinn ist, zur Allmacht Gottes machen? Wisset ihr nicht, daß eben die unabänderliche Ueberzeugung: aus Nichts kann nicht etwas, aus Etwas kann kein Nichts entstehen, — daß eben daraus die nothwendige Erkenntniß und Vorstellung des Ewigen, des Un-

endlichen wird? — daß, wenn möglich wäre, es könne das, was vorhanden ist, je enden, das heißt Nichts werden, es auch möglich wäre, daß Gott ende, aufhöre, Nichts werde? Daß aber, weil dies unmöglich und sinnlos ist, nur die Ewigkeit Gottes und alles dessen, was ist, möglich, wirklich und nothwendig ist?"

„Wohin willst du uns endlich mit diesem Gedanken führen, Harmonius?" fragte einer der Unsrigen.

„Dahin zurück," erwiederte der ehrwürdige Alte, „wo wir das Gespräch anfingen, nämlich, daß unsere Seelen und Geister, ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst Alles ist; daß unser Geist und unsere Seele nicht erst entsprangen aus dem, was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und den übrigen sinnlich wahrnehmbaren Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen.

„Wir waren, sind und werden sein.

„Ihr fraget: wo? wie? als was? Freunde, wir sind nicht Gott selbst, sondern Gottes. Es genüge uns; das ist unsere Seligkeit, das die Beruhigung zur Ewigkeit! Wer das All und das Höchste, und das Leben und Weben der ewigen Haushaltung durchblicken will, der will die Gottheit durchschauen, will selbst Gott sein."

„Aber," sagte ich, „es liegt mir darin, ich weiß nicht, was Trostloses. Denn war ich von jeher, und kann ich nie enden, so ist mein ewiges Sein nicht von höherm Werth, als das endlichste, kürzeste, weil ich von dem Gewesenen so wenig weiß, als vom Künftigen."

„Freund," versetzte Harmonius, „wir erkennen das Ewige und Göttliche, so lange wir Menschen sind, nur trübe durch einen Schleier, der unsern Geist umhüllt, und dieser Schleier

heißt und ist Raum und Zeit. Ist uns dieser Schleier einst entnommen, dann liegt die Ewigkeit, also ohne Zeit und Raum, als Eins und All vor uns. Ich aber trage einen hohen Trost in mir, ein Bewußtsein, daß ich Geist fähig bin zu höherer Verbindung, höherer Macht; fähig bin der Vervollkommnung. Ich nehme viele Kräfte im Unendlichen wahr, die ewig sind und waren, was sie sind. Die einen wirken Gestalten der Steine, Metalle, Lichter und anderer Stoffe; die andern Leben und Gestalten der Pflanzen; die andern Formen und Seelen der Thiere. Und jene Stoffe, jene Pflanzen, jene Thiere sind noch, was sie, nach dem Gedächtniß der Geschichte, vor vielen Jahrtausenden waren. Aber das Menschengeschlecht, aber die Welt unserer Geister ist nicht dasselbe geblieben. Da ist unbegreifliche Entfaltung, Fortschreitung herrschend, von Erkenntniß zur Erkenntniß, vom Menschlichern zum Göttlichern. — Und wie ich nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern mich selbst immer und immer vollendeter werden sehe: so ist ein Zwang in mir, daß ich glaube und glauben muß, ich bin schon früher, aber unvollkommener gewesen; ich werde künftig, aber vollkommener, sein, je nachdem ich meine Richtung nehme zur Verbindung mit tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All."

— Kann denn Höheres und Niederes, Edleres und Unedleres in Gott sein? unterbrach den Greis mein Nachbar.

„Allerdings nicht!" antwortete Harmonius: „Aber was verlangst du von mir, der ich doch mit menschlicher Zunge menschliche Wörter sprechen muß? — Der Mensch ist durchaus ein edles Wesen; edel ist sein Leib, seine Seele, sein Geist; wunderbar ist derselben Zusammenwirken und Einheit. Und doch nennen wir einen Theil edler als den andern; den Geist höher, als den Leib; das Haupt köstlicher, als ein anderes Glied. Bei dem Allem aber ist es Alles, was erst das Wesen des Menschen

ausmacht. Und so ist Alles, was Gottes Wesen in sich begreift."

„Was verstandest du aber unter der Richtung, die der Geist zu tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All nehmen könne?" fragte hier ein Anderer.

„Die Kräfte der Dinge, die Wesen des Universums durchdringen sich, scheiden sich, einen sich, nach ewigen Gesetzen. Die Naturgesetze aber sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen Alles lebt, das heißt, in denen Er weset. Die Richtung des Geistes nach tiefern Wesen und Einung mit ihnen, die Niederneigung des Geistes zur thierischen Natur, zur Sinnen- oder Gefühlswollust, erniedrigt ihn; sein Aufstreben zum heiligen, weisen, göttlichen, liebenden Sein erhöht ihn. Er scheidet vom Niedern, verklärt sich im Höhern, und vermählt sich ihm. Das wird Tugend in der menschlichen Sprache geheißen; jenes Sünde und Abfall vom Göttlichen.

„Ich, dessen Wesen ewig war in Gott, sollt' ich ewig also gewesen sein, und unverändert und unveredelt in meiner Selbstsucht, wie ich heute bin? Ich, der ich seit meiner Kindheit schon nicht unverändert, nicht unveredelt blieb? — Nein, nein, schon die Erfahrung, deren ich auf jetziger Daseinsstufe fähig bin, deutet mir es: ich stand einst tiefer, ich war einst unvollkommener; ich stehe höher; ich wandle jetzt schon in einem Himmel. Ich, ewig in Gott, habe gelebt, vereint mit tiefern Wesenheiten; ich lebe vereint mit erhabenern; ich werde es sein mit noch unendlich höhern. Mir, ewig Gottes, bleibt Gott und meine Verherrlichung in ihm. Was ich habe, ist sein; denn ich bin seiner; mir ist in ihm nichts verlierbar, denn er ist unverlierbar. Ich habe gelebt, eh' in dieser Menschengestalt, die jetzt verbleicht. Ich habe gelebt und geliebt, und werde leben und lieben, was ich geliebt habe.

„Denn der lebendige Gott ist die ewige Liebe in sich selber, und meine Liebe nur der Strahl und Durchglanz der seinigen durch mich. Die Liebe ist aber die Verwandtschaft des Göttlichen in sich, das Einssein dessen, was eins in ihm ist. Es ist, wie in den untern Kräften des Universums eine Freundschaft und Anziehung der unter sich verwandten, so unter höhern Naturen des Universums eine geistige Wahlverwandtschaft, ein Durchdrungensein verschiedener Wesen von dem gleichen Gottesstrahl der ewigen Liebe. Ich habe gelebt und geliebt. Und was ich lebte und liebte, wird mir bleiben; denn nichts ist verlierbar in Gott."

„Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius," sprach ich, „wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zurückspiegelt — dann haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahen! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke!"

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistesgestalt in unsern Kinderträumen, strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

„Den Staub siehst du nicht wieder," sprach Harmonius: „hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im großen Hause Gottes, ist Bürger auch von unserer Geisterwelt.

„Doch täuschen wir uns vielmals. Wir heften unsere Liebe oft mehr an das Aeußere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort gibt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder, und Brüder.

„Die Geisterwelt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen ist uns verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Men-

schenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit manche Ahnung an — das Einzige! Wir dürfen es nicht verwerfen. Es kündet sich in unsern Naturen manches Unerklärliche; es ist Verwegenheit, es enträthseln, doch auch Verwegenheit, es als Aberglauben verachten zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.

„So wie sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffene Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkürlich aneinanderziehen, daß nur Gewalt sie scheidet, so ist Aehnliches im Geisterreich. Es ist mehr als Mährchen, daß Kinder, die ihre Aeltern nie gekannt, beim ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seien, von sonderbaren Empfindungen bewegt zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr als Mährchen, daß getrennte Freunde, da einer nicht vom Zustande des andern wußte, sympathetisch litten. Ich kenne keinen Grund, der mich zu glauben verhindert, daß ein heiliger Magnet, der hier Seelen so wunderbar an Seelen zieht, nicht unter andern Verwandlungen ferner wirken werde. So hoff' ich einst in einer andern Welt, in einem andern Leben wieder mit denen verbunden zu werden, die ich in diesem Leben liebte. Mir ist es gleich, in welcher Verwandlung ich sie wiederfinde. Genug, wir gehören zu einander; wir sind Verwandte für die Ewigkeit; und unsere Liebe dauert unvergänglich in allen Hüllen.

„Erlaubet mir," fuhr Harmonius fort, „euch jene Geschichte fortzusetzen, die ich beim Tode des kleinen Vogels abbrach. Die Geschichte wird nicht bedeutender scheinen, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der einen schönen Strahl durch mein ganzes Leben und durch alle Finsternisse desselben wirft."

6.

Wir bewiesen ihm unsere lebhafteste Aufmerksamkeit. — Er bemerkte es lächelnd, und sagte: „Möge sich eure Wißbegier nicht zuletzt durch Langeweile bezahlt finden; denn die Geschichte ist an sich unerheblich, aber mir blieb sie bedeutsam.

„Lange konnte ich den Vogel nicht vergessen. Und, lächelt immerhin, ich glaubte doch lange, ihn in jedem ähnlichen wiederzufinden.

„Ein Abenteuer mit einem Hündchen brachte den Verlust von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergange auf dem Domfelde ermüdet, und setzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kastanienbäumen, um die Lustwandelnden vor mir auf und nieder wallen zu sehen.

„Ohne daß ich's bemerkte, hatte sich ein junger Hund mir genähert. Er streifte leise an meinen Füßen hin, als schmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich ward er so vertraulich, daß er sich aufrichtete und mir seine Pfoten auf die Knie legte. Ich sah das Thier mit Verwunderung an. Er schien mit seinen Augen zu mir zu sprechen und wedelte freundlich mit dem Schwanze. Bald fühlte ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebkosete es. Es war schön; hatte seidenweiches, langes kastanienbraunes Haar; Brust und Pfoten schneeweiß, herabhängende, lappichte Ohren.

„Indem wir einander schmeichelten, stand ein Fremder in Reisekleidern vor mir und rief mit einigem Unwillen: Mylon: Der Hund schien zu erschrecken, ließ von mir ab, ging demüthig zu seinem Herrn, und von ihm wieder schüchtern und langsam zu mir.

„„Wie kommt's, mein Lieber, „sagte der Fremde in fran-

zösischer Sprache zu mir, „daß der Hund Sie kennt? Haben wir einander schon irgendwo auf Reisen getroffen?“

„„Schwerlich,“ antwortete ich! „ich habe Ihren Hund nie gesehen, und bis jetzt war ich nie auf Reisen.“

„„Das wundert mich,“ entgegnete der Fremde: „ich sehe zum ersten Male, daß dies Thier einem Unbekannten Schmeicheleien gibt.“

„Er rief ihn an sich und ging davon. Ich folgte ihm unwillkürlich. Mylon sprang noch einigemal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreisen um seinen Herrn und mich herum.

„Ein paar meiner Mitschüler traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Gespräch. Mylon und sein Herr entfernten sich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

„Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. Mir war's, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber war mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach: „dort dein geliebter Vogel.“ Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin, öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen; unter wechselseitigen Liebkosungen erwachte ich.

„Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaft gegenwärtig. Der Traum schien mir die Freundlichkeit des Hündchens enträthselt zu haben. Ich wagte es zu glauben, selbst auf Gefahr hin, mich zu täuschen, daß die Seele meines Vogels jetzt Mylon's schönen Leib belebe und die alte Neigung wieder für mich empfinde. Ich fand die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

„Ich war im Begriff mein Schlafgemach zu verlassen; ging zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Bestürzung an. Er hatte seinen Herrn verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht vor meiner Kammerthüre zugebracht.

„Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jetzt eins. Kein Zweifel regte sich gegen den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

„Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahen ich und er nicht wieder. Meine Freude will ich euch nicht schildern. Nur einen sonderbaren Zug muß ich noch anführen, nennet ihn Zufall.

„Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Ruhort gehabt hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylon's, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

„O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche verstehen. Er war so gehorsam, so treu; in alle meine kleinen Launen ergeben. — Ich fühlte die Unmöglichkeit, solche ganz sich dahingebende Liebe und alle ihre tausend Opfer vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt, der sie empfängt!

„Ich verließ späterhin die Schule und meine Vaterstadt, be-

suchte einige Jahre lang die hohe Schule, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir Wohl und Weh.

„Nach Italien, ich gestehe es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunsthallen von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andere Umstände. Zu Colorno, unweit Parma, wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbenen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bei Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgelöset. Ich war begierig, diesen Mann, den Bruder dessen zu sehen, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äußerer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegenwärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

„Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schrecklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

„All seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andern Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie schienen den Boden geflohen zu haben, von dem das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. So viel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertsten Feinde meines Oheims gewesen.

„Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehemals das seinige gewesen. Mitten unter Wein-

hügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schloß, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Fruchtbäume leiteten.

„Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz der Zend-Avesta geehrt zu haben, wo Zoroaster der Perser ausspricht: „Wer die Erde bauet mit Sorg' und Emsigkeit, hat höheres Verdienst vor Gott, als wer zehntausend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!" — Aber dies rettete sein frommes Leben nicht. Möchte sein Blut das letzte gewesen sein, so um der Religion willen durch Priesterwuth floß! — Ein einziger falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt zum ewigen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzige Lehre: daß nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seligmachende sei, hat die Länder der vier alten Welttheile mit mehr Menschenblut gefärbt und zu entsetzlichern Verbrechen durch Scheinrecht bevollmächtigt, als alle Irrlehre des gesammten Heidenthums.

„Unter den nahen Ruinen einer alten Abtei," sagte man mir, sei mein Oheim ermordet; da gehe noch allnächtlich sein Schatten umher, auffallend kenntlich.

„Ich verlachte die Sage. Da man sie mir aber von allen Seiten mit dem größten Ernst wiederholte und bestätigte, beschloß ich in einer Anwandlung prahlerischen Uebermuths, wie sie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling wohl hat, die Sache zu untersuchen.

„Eines Abends ging ich, wohlbewaffnet, in Gesellschaft meines Dieners Matthias und meines Mylon dahin. Ein Bauer brachte uns bis zum Ausgang eines finstern Gehölzes, wo wir die Trümmer des Klosters hinter niedern Gebüschen, vom Monde beleuchtet, emporsteigen sahen.

„Langsam gingen wir den Ruinen entgegen; bald verschwan-

den sie, bald traten sie wieder aus den Gebüschen hervor. Ein unwillkürlicher Schauder überlief mich in der Einöde. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind durchschauerte von Zeit zu Zeit das finstere Laub der über uns schwebenden Bäume.

„Wie kleinlich ist der Mensch, wenn sein Gemüth von jener abergläubigen Furcht übermannt wird, welche ihm durch verkehrten Jugendunterricht eingeimpft worden ist! Alltäglicher Gang der Erziehung, die uns zwingt, im Alter mehr Jahre daran zu verwenden, um den früh eingetrichterten Unsinn zu *verlernen*, als wir nöthig hatten, ihn in der Kindheit zu *erlernen*.

„Es verging ohne Ereigniß die Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umriß der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubisches Schrecken, und bedauerte, ohne Abenteuer geblieben zu sein.

In demselben Augenblicke rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Dämmerung eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern hin bewegen. Ich sprang auf und rief mit bebender Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Augenblicke stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

„Meine Sinne entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zuletzt mit dem festen Schlummer verbunden haben muß, denn ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

„Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei Kerls zwischen den Ruinen. Sie rannten im Sprung gegen mich. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt; einer von ihnen mit einem Stilet, der andere mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen beide zu-

gleich mörderisch über ihn her; ich hatte Zeit gewonnen, mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehen und abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein anderer Schuß gegen die Elenden von der entgegengesetzten Seite.

„Matthias war's, der mir zu Hilfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen; endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdeckt, und nun sich hieher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sei.

„Die Räuber entflohen. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon, wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutenden Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen Matthias aus einem nahen Bache Wasser herbeiholte, die Wunden zu waschen.

„Sein Wimmern ward leiser. Er leckte meine Hand und sah mich unverwandt an, als kenne er den langen Abschied von mir. In diesen herben Augenblicken erneuerte sich die ganze Vergangenheit; die Todesstunde meines Vogels; Mylons erstes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Domfelde meiner Vaterstadt; die Flucht von seinem Herrn zu mir; sein und des Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer. — Hier lag er nun, um für mich zu sterben, seine treue Liebe mit dem Leben aushauchend.

„Mein Schmerz wurde heftiger. Weinend rief ich wiederholt den Namen; Mylon hörte meine Stimme; er öffnete noch einmal seine Augen, machte noch einmal die Bewegung, meine Hand zu lecken. Er verschied.

„Ich grub ihm unter Thränen ein Grab.

„„Ruh' sanft, du theurer Staub!“ rief ich: „ruh' sanft! —

O Mylon, wir finden uns wieder; du hattest eine schöne Seele; sie kann nicht vernichtet sein."

7.

„Hier habt ihr nun einen neuen Beitrag von dem, was mich zuerst hinleitete, zu lieben, und an eine Wanderung der Seelen zu glauben. Als Anhang dazu liefere ich euch noch die Geschichte von der Bekanntschaft, welche ich manches Jahr später mit meiner Gemahlin machte.

„Ich sehe es ein, wie befremdend euch mein Gedankengang sein muß. — Ihr, unvertraut mit tausend Nebenideen, welche aus dem Grunde der Seele mit jedem Gedanken zugleich in mir aufsprossen, unvertraut mit der ganzen Verkettung meiner Vorstellungen, werdet vielleicht diesen Glauben phantastisch nennen.

„Nein, Harmonius," rief mein Nachbar: „dein Glaube ist auch der meine. Längst lagen in meinem Gemüthe seine Keime; sie erschließen sich unter der Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. Die Geister gehen in ihrer Welt ihren eigenen Gang. Sie gesellen sich den Körpern nach unbekannten Gesetzen und lösen sich wieder von ihnen ab. Geschaffen von Ewigkeit her, reifen sie für die Ewigkeit. Hier ist unendliches Fortstreben, jeder Tod nur Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irdischen, sollen sie nicht an diesem kleben, sondern nach dem Göttlichen trachten. Ich bin unsterblich; das Universum hat keine irdischen Grenzen für mich; früher oder später darf ich hoffen, Zeuge erhabenerer Szenen zu sein.

„O Harmonius, ich fühl' es, es gibt keinen Katechismus-Himmel, keine Katechismus-Hölle! — ein unendliches Geistergetümmel, emporsteigend zum Urquell des Guten und Seligen! — Harmonius, einst zweifelte auch ich mit kindlichem Kleinmuth. Seitdem ich aber aufgehört habe den Schulweisen

zu horchen, seitdem ich die Natur frage, ist mir das Weltall göttlicher geworden.

„Ja, ihr ewigen Flammenblumen im unermeßlichen Himmelsgrund droben, ihr seid vergebens nicht dahin gepflanzt! Euch sehen Hund und Affe, Adler, Wurm und Fisch, doch keiner kennt euch, keiner weiß, daß ihr Erden und Sonnen seid, im Unendlichen schimmernd. Der Mensch weiß es. Im Hause des Vaters droben sind viele Wohnungen! Ach, vielleicht, früher oder später!, ist einer von euch mein Wohnplatz; und inzwischen noch auf Erden treue Freunde am Grabe des Entschlummerten weinen, fühl' ich dort schon die unbekannten Reize eines andern Lebens!

„Dort samml' ich neue Brüder, neue Schwestern! — Der Tod entführt sie mir, der Tod entführt mich ihnen; ein ewiger und ewigschöner Wechsel! — Und unter allen Geistern auch vielleicht für mich ein theurer Geist, ein Zwilling, Brudergeist!"

Er schwieg. Wir waren gerührt. In einem Strome von Empfindungen versanken die Seelen. Der Mond floß durch ein Goldmeer von Gewölken hin; sein Schimmer sank über die blühenden Gebüsche, bald strahlender, bald matter. Zwischen den Zweigen der Platanen und Pappeln blitzten hin und her die Sterne, vom Laube spielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die ganze Landschaft schien ätherischer, in feinen Dunstgebilden aufgelöst, um uns zu schweben. So sahen der Vorwelt Dichter ihr Elysium.

8.

„Lieben Freunde," sagte Harmonius endlich, „ich liebe zwar Aufschwünge der Einbildungskraft unter den Begleitungen heiliger Gefühle. Indessen ist hier etwas mehr vorhanden, als Gewebe der Phantasie aus Regenbogen-Schimmern. Es ist hier

ein tiefer Ernst der Natur und Vernunft. Ich möchte euch zurückrufen zu diesem.

„Mein begeisterter Nachbar hatte allerdings wohl Recht, da er uns sagte: Wenn man die Natur selbst fragt, lernen wir einen schönern, als den dürftigen Katechismus-Himmel kennen. Ich habe die Natur, das Wort Gottes, gelesen; sie ist das Buch der unendlichen Weisheit und unendlichen Liebe.

„Das Leben des Universums ist die Regsamkeit der ewigthätigen Kräfte und Wesen derselben, ihr ewiges Zusammen- und Auseinanderstreben. Alle Naturkräfte wirken neben und durch und in einander. Es kann deren keine vergehen; nur ihre Verbindungen und Wirkungen wechseln, wie die Vorstellungen im menschlichen Geist. Ewig war die elektrische Kraft, welche im Krampffisch, wie in der Donnerwolke, wohnt, und alle irdischen Stoffe erfüllt; aber nicht immer erscheint sie uns empfindbar, sondern erst, wenn sie sich mit denjenigen Urkräften vermählt, welche durch ihr Einwirken auf unsere Sinne, oder vielmehr auf die Seele, Gefühle und Vorstellungen erweckt. In demselben Verhältniß ist die bildende Kraft vorhanden und wirksam, welche in Felshöhlen den wunderbaren Kristall, in den Pflanzen aber Fasern und Saftgefäße und Zellen schafft. Eben so die Lebenskraft, welche in Moosen, Algen, Eichen und Palmen, im Kerbthier wie im Adler, im Wurm wie im Löwen das Geheimniß des Keimens, Wachsens und gesellschaftweisen Fortpflanzens darstellt.

„Wenn die Pflanze welkt und stirbt und in Staub zergeht, meint ihr, die aus ihr gewichene Lebenskraft sei eben so vergangen, wie die Form der Stoffe, aus denen sie einst ihre Hülle, ihren Leib, nämlich die Welt der Pflanze, zusammengebildet hatte? Meint ihr, für jede neue aus dem Boden sprießende Blume müsse eine neue, nie vorher gewesene Lebenskraft aus dem, was Nichts

ist, entstehen und werden? Nein, was ist, das war und wird immerdar sein. Die Lebenskraft der verdorrten Pflanze ist nur in die allgemein verbreitete Masse des Alllebens zurückgetreten; gleichwie die elektrische, die euch den zuckenden Blitz zeigte, in die allgemeine Masse der Elektrizität; oder wie die irdischen Pflanzentheile in die allgemeine Masse des auf der Oberfläche des Erdballs verbreiteten organischen Stoffes.

„Es bleiben die organischen Stoffe, oder vielmehr, die sie wirkenden Kräfte immerdar; und immerdar auch jene Kräfte, die sich, um den Sinnen zu erscheinen, mit dem organischen Stoff verbinden. Die Lebenskraft wechselt nur ihr Gewand, in welchem sie uns erscheint.

„Höher, unendlich höher, als jene niedern Kräfte, stehen im Heiligthum Gottes, im Innern des grenzenlosen Alls, die Seelen und die sich bewußten Geister. Auch sie gewiß verschwinden nicht in das undenkbare Nichts mit der Form ihrer irdischen Einhüllung. Sie vermählen sich nur andern Kräften und treten in andern Hüllen neu erscheinend hervor. *Was gelebt hat auf Erden, lebt noch*; und der Stoff, in welchem die ersten Pflanzen, Thiere und Menschen des Erdballs bestanden, ist noch derselbe, aus welchem die Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen bestehen, die heut' sind. Warum soll ich am Wandeln und Sichverwandeln der Geister, Seelen und Kräfte zweifeln, da die Natur schon in ihrem Gebiet dasselbe zeigt?

„Es ist darum keineswegs behauptet, daß die Geister in ihren Verwandlungen allein an den kleinen Weltkörper gebunden sind, welchen wir unsern Erdball nennen. Warum sollten die erhabenern Wesen nicht Bewanderer anderer Welten sein können, da wir andere viel niedrigere Kräfte mit unbegreiflicher Schnelligkeit von einem Stern zum andern versetzt und wirksam wahrnehmen? Es ist eine innige, wundervolle Gemeinschaft zwischen

den im Universum verbreiteten Myriaden der Welten. Die Schwerkraft kettet sie zu glänzenden Kränzen zusammen und der Lichtstrahl bildet goldene Brücken von Weltkörper zu Weltkörper in den unermeßlichen Räumen.

„Der Seelenwanderungsglaube des hohen Alterthums, welcher der Unwissenheit späterer Zeiten Thorheit schien, wird sich wieder den alten Adel aus der Naturkunde zurücknehmen. Und wär es in euern Gedanken ein Wahn, daß ich auf Erden schon in verschiedenen Hüllen einer und derselben geliebten Seele begegnet bin: so nennt es immerhin Wahn, was ein unerklärliches Gefühl in mir, was eine innere Stimme mir Gewißheit nennt. Ich kenne drei Wesen, mit welchen ich während meines siebenzigjährigen Lebens auf eine wundersame, unwillkührliche Weise zusammengezogen ward, wie mit keinem andern Wesen. In allen dreien war dieselbe Zärtlichkeit, dieselbe Treue. Das dritte dieser Wesen war meine Gattin.

„Unweit einem Dorfe erblickte ich eines Tages, da ich von Geschäftsreisen heimkehrte, an der Landstraße eine Bettlerin, die von einem der Vorübergehenden mit den Worten zurückgewiesen ward: „Geh' arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!"

„Als ich näher trat, mein Reisewagen blieb lange hinter mir zurück, setzte der Mann unbefangen seinen Weg fort.

„Unwillkürlich blieb ich stehen. Ich bemitleidete sie. Ich betrachtete die zarte Gestalt der jungen Bettlerin, mit dem kindlichen Antlitz voll Kummers vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

„Eine glühende Röthe überflog, wie Wiederschein brennenden Morgengewölks, ihr Angesicht. Dann ward sie blaß, wankte seitwärts, und hielt sich bebend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach.

„„Dir ist nicht wohl, mein Kind!“ sprach ich. Und mich dünkte, sie längst gekannt zu haben.

„Sie antwortete nicht, wiewohl ihre Lippen sich öffneten, Antwort zu geben. Sie sah mich mit ihrem Unschuldsblick lange und unverwandt an, als wolle sie in meiner Seele lesen. Dann drehte sie sich plötzlich ab und ging davon.

„Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte sie sich wieder an eine hohe Eiche, und sah zurück nach mir. Sie weinte, und schien mit Gewalt ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

„Ich näherte mich ihr. „Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte ich: „Bist du unglücklich?“

„Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut, starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie mit meinen Armen auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Bläße überzogen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehen.

„Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurück zu einem lebendigen Quell, der unter dem Felsen hervor über den Weg floß: schöpfte in meinen Hut das kühle Wasser und kehrte zurück.

„Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fußtritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

„Eine blasse Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

„„Du bist sehr krank!“ sprach ich.

„Sie lächelte und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme: „Gewiß nicht!“

„Ich zog meine Geldbörse hervor, und statt ihr Münze zu suchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch wenig gegeben zu haben.

„Das Mädchen erröthete, gab das Geld zurück und sprach: „Ich verlange nicht so viel.“

„„So will ich dich wenigstens zu deiner Wohnung begleiten, denn du bist schwach!“

„Sie ist nicht weit von hier!“ sagte sie.

„„Hast du deine Aeltern dort?“ fragt' ich.

„O nein. Meine Aeltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind weitläufige Verwandte, arme, gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Außer dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hüte die Gänse, oder trage Milch, oder — — —“

„„Warum gehst du in keinen Dienst?“

„Ich kann nicht. Der alte Mann in unserer Hütte wäre ohne Pflege. Er ist krank.“

„„Und wie alt bist du?“ fragt' ich.

„Vierzehn Jahre!“

„Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung — eine baufällige Hütte, vom Epheu gleichsam zusammengehalten, der sie umrankte und an eine röthliche schroffe Felswand knüpfte. — Von innen überall Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigen Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

„Wir setzten uns auf ein hölzernes Bänkchen unweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über den Fluß gegen das jenseitige Ufer.

„„Darf ich euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstück?“ fragte das Mädchen.

Ich nickte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon.

„Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflegetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, sagte, das Kind arbeite oft bis zur gänzlichen Erschöpfung; sei lieb und fromm. Cecilia hieß das arme Kind.

„Nach einer Weile erschien Cecilia. In sauberm hölzernem Geschirr setzte sie Milch und Brod vor.

„„Cecilia,“ sagte ich, „du jammerst mich. Du bist unglücklich.“

„Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

„„Willst du immer Bettlerin bleiben?“ fuhr ich fort.

„Die Armuth hat mich nicht unglücklich gemacht!“ seufzte sie.

„„Ich möchte Alles für dich thun!“ sagte ich wieder nach einer Pause: „Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeältern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben.“

„Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecilia sah mit tiefer Unruhe vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsamkeit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück nicht auszuschlagen. Cecilie, ihrer Pflegerin gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld, und schickte in's Dorf, für Cecilien bessere Kleider zusammenzukaufen.

„Ich blieb allein. Nach einiger Zeit hörte ich stilles Gewimmer. Ich erkannte die Stimme Ceciliens; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme in der Hütte.

„Ich flog dahin. Eine halboffene Thür ließ mich das arme Mädchen in einer Kammer sehen. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobenen, zusammengefalteten Händen stand Cecilia da, und weinte, schluchzte und ließ zuweilen einzelne Worte hören:

„„Du hast meine Thränen gesehen!“ sprach sie, überwältigt

von ihren Gefühlen: „Du hast meine Seufzer gezählt! — O mein Gott, o mein Gott, wie hab' ich's verdient, daß du mich so glücklich machst, und meinen armen Verpflegern deinen Engel zu Hilfe sendest?"

„Das Gebet, so es vom gepreßten Herzen aufsteigt, ist gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rausch.

„Ich setzte mich nieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilia heran. Unbeweglich sah sie mich an; unbeweglich ich sie.

„„Warum weinst du, liebe Cecilia?" fragte ich.

„Entfesselt stürzte nun ein Thränenstrom über ihre Wangen. Sie warf sich vor mir auf die Knie; sie ergriff meine Hand, drückte sie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück ist allzugroß! Wie konnt' ich so viel hoffen! — Ich will Eure treuste Magd sein; ich will Euch nie verlassen; ich will gern für Euch sterben!"

„Damit ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Fest in der Bettlerhütte: ich brachte Cecilien in eine benachbarte Stadt zu einer meiner Bekannten, welche Vorsteherin einer weiblichen Erziehungsanstalt war. Sie blieb ein paar Jahre in dieser Anstalt. Dann ward die demuthreiche Heilige meine Gemahlin.

„Wichtiger in dieser Geschichte sind einige andere Umstände, sowohl in Betreff meiner, als Ceciliens. Es steht bei euch, diese Umstände Träumereien oder Spiele des sogenannten Zufalls zu heißen. Mir trugen sie etwas Bedeutsameres in sich.

„Dahin gehört das sonderbare Gefühl, von dem ich bei dem ersten Anblick der kleinen Bettlerin ergriffen war. Dies Hingerissenwerden meines ganzen Lebens zu der Unglücklichen mag vielleicht nichts Auffallendes haben. Denn der Beispiele sind viel, daß Personen, die sich nie gesehen hatten, beim ersten An-

blick von einer plötzlichen, gegenseitigen Neigung entzündet worden sind. Indessen gehören dergleichen Erscheinungen immer noch zu den Räthseln unsers Innern, die nicht gelöset worden sind. Woher dies unwillkürliche Entflammtwerden des Menschen für eine Person, bei deren Anblick tausend Andere gleichgültig bleiben.

„Es ist nicht wohl die Zaubermacht der Schönheit überhaupt, welche das Wunder hervorbringt; denn wir wissen, daß man häufig im Leben das als Schönheit erkennt, wovon man sich nie leidenschaftlich angezogen fühlt; und daß zuweilen Herzen für eine Gestalt entbrennen, die sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Formen dem nähert, was nach dem allgemeinen Urtheil häßlich ist. — In aller Zuneigung oder Liebe herrscht, wie in der Ueberzeugung von der Wahrheit, keine Willkür, sondern Naturzwang, Nothwendigkeit. Daß die ersten angenehmen Eindrücke irgend einer Menschengestalt auf das zarte Gemüth der frühesten Kindheit unauslöschlich bleiben, und noch im spätern Alter das Urtheil über Schönheit und die Empfindung des Wohlgefallens an dieser oder jener Gestalt leiten, ist eben so unerwiesen durch Erfahrung, als lächerlich für den gesunden Verstand.

„Jene in unserer Zuneigung oder Abneigung herrschende Nothwendigkeit scheint mir in Eigenthümlichkeit der Seelen-Natur zu liegen, die, an sich selbst ohne Willkür, dem Naturgesetz unterworfen ist, wie Alles. Nur der Geist des Menschen hat freien Willen, nicht die Seele, die seine nächste Hülle, sein empfindliches Organ ist. Nur jener hat Bewußtsein! die Seele kennt nur Empfindungen und Instinkte. Im Geiste wohnt Sehnsucht nach Vollkommenheit, in der Seele wohnt die Liebe.

„Ich war beim ersten Zusammentreffen mit Cecilien meiner Neigungen nicht mehr mächtig, sondern unwillkürlich zu ihr hingezogen. Weder ihre Armuth, noch ihre Schönheit hatten mich

gerührt, sondern ihr und mein Sinn waren eins, als wären wir einerlei Wesen von jeher gewesen, wie das Leben eines Säuglings und der Mutter lange nur eins sind, bis sie durch Naturzwang auseinander treten müssen. Freunde, auf dem vielbeschifften Ozean der Wissenschaft ist schon mehr als eine neue Welt entdeckt; aber vom Gebiet der Seelenkunde kennen wir kaum die Küsten und einen tauglichen Landungsplatz, von welchem aus wir in das Innere zur Ansicht der Wunder und Geheimnisse alles Lebens dringen könnten.

„Weit überraschender war mir, was ich nachmals aus Ceciliens Erzählungen vernahm. Sie behauptete, ehe sie mich gekannt, eine Gestalt, wie die meinige, zuweilen schon im Traum, und schon in den ersten Träumen ihrer Kindheit gesehen zu haben. Sie habe sich an das Erscheinen dieser Gestalt unter allerlei Umgebungen, wie der Traumgott sie uns vorzaubert, so sehr gewöhnt, daß ihr Gedächtniß dieselbe auch beim Wachen festhielt. Nur selten, nicht einmal alle Jahre, wäre ihr mein Bild im Schlafe vorgekommen, dann aber von ihr mit der gleichen Sehnsucht und Liebe begegnet worden. Sie nannte die Empfindung, welche sie dabei hatte, auf mir unverständliche Weise, eine unbeschreibliche Beklemmung, ein sonderbares schmerzlich-angenehmes Zusammengezogenwerden der Brust, und zwar der höhern Gegend derselben. Sie behauptete, nach einem der Träume, dies Gefühl einige Tage lang, doch immer schwächer werdend, behalten zu haben.

„Als sie eines Tages im Walde Erdbeeren sammelte, ward sie, ohne vorhergegangenen Traum, von der nämlichen Beklemmung befallen, und diese brachte ihr eben so schnell das Traumbild in Erinnerung. Bald hörte sie Hufschlag eines Rosses auf der durch den Wald führenden Landstraße. Sie richtete ihren Blick auf den Reiter. Ich selbst war es, der auf einer Ge-

schäftsreise durch diese Gegend kam. Doch erinnere ich mich nicht, die Erdbeersucherin damals gesehen zu haben. Cecilia hingegen, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, war bei meinem Anblick wie gelähmt. Sie umklammerte einen Baumstamm, um nicht zur Erde zu sinken. Sie zweifelte, ob sie im Träumen oder Wachen sei. Und als ich längst vorüber sein mochte, rannte sie auf der Landstraße den Spuren meines Pferdes nach, um mich nur noch einmal, nur aus der Ferne zu erblicken. Ihre Anstrengung war fruchtlos geblieben.

„Erklärt euch daraus den seltsamen Zustand, in welchen sie gerieth, als ich sie, wie ich euch schon erzählt habe, unweit ihrem Dorfe Almosen heischend, fand. Sie zweifelte damals nicht am wirklichen Leben der Gestalt aus ihren Träumen; aber hatte die Hoffnung verloren, ihr wieder in der Wirklichkeit zu begegnen.

„Genug davon, lieben Freunde. Ich habe euch die Erklärung gegeben, welche ihr über meine Worte: „Unvergänglichkeit der Liebe in allen Hüllen" verlangt habet.

„Möget ihr immerhin in dem Geschichtlichen, welches ich euch mittheilte, Spiele des Ungefährs oder Mitwirkungen einer täuschenden Einbildungskraft vermuthen; möget ihr immerhin zu dem, was mir darin wunderhaft schien, einen andern Schlüssel finden. Ich geb' euch das Alles preis. Aber das Höhere meiner Glaubensüberzeugungen läßt sich nicht erschüttern, geschweige entwurzeln. Ihr könnet den Einklang der Erfahrung und Vernunft, der Vergangenheit uud Zukunft, der Zeit und Ewigkeit nicht vor mir zerstören.

„Der Mensch, hingestellt zwischen dem allewigen Nichts und der allewigen Wirklichkeit, kann weder die Möglichkeit des einen, noch des andern begreifen. Oder wer ergründet, warum nicht eben so gut ein All-Nichts, als ein All-Sein ist? Aber ich bin mich meiner und des wirklichen Alls bewußt. Es ist. Und weil

es ist, darum ist Nichtsein oder Verschwinden dessen unmöglich, was ist; darum ist ewig, was ist, die Kraft im Staub-Atom, wie die Kraft, welche im Plato dachte. Alles ist Kraft, alles Geist, alles ist wirkend. Das ist das unendliche Reich der Natur; die Welt aber ist nur Wirkung derselben auf den Geist und die Seele. Das Spiel der Wirkungen ist wandelhaft; das Ewigthätige unwandelbar. Die Welt wechselt, die Natur nicht.

„Nicht die Wesen an sich, nur ihre Verhältnisse unter sich ändern. Geist und Seele treten nach göttlichen Ordnungen in andere Verbindungen. Die Stärke oder Schwäche des heiligen Willens, welchen der sich bewußte Geist hat, entscheidet naturnothwendig über das Steigen und Sinken seines Selbsts. Das ist sein Himmel, das seine Hölle. Es ist ein unendliches Fortschreiten der Geister zur Vollendung in's Unendliche, wie sich die Sonnensysteme mit ihren Welten durch das Reich des nirgends umuferten Alls treiben. Ewige Thätigkeit! Neue Verbindung, eingegangen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften, die ihnen dienstbare Werkzeuge zur Berührnng mit dem All der Dinge werden, das ist Seelenwanderung. Eine andere Art des Fortdauerns und Fortwirkens ist uns nicht gedenkbar. Ob auf dem Erdstern, ob auf einem andern, wird gleichgültig; doch heller sieht sie unter uns ein Geist, als der andere.

„Das, was wir in tief unter uns liegenden, sich ihrer unbewußt scheinenden Kräften Anziehung und Wahlverwandtschaft nennen, und die Liebe höherer Wesen unter sich, ist gleich ewig, ist aus Gott. Denn Gott ist die Liebe. Und diese Liebe tragen verwandte Seelen unvergänglich durch alle Hüllen."

9.

So sprach Harmonius. Aber es sind nicht seine Worte, die ich gebe, sondern nur Andeutungen seiner Gedankenkette. Wir

Alle fanden uns wunderbar in derselben verstrickt, daß wir uns weder durch Widerspruch von ihr lösen, noch, wegen ihrer Fremdartigkeit, ganz mit ihr befreunden konnten.

Was Harmonius von seinen Lieblingen auf Erden gesprochen, schien uns nicht seltsamer, als was vom Pythagoras erzählt worden ist. Ueber das Wesentliche dieser eigenthümlichen Naturansicht wag' ich kein Urtheil. Merkwürdig bleibt mir aber, daß ein Geist, wie der des Harmonius, endlich zu derselben zurückkehrte, welche schon in den Geheimlehren der Urvölker, der Inder und Aegypter, in den pythagorischen und platonischen Ideen und in den pindarischen Gesängen waltete.

Für den Denker ist die Darstellung der eigenthümlichen Art eines denkenden Geistes nicht minder anziehend, als die Schilderung irgend eines auffallenden menschlichen Charakters im äußern Leben. Darum habe ich geglaubt, etwas nicht ganz Unverdienstliches zu thun, wenn ich von den Gesprächen des liebenswürdigen Greises Harmonius das Bedeutendere aushöbe.

Der Eros,

oder

über die Liebe.

1.

Verbrechen und Liebe.

Gerold, des Königs geistlicher Rath, trat mit seiner Gemahlin Claudia und der schönen Tochter Maximiliane in den Garten meines Landhauses. Nach den ersten Freundlichkeiten der Begrüßung führte ich die lieben Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wo meine Augustine schon den runden Tisch recht wirthlich mit mancherlei Erfrischungen bedeckt hatte. Sie selbst ging den Kommenden grüßend aus der Laube entgegen, unsern Jüngstgebornen auf ihrem Arm.

Allen that uns die Dämmerung und Kühle der blühenden Laubhütte wohl. Denn es war einer der heißen Nachmittage des Monats, dem die Rosen bei uns ihre Schönheit aufschließen; am Himmelsblau kein Wölkchen. Gerold wählte seinen Platz neben mir. Uns gegenüber saßen die Frauen; Maximiliane in einen Winkel des grünen Eckbänkchens geschmiegt, von dem sie seitwärts den breiten Hauptgang des Gartens übersehen konnte. Und ich bemerkte es wohl, wie oft sich, selbst während sie mit

uns sprach, ihre Blicke flüchtig nach diesem Hauptgange wandten. Noch erwarteten wir unsern edeln Freund Holmer, Mitglied des Obergerichtshofes, und seinen Sohn, den Gesandtschaftsrath, Maximilianes Bräutigam, welcher erst seit drei Tagen von einer Sendung nach London zurückgekommen war.

Das Gespräch lenkte sich sogleich anfangs, wie das immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages. Man hatte nämlich am Morgen einen jungen Mann, Namens Lukasson, mit dem Schwerte hingerichtet und auf's Rad geflochten, welcher der Sohn eines guten Hauses, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen war, und dennoch der vorsätzliche Mörder seines jungen, von ihm heißgeliebten Freundes Walter werden konnte. Die verbrecherische That war um so auffallender, weil Lukasson den Getödteten noch bis zum letzten Augenblicke geliebt, und denselben im Schlafe erstochen hatte*). Inzwischen mußte es doch, nach Jedermanns Urtheil, in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. Denn es war bekannt, daß Lukasson, von jeher ungestümen und mit sich selbst entzweiten Wesens, zwischen leichtsinnigen Ausschweifungen und schwermüthigen Bereuungen schwankend, zuletzt das unselige Mittel der Selbstbetäubung durch starke Getränke ergriffen hatte.

„Leichter läßt sich die verderbte Denkart des Mörders erklären, als daß der tugendhafte Jüngling Walter, Freund eines solchen Ungeheuers sein konnte!“ sagte die Gattin Gerolds.

„War Walter, der Jüngling, tugendhaft, woran ich nicht zweifle,“ erwiederte ihr Gemahl, „so muß auch der Mörder noch, ungeachtet seiner Leidenschaften und Verirrungen, im Be-

*) Die oben erzählte Begebenheit gründet sich auf eine wirkliche Thatsache.

sitze von Tugenden gewesen sein, die ihn liebenswürdig machen konnten. Und es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt Lukasson den Jüngling von allen schlechten Gesellschaften entfernt hielt; wie er ihn theils selbst unterrichtete, theils auf seine Kosten in Musik, Malerei und andern Dingen unterrichten ließ, weil Walter ein Sohn wenig bemittelter Aeltern war; ja, man weiß, wie Lukasson selbst und vielmals unter heißen Thränen seinen Freund vor den Leidenschaften warnte, die ihn zerrissen, und wie er sich ihm selbst als Beispiel von dem Elend aufstellte, welches diejenigen erdrückt, die von der Tugend abtrünnig werden."

„Ich stimme dir bei, Gerold," sprach ich, „wir wollen den Verbrecher nicht verdammen, weil die Gottheit uns kein Auge für das Innere des Menschen gegeben hat. Gleichwie wir Kranke kennen, die bei hellem Bewußtsein dessen, was sie sagen wollen, doch andere Worte, als sie wollen, sprechen, und dadurch unverständlich und über sich selbst unwillig reden: so ist es auch wohl möglich, daß Personen vorhanden sind von so verstimmtem Bau der Nerven, daß ihr bester Wille ohnmächtig wird, das Gute zu thun, und daß sie das Böse begehen mit heller Vorstellung, ja mit vollem Abscheu des Unrechts."

„Eine schauderhafte Möglichkeit, Beda," sagte Gerold zu mir, und schüttelte fromm verneinend das Haupt, „eine gefährliche Lehre, wodurch alle sittliche Zurechnung, ja Tugend und Sünde selbst zweifelhaft werden. Damit wäre die Freiheit des Willens leeres Gaukelspiel des sich selbst bethörenden Menschengeistes, und der Satz aufgestellt: das Verbrechen sei weder Schuld, noch die edelste Selbstaufopferung Verdienst der Sterblichen. Da hätten wir den träumerischen Lehrsatz von der Gnadenwahl in anderer Gestalt wieder, nach welchem einige Kirchengelehrte, in St. Augustins Fußstapfen, Gott aus Willkür einen Theil der Menschen zu allem Guten unfähig machen, und

schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, Andere aus ähnlicher, kindischer Willkür zur ewigen Seligkeit vorausbestimmen lassen."

Ich erwiederte: „Keineswegs halte ich dafür — vorausgesetzt, in meiner Aeußerung wäre eine Wahrheit —, daß wir den innern Werth der Wahrheit überhaupt nach dem Maßstabe des Nützlichen und Schädlichen würdigen dürfen. Die Wahrheit soll sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Was sagst du denn zu den Kretinen, welche einen menschlichen Geist in menschlicher Gestalt, und doch nicht den freien Gebrauch aller Seelenkräfte haben? Was zu den Wahnsinnigen und Irren, die in ihren lichten Augenblicken so vernünftig urtheilen, als wir beide, und das selbst verdammen, was sie im verfinsterten Augenblicke geredet oder gehandelt haben?"

„Bei ihnen ist offenbare Krankheit vorhanden," versetzte Gerold, „und wir können sie nicht mit Verbrechern vergleichen, die hellen Bewußtseins fähig sind, und noch dazu in dem Grade, daß sie, wie du sagst, sogar *wider ihren Willen* und *mit vollem Abscheu des Frevels den Frevel begehen*."

„Wenn es," sagte ich, „wie in allen Zweigen der Natur, auch in Nerven- und Seelenkrankheiten eine unendliche Reihe von Abstufungen oder Verschiedenheiten gibt: warum möchtest du mir dann nicht erlauben, einen krankhaften Zustand für möglich und wahrscheinlich zu halten, wie ich ihn bezeichnete? Es gibt nicht nur offenbare, sondern auch *unsichtbare Krankheiten*; und Mancher hält sich für gesund und wird dafür gehalten, der es nicht ist."

„Hilf Himmel, Beda!" rief Gerold: „wenn du Recht hättest, was würde aus unsern bürgerlichen Gesetzgebungen, was aus unserer Rechtslehre und Sittenlehre werden müssen? Wen könnten wir loben, wen verdammen?"

„Freund Gerold,“ entgegnete ich, „wie mag dich das befremden? Wir leben in einer Welt trüglicher Erscheinungen, die jeden Augenblick irre führen. In der bürgerlichen Gesellschaft krönen oder kreuzigen wir die That, nicht das Gemüth. Dies hat oft die Krone verdient, während das Gericht der blinden Sterblichen jene an's Kreuz schlug; und eben so oft geschieht das Gegentheil.“

Gerold legte beide Hände verhüllend auf sein Antlitz und rief: „Darum ist's gut, daß die ewige Gottheit ist und waltet!“

Meine Frau schlug ihre Augen von ihrem Säugling zu mir auf und sagte: „So sollte uns ja der Anblick keiner schönen That freuen und keiner Schandthat betrüben. Sage mir, was loben wir denn, was tadeln wir denn noch?“

„Die gute That, liebes Kind, nicht das uns unbekannte Gemüth!“ erwiederte ich: „Und in der That loben wir weniger den Thäter, als uns selbst, indem wir den Werth des ewigen Gesetzes der Heiligkeit erkennen, und uns freuen, daß es in uns lebt, und daß das ihm Entsprechende auch außer uns erscheint. Die Verehrung des Guten, die Verdammung des Bösen in einer fremden Handlung ist das rege werdende Selbstgefühl unserer göttlichen Natur.“

Gerold nickte mir Beifall und sagte: „Darin stimm' ich billig mit dir ein. Aber, Beda, der weltliche Richter, darf er den Frevel des Wahnsinnigen, darf er die wider Willen des kranken Thäters begangene That verdammen? Und ich frage noch einmal: was soll aus unserer Rechts-, was aus unserer Sittenlehre werden, wenn der Mensch, wie du sagst, auch wider seinen Willen unrecht und unsittlich sein, und nach dem empörenden Wahn des Alterthums, wie vom bösen Geiste oder dem Fatum unserer Trauerspieldichter getrieben, das Verbrechen in

dem Augenblicke, da er es verabscheut, zu vollbringen gezwungen ist?"

Ich erwiederte ihm: „Es geschehen durchaus keine bösen Thaten, als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unnatürliche oder, was dasselbe ist, das Unvernünftige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige wollen; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns begehrt es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes, von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesammtwesen, wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist: eine Krankheit, die wir häufig selbst verschuldet haben. Der größte Theil von unsern Rechts= und Sittenlehren aber ist auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungslos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich, wie die Kunst eines empirischen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den bessern Theil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einsicht geht. Und gleich wie mir derjenige Arzt der weisere zu sein scheint, welcher, die eigentlichen Naturen seiner Kunden genau erforschend, sie durch angemessene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: so scheint mir derjenige Theil der Sittenlehre der wesentlichste, welcher bis jetzt am wenigsten bedacht ist, und der nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hilfsmittel schöpft, die Harmonie unsers Wesens unverletzt und vor Verstimmung und Krankheit zu bewahren."

Hier unterbrach mich Claudia, die Gemahlin Gerolds, und rief lachend: „Vergesset auch nicht, o ihr weisen Meister, in

eurer Sittenlehre das Kapitel von den Pflichten gelehrter Männer gegen anwesende Frauenzimmer, die beim Anhören eurer Weisheit vor Langerweile sterbenskrank werden. Fülle den Herren die Gläser, Maximiliane. Man sagt, der Wein, den die Hand einer jungen Braut spendet, werde feuerreicher. Ich will unterdessen unsere Tassen mit Thee füllen, er hat endlich genug gezogen."

„Wohlgesprochen, Claudia!" sagte Gerold, hob das Glas und stieß mit mir an: „Plaudern wir von angenehmern Dingen. Ich möchte mich zerstreuen und den schauerlichen, wüsten Hinrichtungsprunk dieses Morgens aus meinem Gedächtniß wischen. Wer von uns erfindet sogleich eine angenehme Aufgabe, die uns Alle an sich zieht?"

„Ich schlage einen gewissen Jemand vor," sagte ich, „den ich, wenn ich König wäre, nie zum Gesandtschaftsrath gemacht hätte. Denn wenn er sich so lange vergebens erwarten läßt, wohin ihn sein Herz sendet: wie träge wird er sein, wenn er dahin gesandt wird, wohin er nicht mag!"

Maximiliane senkte lächelnd, indem sie erröthete, die Augenlieder und sagte: „Mußte ich nicht eben hören, wie fremd uns die Tiefen der Seele sind, und daß wir den Menschen nicht nach der That beurtheilen sollen? Wer weiß denn, ob Holmarn sein Herz hieher schickt? Wer weiß denn, wenn er früher, als ich, gekommen wäre, ob ihn darum hieher sein Herz gezogen hätte?"

„Sieh, das hast du, Beda, mit deiner Lehre angerichtet!" sagte Gerold: „Nun werden die jungen Leute sogar noch am Vorabend ihrer Vermählung zweifeln, ob sie einander lieben?"

2.

Die Liebe der Mutter und der Geschwister.

„Ha!“ rief mit schelmischem Blicke mein junges Weib: „Wo ist das Mädchen, welches nicht vor und nach der Vermählung zweifelt? Gebt nur zu, ihr Männer, daß wir tiefer in die Seele blicken, und, was darin vorgeht, feiner herausfühlen oder herausahnen, als ihr.“

„Wenn dem so wäre, Augustine,“ sagte ich, „müßtet ihr weniger zweifeln, sondern der Sache gewisser sein, als wir.“

Und Gerold setzte hinzu: „Wie scharf auch der weibliche Blick sein mag, in solchen Angelegenheiten ist er es am wenigsten. Man weiß ja, Liebe geht mit verbundenen Augen.“

„Ganz gut,“ sagte Augustine, „aber man weiß auch, Weiber sollen etwas Neugier haben. Drum lüpft selbst das liebendste Mädchen mitunter die Binde gern. Und wenn es dann im Herzen des Auserwählten kaltes Eis, in seinen Schwüren aber Feuer erblickt, muß es da nicht zweifeln und irre werden? Man kann für Niemanden schwören, daß er wirklich und wahr liebe. Ich möchte sogar nicht immer für das Herz meines Mannes schwören. Beda sagt, er liebe mich. Ihm und noch mehr mir selber zu Gefallen glaub' ich es gern. Aber dennoch sehe ich zuweilen tief in seinem Herzen . . .“

„Was?“ rief ich: „Eis?“

„Nun wenn auch kein Eis, doch Schneeflocken!“ versetzte sie lachend: „Man kann für kein Herz schwören, ob es liebe . . .“

„Als für das Mutterherz!“ fiel Claudia, Gerolds Gemahlin, ein: „Seht doch, wie süß der kleine Engel hier auf dem Schooße Augustinens schläft! Keiner beachtet ihn, aber die Mutter unaufhörlich. Ihr Geplauder geht zu euch, aber ihr Gedanke zu ihm. Sie legt ihm das Köpfchen sanfter; sie weht mit der

Hand ihm die Fliege vom Händchen. Sie blickt von Zeit zu Zeit nieder, zu sehen, nicht ob der Säugling schläft, nein, ob er recht wohl, ob er recht zufrieden schlummert."

Augustine senkte mit seligem Wohlgefallen die Augen auf ihren schlummernden Liebling, hob ihn leise empor zu ihren Lippen, hauchte ihm einen Kuß auf die Wange und sagte: „Ach, Mutterliebe ist auch eine ganz andere Liebe, als die Liebe des Jünglings und des Mädchens. Es ist die, von der kein Mann weiß."

„Aber wie eine ganz andere Liebe?" fragte Gerold: „Die Empfindung der Liebe ist immer doch eine und dieselbe, so, daß selbst die Sprache nicht mehr als eine Liebe kennt, auch für die Mehrheit keinen Ausdruck hat, und nicht sagt: die Lieben, sondern höchstens: die Liebschaften, bei denen freilich nicht immer die Liebe herrscht."

Claudia, seine Gattin, erwiederte: „Der Mann hat die Sprache erfunden, nicht aber das Weib, wie du aus Adams Geschichte weißt. Der Mann aber kennt nur eine Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebschaften. Wäre das Weib Erfinderin der Sprache gewesen, es würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort ersonnen haben."

„Antworte mir ernster!" sagte Gerold: „Wie ist die Empfindung der Mutterliebe anders, als die der Braut?"

„Du müßtest Weib sein, mich zu verstehen," entgegnete Claudia, und der Blinde müßte sehen können, um deine Unterscheidung des Sehens und Hörens zu begreifen. Die Brautliebe wirkt mächtiger auf die Einbildungskraft ein, und durch sie; daher bringt sie so viel Selbstverblendung und Täuschung, steht dem Rausche und dem Wahnsinn nahe, oder kann in Wahnsinn übergehen. Das ist nicht der Fall, oder äußerst selten, in der Mutterliebe. Muttergefühl ist inniger, tiefer; und doch be-

täubt es den Verstand nicht, begeistert zu keinen Gedichten, verwandelt die Ansicht der Dinge nicht. Brautliebe verachtet Gefahr und Tod, aber kann hintennach sich selbst bereuen. Mutterliebe trägt freudig Schmerzen, Opfer und Tod, und bereut ihre Thaten nie. Jüngling und Mädchen sind einander zwei fremde Wesen, die durch die Macht der Natur erst zusammengeführt und gegenseitig durch den Zauber der Einbildung verschönert werden. Keiner liebt eigentlich den Andern so sehr, als im Andern sich selbst, oder vielmehr sein Urbild des Guten und Schönen, welches er lebendig geworden zu sein wähnt. Hingegen Mutter und Kind sind sich nicht fremd, sind nicht Zwei, sondern Eins, das eben in Zwei auseinander soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die Mutter allein kann zum Kinde sagen: du bist mein Leib, mein Blut, mein Leben, meine Seele."

„Du hast es berührt, du scharfsinnige Claudia!" rief Augustine: „Ach, und ich setze hinzu, indem ich meinen Säugling sehe: du mein Blut, mein Leben, meine Seele, bist mir theurer, denn mein eigenes Blut und Leben und als meine eigene Seele, eben darum, weil du mein Ich bist und von mir scheidest!"

Gerold lächelte gerührt, und sagte zu Augustinen: „O die heilige Natur, welche Stimmen klingen aus ihr hervor! — Doch scheint mir alles das mehr sinnreich, bildlich, dichterisch gesagt, als wahr."

„Wohl treu und wahr bis zum Buchstaben!" entgegnete Augustine und küßte den Kleinen in ihrem Arm: „Wie denn? Ist dies nicht Blut von meinem Blut, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele? Ich habe gesunden festen Schlaf des Nachts; mich weckt kein fremdes Geräusch. Aber wenn dieser sich leise in der Wiege regt, bin ich wach. Wir werden beide zugleich munter. Seine Seele weckt die meinige. Woher das,

wenn nicht selbst noch Verbindung zwischen den halbgetrennten Seelen wäre? Oft, wenn ich das Kind sehe, wird die Empfindung der Liebe so wunderbar mächtig, daß — lächelt nur nicht! — es mir angenehm krampfhaft das Innerste der Brust zusammenzieht, und ein liebliches Weh davon mir in die Zahnnerven dringt. Das verstehet ihr Männer nicht! Aber ich begreife, was man von Müttern erzählt, daß sie ihre Kinder vor Liebe gebissen haben *). Ach, ich könnte euch noch Vieles sagen, höchst Wunderbares und Seltsames, das ich an mir erfahren. Aber könnte ich's sagen! ihr würdet es nicht verstehen, und wenn ihr es verständet, würdet ihr mir's nicht glauben."

Sie sagte dies so warm und lebhaft, daß ihr ganzes Antlitz dabei in milder Erröthung schimmerte. Ich konnte mich nicht erwehren, in tiefer Bewegung ihr die Hand zuzustrecken und die ihrige, die sie mir reichte, zu küssen. „Wohl glaube ich dir alles, was du sprichst," sagte ich zu ihr, „und mehr, als du andeutest, liebes Weib. Wer erkennt das geheime Walten der Seelennatur? Mutterliebe ist wohl andere Liebe, als Brautliebe, wenn schon eine, wie die andere, Wirkung jenes ewigen, allgemeinen Naturgesetzes ist, welches selbst dem gefühllosen Baume des Waldes Handlungen der Zärtlichkeit verleiht, und ihn die gefallenen Samen im Herbst mit Laub warm decken läßt, damit sie im Winter gegen strenge Kälte Schutz, und im Frühjahr Nahrung und Frische des Grundes finden mögen, in welchen sie sich einwurzeln wollen."

„Es drängt sich mir aber noch ein Zweifel auf!" sagte Gerold: „Wie kommt es, daß Brüder und Schwestern, diese Lichtflamme aus der Mutterflamme, weder die Mutter mit der gleichen

*) Die meisten Mütter erfahren diese und andere ähnliche Wirkungen, die oben erzählt sind, an sich.

Innigkeit lieben, wie sie von ihr geliebt werden, noch daß sie sich selbst inbrünstig unter einander lieben?"

Beide Frauen blieben lange in sinnigem Schweigen. Claudia antwortete endlich: „Wir Frauen wissen wohl, was wir selbst fühlen; aber was Andere, das mögen unsere Weisheitsmeister enträthseln."

„Diesen Titel," erwiederte ich, „erwerben auf den Hochschulen freilich kaum bärtig gewordene Jünglinge, aber sie legen ihn im Alter, wenn sie wissen, daß sie ewige Lehrlinge sind, bescheiden wieder ab. Dies der Spötterin zur Nachricht. Uebrigens glaub' ich, daß, wie die Kinder beständig von der Mutter hinwegwachsen, und zur Selbstständigkeit übergehen, besonders wenn sie unmittelbar keine Lebenstheile mehr von ihr annehmen; so gehen im Wachsen auch Brüder und Schwestern, als selbsteigene Wesen, aus einander, die zuletzt nichts mehr gemein mit einander haben. Wie sehr Kinder aber in ihrem Sein und Wesen noch Eins sein können, ist allenfalls nur an Zwillingen wahrzunehmen, und besonders in deren Säuglingstagen. Man kennt auch viele Geschichten von Zwillingen, deren einer immer Lust und Weh' des andern mit empfand, und bei denen der Tod des einen den des andern nach sich gezogen zu haben schien. So erinnere ich mich, als des jüngsten Beispiels dieser Art, des Schicksals der beiden bekannten französischen Feldherren Cäsar und Constantin Fauchet. Sie waren Zwillinge, so ähnlich einander, daß man sie in der ersten Jugend mit einem Bande unterscheiden mußte, um Verwechselung zu verhüten, wenn sie nackt waren. Beide weihten sich dem Kriegswesen; beide hatten so seltene Aehnlichkeit, selbst in ihren Ansichten, daß wenn einer aus der Gesellschaft ging und der andere blieb, der Bleibende das Gespräch des ersten fortsetzen konnte, und Jeder, der nicht genau Acht gehabt hatte, noch den Weggegangenen vor sich zu

haben glaubte. Beide wurden bei verschiedenen Heeren an demselben Tage verwundet, beide an demselben Tage zu Generalen ernannt, beide endlich im Jahr 1815 an demselben Tage, wegen ihrer staatlichen Gesinnungen und Vergehen, zum Tode verurtheilt und erschossen. Inzwischen haben wir von dergleichen merkwürdigen Erscheinungen zu wenig seelenkündende Beobachtungen, und die wenigen sind nicht immer mit Genauigkeit oder Feinheit angestellt."

„In der That," sagte Gerold, „betrachte ich die Liebe der Kinder zu den Aeltern, so wie der Geschwister unter einander, als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande, als aus der innigsten Gewöhnung seit den frühesten Lebenstagen entspringt. An diese Gewöhnung hängen sich die allerersten, lebendigsten und bleibendsten, ja im Alter sogar lebendiger werdenden Erinnerungen aus den Tagen, da die Stube noch unsere Welt, und Aeltern und Geschwister für uns der größte Theil der Menschheit waren. Dies Ineinandergewöhntsein, so lange man zurückdenken kann, und daß man sich da von jeher gleichsam immer durch und durch sah, gebiert eine Vertrautheit, die man nachher nie mit andern Freunden hat, und verleiht der Geschwisterliebe ihre ganze Eigenthümlichkeit. Es läßt sich daraus auch wieder erklären, warum Geschwister einander oft gehässig abstoßen, und mit Fremden befreundeter, als unter sich sind; aber mehr noch, daß Brüder und Schwestern, die wirklich in Feindschaft leben, dennoch ihre Anhänglichkeit an einander nicht verlieren können, immer an einander denken und sich um einander bekümmern müssen. Und weil sie sich, selbst wider Willen, an einander erinnern müssen, geschieht es, daß sie um weit Geringeres bitterer mit einander zürnen, als mit Fremden um Wichtigeres, wie Mann und Weib in übler Ehe, die, in jedem Augenblicke und bei jeder Kleinigkeit, einander berühren.

3.

Das Brautpaar.

Während Gerold sprach, und ich aufmerksam horchte, hefteten sich unwillkürlich meine Augen auf Maximilianens schönes Gesicht. Ich bemerkte, wie dies plötzlich hochroth aufglühte, dann allmälig wieder blässer ward; wie die Augen heller blitzten und ängstlich links und rechts in der Jasminlaube umherirrten, als wäre eine Gefahr vorhanden, der das Mädchen entrinnen möchte. Die Unruhe ihrer Augen schien sich dem ganzen Körper mitzutheilen, ohne daß er sich doch bewegte. Nur ihr Busen stieg und fiel im zitternden Athem schneller, und einer ihrer Füße zuckte jach zurück, während ihre linke Hand hastig, und als geschehe es bewußtlos, seitwärts nach einem Jasminstamm griff und fest daran hielt, als wollte die Laube wanken und sinken. Sie schien aufstehen und davon eilen zu wollen, aber es nicht zu können, wie wenn sie durch unsichtbare Gewalt gebunden wäre. Unverkennbar zeigten ihre Anstrengungen an, ihrer selbst mächtig zu werden. Sie glühte höher auf im Gesicht, als zuvor, und ein schöner Schimmer überfloß ihre Mienen. Sie nahm eilig eine Pomeranze vom Teller, und das Messer, um sie zu schälen, war sehr emsig zu dieser Arbeit, und ich sah, daß ihre Hände zitterten.

Indem hörten wir Schritte durch den Gartengang nahen. Es war der junge Holmar, welcher kam. Wir standen, ihn bewillkommend, bei seinem Gruße auf, Maximiliane aber am spätesten. Mit uns redete er; allein auf sie waren seine Augen gewandt, und hinwieder ihre Blicke hingen leuchtend an den seinigen.

„So allein, Holmar?“ sagte Augustine: „Warum bringen Sie Ihren Vater nicht mit sich?“

Der Jüngling nahm Maximilianens Hand und küßte sie. „Ach," sagte er, „mein Vater ist den ganzen Tag düster und heftig gewesen. Am Morgen verschloß er sich in seinem Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten. Denn wir hörten ihn beständig auf- und niedergehen. Mittags lehnte er ab, mit uns zu speisen. Statt dessen ritt er aus, und befahl mir, seine Rückkunft zu erwarten. Als er wiederkam, verlangte er, ich sollte allein hieher gehen und ihn entschuldigen, wenn er nicht erschiene. Doch habe ich ihm das Wort abgeschmeichelt, daß er bald folgen wolle."

„Ist ihm Unangenehmes begegnet?" fragte Claudia.

„Gewiß nur die Hinrichtung des Mörders hat seinen Frohsinn gestört!" antwortete der Gesandtschaftsrath: „Sie wissen, mein Vater war der einzige unter den Richtern, der dem Lukasson nicht das Leben absprechen wollte. Er hat sich für diesen Menschen, den er vorher nie gekannt hat, den er nur ein einziges Mal im Gefängnisse sah, mit der größten Theilnahme verwendet, ohne je einen werthvollen Grund davon anzugeben."

„Käme er nur," sagte Claudia, wir wollten ihn zerstreuen! Augustine, wo ist die Harfe? Maximiliane hat schon mehr denn einmal den bösen Geist von ihm hinweggesungen. Sie muß seine Lieblingsweisen spielen. Er sagt ja selbst: Musik ist für die Seele berauschender Wein; macht den Seligen traurig, und den Traurigen selig."

„So wird sie zur wahren Mutter der Lebensweisheit!" bemerkte Gerold: „In frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein, und in Tagen des Schmerzes lächeln können: das bewahrt uns, in edelm Gleichmuth, gegen den Uebermuth und den Kleinmuth. — Maximiliane, fülle deinem Nachbar einsweilen das Glas, damit er bei uns bleibe."

Maximiliane gehorchte, und bot ihrem Verlobten den Rheinwein mit der Anmuth einer Hebe.

„Damit ich bleibe?" wiederholte der junge Holmar verwundert: „Glauben Sie, wenn ich davon müßte, der Wein würde mich hier fester halten, als die liebe Hand, die mir ihn reicht?"

„Ich meine nur," entgegnete Gerold: „der Wein zieht zur Geselligkeit, die Liebe aber zum Einsamsein. Damit Sie nicht Maximilianen allein, sondern auch uns sehen, sollen Sie trinken."

„Und," fuhr Claudia in der Rede ihres Mannes fort, „damit wir sogleich den rechten Ton und Stoff des Gesprächs für Sie finden, beichten Sie mir, was ich längst schon gern gewußt hätte: wo sahen Sie Maximilianen das erste Mal?"

Holmar lächelte. „Das erste Mal? Vor drei Jahren, als ich aus der Hauptstadt kam, meinen Vater zu besuchen, der hieher versetzt worden war. Sie stand mit mehrern Frauenzimmern in einem Hause der Vorstadt am Fenster, als ich unten auf der Straße durchritt. Sie war mir unbekannt, sie blieb es. Sogar mein Gedächtniß vergaß nach Jahr und Tag ihr Bild. Aber mein Herz vergaß Maximilianen nie. Denn als ich sie einst zufällig wieder erblickte, es war in der Kirche, da half das Herz dem Gedächtnisse. Nie war ich in einer Kirche andachtsvoller gewesen."

Augustine rümpfte das Näschen und sagte: „Schöne Andacht!"

Claudia bemerkte, daß ihre Tochter ungefähr mit denselben Worten von sich dasselbe gesagt habe, und junge Leute zuweilen doch sehr närrisch wären, ohne einander zu kennen, bloß mit dem ersten flüchtigen Wechsel der Blicke die Herzen zu wechseln.

Hingegen Augustine nahm es ernster, und behauptete: es müsse auch zwischen Seelen eine gewisse Wahlverwandtschaft geben, wie zwischen andern Wesen der Natur, durch welche sie

willkürlos zusammengezogen würden. Als Beweis davon erzählte sie das Entstehen ihrer Bekanntschaft mit mir. Wir hatten uns einst beide, sie und ich, zufällig unter mehrern Tausend Zuschauern bei einer Heermusterung, und nur auf wenige Augenblicke, bemerkt; beide hatten wir bleibenden Eindruck auf einander gemacht; beide hatten wir aber nie von einander mehr gehört. Keines wußte vom Andern, wer es sei, wo es lebe. Wieder endlich zufällig fanden wir uns nach einigen Jahren in einer Gesellschaft, ohne uns noch gegenseitig unserer Gestalten und Gesichtszüge zu erinnern. Wir glaubten uns das erste Mal zu sehen. Der neue Eindruck war nicht minder lebhaft. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt, Augustine mein Weib. Erst lange nachher, in einer vertraulichen Stunde, da wir uns gestanden, wer von den Männern zuerst sie, wer von allen Jungfrauen zuerst mich mehr als gewöhnlich gerührt habe, wurden wir mit Erstaunen inne, daß wir beide eben selbst unsere geliebten Unbekannten vom Tage der Heermusterung gewesen wären. „Läßt dies nicht auf eine gewisse verborgene Anziehungsmacht einander verwandter Seelen schließen?" fuhr Augustine fort: „Und warum sollte eine solche Macht nicht statt finden, da wir doch nicht läugnen dürfen, daß es Menschen gebe, welche durch gleichsam angebornen Widerwillen einander im ersten Augenblicke des Zusammentreffens feindlich zurückstoßen?"

Gerold hatte keine Lust, sich zu diesem Glauben Augustinens zu bekennen, obschon er ihr denselben nicht rauben wollte, sobald er dem schönen und frommen Gemüthe zusage. „Ich bin aber," sagte er, „überall kein Freund von den vorherbestimmten Harmonien der Gottesgelehrten, Sympathien und Antipathien der Quacksalber, und chemischen Seelen-Wahlverwandtschaften, die Göthe mit seinem Roman, als eine gar bequeme Entschuldigungslehre, in den Kreis unserer Mädchen und jungen Frauen ein-

führen wollte. Mir wenigstens ist es auffallend, daß die vorherbestimmte Harmonie, und die Sympathie, und die Wahlverwandtschaft zwischen Weibern und Weibern, Männern und Männern wenig zu thun hat, sondern ihre Magnetgewalt durchaus nur zwischen Personen zweierlei Geschlechts in Thätigkeit setzt. Nun, diese Sympathie räume ich allenfalls ein; es ist dieselbe, welche Rosen und Rosen, Nachtigallen und Nachtigallen, Böcke und Schafe zusammenführt. Darin ist nichts Wunderbares, als die Natur selbst, welche mit den Banden der Furcht und Freude alles Lebendige auf's stärkste an's Leben bindet, damit die geschaffene Welt fortwähre. Sie hat einerseits, wie in den Weisesten der Menschen, so in den Wurm, tiefen Abscheu des Todes gelegt, anderseits den Anziehungstrieb der Geschlechter, durch welchen, was stirbt, ergänzt wird."

„Hilf mir streiten, Beda," rief Augustine, „gegen diesen geistlichen Rath, der so ungeistlicherweise die Liebe zum dunkeln Naturtriebe herabwürdigt; helfet mir streiten, Holmar und Maximiliane, denn es gilt das Heiligthum eurer Herzen!"

Gerold sagte: „Ich verwahre feierlich meine Rechte gegen den Ausspruch des Brautpaars, das wohl streiten und Partei sein, aber nicht richten kann. Hören wir Beda's Urtheil!"

Darauf riefen mich Alle an, ich solle richten, und Alle setzten tausend und einen Grund gegen Gerolds freventlichen Grundsatz. „Versöhnet euch unter einander," sprach ich: „denn ihr bekämpfet mehr eure eigenen Vorstellungen, die ihr mit Gerolds Worten verknüpft habt, als die Vorstellungen des Gegners. Er läugnet so wenig die Liebe aus der Welt hinweg, als ihr den zwischen beiden Geschlechtern gewaltigen Anziehungstrieb. Aber beide sind von einander verschieden, ja sie haben wenig mit einander gemein, wiewohl sie oft kaum von einander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die

weite Natur; in den Pflanzen zur Blüthezeit, ohne ihr Wahrnehmen; in den Thieren aber ist er zur Empfindung übergegangen; im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Thierische, selbstsüchtig, und begehrt nichts für Andere, sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe aber ist weder den Pflanzen noch den Thieren angehörend, sondern des Menschen ausschließliches Eigenthum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durch's Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht, und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern Alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm Alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst aufopfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber jener Anziehungstrieb der Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich ist."

Ich ärntete mit dieser Erklärung nur halben Beifall. Selbst die schöne Maximiliane, natürlich auch Holmar, nicht minder Claudia, erhoben sich wider mich, und warfen mir vor, daß ich die Hauptsache schlau umgangen habe, daß nämlich zwischen Seelen und Seelen eine gewisse, unerklärliche, anziehende Verwandtschaft statt finde, durch deren Gewalt eben eine Person unter tausenden und tausenden nur eine, als die einzige für sich, und keine andere in gleichem Grade, als die auserwählte und beseligende, erkennen müsse. Man stellte, als unwidersprechlichen Beweis, das Beispiel auf, wie Maximiliane und Holmar, ja wie ich und Augustine die erste Bekanntschaft mit

einander sogleich unter dem Einflusse der Liebe gemacht hätten, und wollte mir noch hundert ähnliche Geschichten geben, in welchen der erste Blick auch die erste Liebe entzündet habe.

Die Wahrheit der Beispiele ließen sich nicht läugnen; auch räumte ich gern ein, daß wir das Seelische in uns und dessen Wesen viel zu wenig kennen, um geradezu Alles, was man Sympathie und Antipathie nennt, hinwegzuläugnen; aber aus demselben Grunde trug ich großes Bedenken, das Vorhandensein einer solchen unwillkürlichen Anziehung und Abstoßung gewisser Seelen geradezu zu behaupten, besonders wenn sich manches Wunderhaftscheinende viel einfacher erklären lasse.

„Schon Eins macht mir jene anziehende Seelenverwandtschaft in der That etwas verdächtig," setzte ich hinzu, „daß sie nur bei Personen verschiedenen Geschlechts und in gewissen Jahren laut ist. Warum fühlt sich denn in dieser Sympathie nie ein junges Mädchen von einem alten Manne unüberwindlich gefesselt, und warum nie ein Jüngling von der ehrwürdigsten Matrone in grauen Locken? Hingegen ist mir sehr erklärlich, daß in jedem Menschen verborgen ein eigenes Urbild des Schönen wohnet, welches aus Zügen zusammengebildet ist, die er vielleicht in erster Kindheit an längst aus der Erinnerung verschwundenen Personen angenehm fand. Und er liebt nachher, was sich seinem Urbilde des Schönen am meisten nähert, ohne Rechenschaft geben zu können, warum? Daher finden die Einen Gefallen an dem, was Andere gleichgültig läßt, und eine vielleicht Andern häßlich scheinende Person wird vom Liebenden, als unaussprechliche Schönheit, bewundert. Erinnert euch des Mohren von Venedig und der schönen Worte Desdemona's von ihrem schwarzen Othello: „Ich sah Othello's Gesicht in seiner Seele."

„Und, mit Erlaubniß," fiel Gerold ein, „vielleicht ist nicht

einmal immer das belobte Urbild des Schönen, oft vielleicht noch weit Zufälligeres, der Quell des Liebeszaubers. Wie gar geringen Funkens bedarf ein Zunder, um zu brennen! In dem Alter, da das Herz in unbestimmter Sehnsucht schwillt, und man gefallen möchte, um geliebt zu sein, ist oft ein bloßer Blick der Aufmerksamkeit her und hin zwischen zwei jungen Personen Versuchung genug, den Blick zu wiederholen; die Wiederholung ist genug, einen geheimen süßen Schauer in beiden zu erregen, und die Ahnung: sie liebt dich! Und diese schmeichelnde Ahnung ist genug, den Wunsch zu erwecken, wirklich geliebt zu sein, und der Wunsch ist hinreichend, Alles in Flammen zu setzen."

„Nein, nein!" rief Claudia: „So grausam lasse ich das Schönste, Edelste, Reinste der Gefühle nicht entweihen! Und magst du in Bezug auf Tausende Recht haben, bei denen Sinnlichkeit Alles ist; aber Tausenden wirst du Unrecht thun, in denen eine Seelenliebe allein waltet, die nicht nur geschieden von jener Gemeinheit des Naturtriebes, sondern mit Ekel und Abscheu vor demselben erfüllt ist. Dieser Seelenliebe ist jede unedle Begierde Entweihung ihrer selbst und des geliebten Gegenstandes; sie erblickt nur das Sittlichschöne, das Vollkommene des herrlichen, heiligen Gemüths, und lebt in demselben, und findet sich und das Weltall darin vergöttlicht."

Gerold drückte die Hand der zürnenden Gattin an sein Herz und sagte: „Claudia, die Wirklichkeit einer solchen Liebe bezweifle ich nicht. So habe ich selbst dich geliebt; und ich zweifle nicht, so liebt heut unsere Maximiliane; — so liebte vielleicht einst Petrarka seine Laura, so Klopstock seine Cidli. Allein bekenn' es dir auch, so liebt nur die erste Liebe des jungen und reinen Herzens, welches sich über das, was in seiner Natur erscheint, nicht klar ist, und in den Wundern

und Zaubern der Gefühle und Einbildungen aufgelöset, das Weltall zum Tempel der Anbetung seiner erblickten Gottheit macht. Auch wir, Claudia, lieben uns heut' noch, aber bekenn' es dir, nicht mit jener alles vergöttlichenden Schwärmerei, und doch keineswegs mit minder heiligen Gefühlen, sondern vielmehr mit stärkern, unzerstörbarern, wenn gleich ruhigern!"

„Ich verlange nur," erwiederte Claudia milder, „daß du nicht einen niedrigen Trieb mit jenem erhabenen Gefühl verwechselst oder in Verbindung setzest, und daß du eingestehest, daß, auch ohne Rücksicht auf jenen, wahre Liebe möglich sei."

Lächelnd antwortete Gerold: „Ich habe dir's schon zugegeben, doch unter Bedingungen! Es muß wenigstens auffallend bleiben, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen will, sonst nicht. Nenne mir, zum Beispiel, ein Mädchen unserer Bekanntschaft, welches, mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe, an irgend einem alten Herrn Alles göttlich und verschönt fand. Oder nenne mir zwei Mädchen, die sich mit derselben Inbrunst geliebt haben, wie ihre Geliebten."

Claudia schüttelte mißvergnügt das Köpfchen. „Ich will allenfalls zugeben, daß die Lebendigkeit des jugendlichen Alters erforderlich sei . . . . ."

„Zur Seelenliebe?" unterbrach Gerold seine Gemahlin: „Wie? Veralten denn Seelen, wie Körper? Sind Seelen nicht ewig jung? Könnte nicht die Seele eines sechszehnjährigen rosenwangigen Mädchens die junge Seele eines siebenzigjährigen, zusammengeschrumpften Mannes schwärmerisch-platonisch lieben?"

„Warum nicht?" rief Claudia verdrießlich: „Wer weiß, was unterm Monde Alles vorgeht? Man nennt nur solche Verhältnisse nicht immer Liebe, sondern Freundschaft. Und so

sind Weiber zu Weibern, Männer zu Männern die zärtlichsten Freunde. Denke an Damon und Pythias!"

„Jetzt streiche ich die Segel!" sagte Gerold mit drolliger Unterwürfigkeit: „Ja, Freundschaft ist wohl die unverdächtigste Seelenliebe, zu der es keines Liebhabers und keiner Geliebten, sondern nur der Freunde bedarf."

4.

Der Wassermensch.

Das Gespräch wurde durch Vater Holmar's Eintritt in den Garten unterbrochen. Wir sahen ihm schon von fern an, wie finster er war. Alle eilten wir ihm entgegen, und jeder von uns wetteiferte, den lieben Mann zu erheitern.

Es war ein schöner Abend. Wir gingen im Garten auf und nieder, bewunderten die strahlende Pracht der Blumen; vor uns schwamm in goldener Beleuchtung die Stadt mit ihren Palästen und Thürmen; im Dufte des Hintergrundes das blaue Gebirg. Augustine verließ uns, ihren Säugling zur Ruhe zu bringen. Claudia begleitete sie. Auch der junge Holmar mit seiner Braut verlor sich von uns in den Schattengängen.

Als wir drei zurückgebliebenen Männer uns verlassen sahen, kehrten wir in die Jasminlaube und zum Wein zurück.

„Gern nehm' ich das Glas!" rief Vater Holmar: „Wär' es mir nur aus dem Lethe gefüllt! — Er trank es rasch aus und ließ es zum andern Mal füllen.

„Nicht doch, Holmar," sagte ich, „ein Biedermann, wie du, hat nichts, selbst das Unangenehme nicht, das er zu vergessen wünschen könne."

„Ach!" rief er nach einer Weile schmerzlich aus: „Ich war

Zeuge eines herzzerreißenden Schauspiels. Ich machte, mich zu zerstreuen, einen Lustritt, und eben in der Vergessenheit aller Umgebungen über das, was mein Gemüth zu sehr ergriffen hatte, kam ich, ohne daran zu denken, dem Orte vorüber, dem ich unter allen Orten der Erde am liebsten ausgewichen wäre — der Richtstätte, wo Lukassons blutige Leiche auf das Rad geflochten war. Denkt euch! und unter dem Rade lag im Staube dumpf winselnd, im Jammer vergehend, die Mutter des hingerichteten Sohnes, in Trauerkleidern. Still und schaudernd ritt ich vorbei."

Holmars Worte erschütterten uns.

„Dies Weib der Schmerzen, ist es nicht heute die Unglückseligste Aller, die auf Erden geboren haben?" fuhr Holmar nach langem Schweigen fort: „Sie sieht den Sohn auf's Rad geflochten, ein Grausen der Menschheit, ihn, der einmal lächelnd und selig an ihrer Brust lag in der Fülle der Ahnungen. Ach, da der Säugling noch in der Wiege schlummerte, war er dem schmählichsten Schicksal geweiht, weil seine Natur selbst gegen die heutige Welt Verbrechen war. Sein Dasein war sein Verbrechen, und er büßte, was er nicht verschuldet hatte. Er mußte Mörder werden, weil er mit sich selbst und der Welt im unversöhnbarsten Widerspruch zerfallen war, zerfallen mußte, er, der in andern Zeitaltern, in menschlichern Zeitaltern, diese und sich selbst beglückt haben würde."

„Wie?" so fragte ich erstaunt: „Lukasson war Mörder seines eigenen Freundes, entschlossener, vorsätzlicher Mörder — Mörder ohne Ursache, ohne Anreizung zur Greuelthat, ohne vorangegangene Beleidigung — glaubst du, seine Richter hätten unrecht gerichtet?"

„Das nicht," sagte Holmar: „sie richteten nach dem Gesetze; aber das Gesetz, vom Wahn der Welt gegen Naturen ge-

stellt, die sie nicht kannte, ist ungerecht; das schuf erst und strafte dann den Gräuel, den es schuf."

Beide, Gerold und ich, blickten unsern Freund mit stummer Verlegenheit an. „Wir begreifen den Sinn deiner Rede durchaus nicht!" sagte Gerold.

„Ich glaube es!" erwiederte Holmar, versank in ein augenblickliches Nachdenken, und fuhr dann fort: „Ich will mich erklären. Es ist gut, daß die Sache hier, daß sie überall zur Sprache komme." Abermals verstummte er sinnend, nahm dann wieder das Wort und sprach: „Wir kennen schon viele und wesentliche Verschiedenheiten in der Natur der Menschen, wie ihr wißt, also daß selbst Zweifel entstanden sind, ob die mannigfaltigen Arten der Menschen einerlei Stammvater gehabt haben können."

Gerold sagte: „Sprichst du von den Stammgattungen der Celten, Slaven, kupferfarbigen Amerikaner, der Neger, Malayen u. dgl.?"

„Auch dies sind Verschiedenheiten," sagte Holmar; „doch betreffen sie nur Farbe und Knochenbau, nur das Aeußere der Menschengattungen. Es gibt noch andere Abänderungen der Menschennatur, die nicht minder merkwürdig, aber minder unserm Zeitalter bekannt sind, als sie es der Vorwelt waren. Ist euch noch nie daran ein Gedanke gekommen, ihr Vertrauten des Alterthums?"

„In der That," erwiederte ich, „du berührst hier einen Gegenstand, der mich schon seit mehrern Monaten sonderbar angezogen hat; doch weiß ich nicht, ob du eben denselben in Gedanken hast. Ihr habt Alle bei mir den gelehrten Reisenden gesehen, der aus Liebe zur Naturkunde einen großen Theil Asiens durchwanderte, und nun seit Jahren im südlichen Spanien wohnt. Unter anderm sagt er: daß es nichts weniger als Mährchen oder

Irrthum oder Aberglaube der Alten gewesen sei, was sie von Seemenschen berichtet haben, die im Meere bei den Fischen wohnen, und von Zeit zu Zeit in den verschiedensten Weltgegenden und in allen Jahrhunderten nicht nur von Schiffern erblickt, sondern von Fischern mit Netzen aus dem Meere hervorgezogen sind; die man nur mühsam an das Leben unter Menschen, an Kleider und häusliche Arbeiten und Beschäftigungen gewöhnen konnte; die nie reden lernten und beständig das Wasser suchten. Auffallend war mir, daß in sehr verschiedenen Schriftstellern, welche Beispiele und Beschreibungen solcher gefundenen Wassermenschen gaben, und doch schwerlich alle diejenigen Beschreibungen kannten, welche schon in andern Ländern und Sprachen mitgetheilt waren, große Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen herrschte. Mit denselben war auch Alles im Einklang, was mir mein spanischer Freund von einem dergleichen Menschen erzählte, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Spanien lebte, und meinem Freunde noch von Augenzeugen beschrieben ward."

„Erzähle!" rief Gerold: „Denn bisher glaubte ich selbst, daß man im Irrthum vielleicht Lamentins, Manatins und andere zweilebige Meerthiere, die der menschlichen Gestalt etwas ähneln, für wirkliche Menschen gehalten habe."

Ich fuhr fort: „Zu Bilbao oder bei dieser Stadt äußerte der Sohn einer wackern Familie von jeher die innigste Neigung zum Wasser. Er hieß, glaube ich, Lopez; doch kann ich mich im Namen irren. Er unterschied sich dadurch, daß seine Stimme sehr rauh war; daß er nichts besser verstand, als das Schwimmen, und daß Keiner mit dem Kopfe länger unter Wasser bleiben konnte, als er. Als er eines Tages mit Andern im Meere badete, tauchte er unter und kam nie wieder zum Vorschein. Man hielt ihn für ertrunken oder von einem Raubfisch

verschlungen. Die Familie war untröstlich. Nach mehrern Jahren zogen Fischer von Cadix einen lebendigen Mann mit dem Netze aus dem Meer. Er war von gelblicher in's Grünliche übergehender Farbe des Leibes, verstand keine Sprache und gab einzelne rauhe Töne von sich. Nur mit Gewalt brachte man ihn vom Ufer. Immer strebte er nach dem Wasser zurück. Er ward, als Wunder, im Lande umhergeführt von Stadt zu Stadt. So kam er in's nördliche Spanien. Hier wollte man zwischen ihm und dem bei Bilbao Ertrunkenen Aehnlichkeit wahrnehmen. Er ward nach Bilbao geführt. In der Nähe der Stadt machte er Geberden, aus denen man schloß, daß er sie erkenne. Man überließ ihn sich selbst, und die erste Vermuthung ward Gewißheit, da er sogleich die Richtung nach dem ehemaligen Wohnhause seiner Aeltern nahm. Er lebte nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere blieb ihm. Er lernte nie wieder reden, und schien sehr stumpfsinnig. Nach seinem Tode fand man bei Oeffnung des Leichnams nichts Abweichendes vom Innern anderer Menschen, als daß seine Lunge ungemein schwammig und zellig war."

Gerold wandte sich lachend zu Holmar und sprach: „Ich will doch nicht hoffen, daß du den Mörder Lukasson für einen Wassermann hältst; eher war der Unglückliche ein Weinmensch, der sich durch Uebermaß starker Getränke zu Grunde gerichtet hat."

„Was uns Beda erzählt," sagte Holmar, „hat zwar mit dem nichts gemein, wovon ich reden will; aber es ist doch in so fern nicht unwillkommen, daß ihr wenigstens nicht unwahrscheinlich findet: es können in den Naturen des menschlichen Geschlechts Abweichungen herrschen, welche wenig bekannt sind, von unsern Zeiten geläugnet oder bezweifelt werden, von der Vorwelt aber schon richtig gewürdigt worden sein können."

„Gut, das lassen wir dir gelten!" sagte Gerold: „Ich be-

kenne gern mit Shakespeare: es sind zwischen Himmel und Erde noch viele Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt. Aber was machst du aus dem Lukasson? Laß hören, denn du hast meine Neugierde auf's höchste gespannt."

„Wohlan, ich will reden!" entgegnete Holmar: „Doch hört mich ganz. Ich will von einer thatsächlichen Wahrheit reden, welche von den Alten, ja von den Weisesten der Alten, von Sokrates und Plato selbst, ja von den Gesetzgebern der erleuchtetsten Völker des Alterthums anerkannt, in spätern Zeiten bezweifelt, geläugnet, endlich verlacht, zuletzt für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten wurde."

„Sprich ohne Unterbrechung!" riefen wir beide.

5.

Der Eros.

Also hob er an: „Die Geschichten der altgriechischen Volksstämme verlieren sich in eine Urwelt, in deren Dämmerungen zuletzt jeder Blick aufhört. Doch wir haben der Zeugnisse genug, und mehr und ältere, als von jedem andern Volk, daß die Griechen, unter ihrem milden Himmel, immerdar ihrer Natur, ihren ältesten heitern Uebungen und Neigungen getreu geblieben, an Geist, Witz, Seelenstärke, Freisinn und Sinn für das Schöne und Naturgemäße nicht nur die zeitgenössischen Völker, sondern selbst die spätern so sehr übertrafen, daß sie noch heutiges Tages mit ihren Weisen und Helden, Dichtern und Bildhauern, Rednern und Baumeistern unsere Lehrer und bewunderten Vorbilder geblieben sind. Welche Nation, von allen heut' lebenden, kann mit der griechischen, dieser wundersamen reinen Blüthe des Menschengeschlechts, in Vergleichung gesetzt werden? Zu den

gewaltigen Scythen, zu den Persern, Assyrern, Aegyptern, ja zu den weithandelnden Karthagern und den eroberungslustigen Römern sogar, können wir noch Ebenbilder finden, und solche, die ihnen so weit vorangehen, wie die Britten den Karthagern. Aber wie tief stehen Britten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweizer, in reinmenschlicher und menschlichgroßer Beziehung, unter den Griechen des Alterthums!

„Ihr dichterischer, forschender Sinn vergöttlichte Alles. Ihnen gab das nährende Feld der Halmenfrüchte eine Ceres, der Ozean ihnen den Neptun, die Majestät des Gewitters den Zeus, die Weisheit ihnen eine Pallas, die Anmuth und Liebe des weiblichen Geschlechts eine Venus mit dem Gefolge der Grazien. Was aber gab ihnen den Eros? Nach der ältern Göttersage war er der Früheste der Götter, und eher denn die andern Erzeugten vorhanden. So sagen Orpheus und Hesiodus; aber er blühte in ewiger Jugend fort.

„Wir wissen, die Griechen kannten noch eine andere Liebe, als die der Jünglinge und Mädchen unter einander; eine Liebe, die durch sich selbst fern von aller Wollust und niedern Begierde war, nichts mit dem Geschlechtstriebe gemein hatte, nicht verweichlichte und entnervte, sondern vielmehr das Gemüth erhob und stärkte und göttlicher machte Es war die Seelenliebe. Der Gott derselben hieß Eros. Die Geschlechtsliebe war geringer geachtet, und die gemeine genannt; nicht daß man sie verachtete! Wie hätte ein Grieche sein Weib, seine Mutter verachten können? Wie ein Grieche gefühllos sein können gegen die Schönheit des Weibes, welche Praxiteles verewigte? Lag nicht die ganze Jugend Griechenlands zu den Füßen Aspasia's oder der wunderlieblichen Lais von Korinth?

„Aber der endliche Zweck der gemeinen Liebe war und blieb doch nur Erfüllung des gewaltigen Naturgebotes zur Er-

haltung des menschlichen Geschlechts; — der Zweck der Seelenliebe hingegen war gegenseitige Beseligung durch Freundschaft, gegenseitige Veredlung durch Beispiele der Tugend und rühmlichen Wetteifer in denselben. Diese höhere, zärtliche, gemütherhebende Freundschaft fand nur zwischen Männern und Männern statt, und war in der That zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weder ihrer Reinheit und Natur nach, noch ihrem Zweck nach, gedenkbar. Unter Jünglingen begann sie, und dauerte mit einer unsern Tagen fast unbegreiflichen und unglaublichen Stärke, Leidenschaftlichkeit und Treue bis in's Alter.

„Was war das für eine Liebe, die uns, fast bis zum Namen fremd geworden ist? Woher stammte sie, wohin verlor sie sich? Ueberhaupt, wie konnte sie in die Geschichte des menschlichen Geschlechts hineintreten, wo sie von jeher so glanzvolle Rollen spielte, wenn sie nicht tief in der menschlichen, wenigstens in der männlichen Natur lag? Und war sie in der Natur der Menschheit, wie konnte sie verloren gehen, bis auf den Namen? Oder sind wir anderer Natur, als die Sterblichen des hohen Alterthums.

„Diese wunderbare, innige, tugendhafte Liebe, welche allen Ernst männlicher Heldenfreundschaft hatte; diese Heldenfreundschaft, welche alles Leidenschaftliche, alles Schwärmerisch-Zärtliche hatte, welches je in der Liebe des Jünglings und der Jungfrau waltet: — ich kann ihr weder den Namen der Freundschaft noch der Liebe geben, weil wir mit solchen Namen ganz andere Vorstellungen verknüpfen. Laßt mich diese Neigung voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zwischen Männern lieber mit den Griechen den Eros heißen.

„Das früheste Alterthum urkundet von den Erscheinungen dieses Eros. Er gehörte nicht einem kurzen Zeitraum, sondern langen, auf einander folgenden Jahrhunderten an. Er war als

geheiligter, ruhmreicher Trieb geehrt, von den Gesetzgebern mit Vorliebe beachtet, von den Weisesten des Volks veredelnd gepflegt und von Dichtern gepriesen. Er äußerte seine himmlische Macht nicht nur unter einem besondern Himmelsstriche, sondern in allen Weltgegenden, und immer da am reinsten, wo die Völker, noch der Natur am nächsten, am wenigsten durch Sittenverderbniß und Ueppigkeit verkünstelt standen. Nicht nur unter den alten Deutschen finden wir die Spuren des, Heldenfreunde bis in den Tod verbindenden, Eros, sondern auch in den Geschichten der amerikanischen Völkerstämme, wo die sich liebenden Jünglinge den unzerstörbaren Kriegerbund schlossen, wo sie ewig Lieb und Leid mit einander trugen, gemeinsam jede Gefahr wagten, und Einer den Tod des Andern bis zum letzten der eigenen Athemzüge mit Rache am Feinde versöhnte.

„Doch die Erscheinungen des Eros lassen sich am bequemsten in der Geschichte der griechischen Völkerschaften verfolgen, weil diese am frühesten Bildung, Dichter und Aufzeichner ihrer Schicksale hatten. Wer kennt nicht die Freundschaft des Achilles und seines Patroklus aus den homerischen Sagen vom Kriege vor Ilion? Wer nicht: wie Achilles des Patroklus Tod rächte? Wer nicht die innige Gemüthsverkettung des Orestes und Pylades? — Noch tönen die Sagen von ihrer Freundschaft unter uns, wie die von Damon und Pythias, oder Pyrithous."

Hier unterbrach ihn Gerold und sagte: „Nimm auch vom Volke Gottes den Jonathan und David hinzu!"

Holmar aber fuhr fort: „Wie im höchsten Alterthum währte der Einfluß des Eros auf das Volk fort, der das Herz des Mannes zu unsterblichen Thaten stärkte, den Furchtsamen ermuthigte und den Gesunkenen von schändlichen Neigungen reinigte. Nur Tyrannen haßten und fürchteten die Gewalt des Eros, weil er zu großen Gesinnungen begeisterte. Wer

Sklaven haben will, muß feige Lebensbequemlichkeit, Selbstsucht und Schlaffheit gemein machen, nicht die lebenverachtende Liebe des Rechts, der Wahrheit und der Tugend. Harmodius und Aristogiton befreiten Athen von Hipparchs Gewaltherrschaft, und der edle Epaminondas fiel in der Schlacht bei Mantinea an der Seite seines Kaphisodors. Die heilige Kohorte der Thebaner war aus Männern und Jünglingen gebildet, die, alle durch den heiligen Bund der Seelen vereint, nur in der Freiheit des Vaterlandes leben, oder nur für sie sterben konnten. Als der macedonische König Philipp, der Wüstling, das Schlachtfeld von den Leichen dieser Edeln bedeckt sah, warf selbst er den Donner seines Fluchs dem zu, der mit höfischer Artigkeit die Tugend dieser Liebenden verdächtigen wollte.

„Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß unter verdorbenen Seelen wohl auch die heilige Flamme des Eros hin und wieder wüste Begierden der Bestialität entzündet habe. Aber die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung selbst verdammte diese dort, wie bei uns. Solon, der Gesetzgeber, belegte jenen Mißbrauch mit den härtesten der Strafen; eben so Lykurg in Sparta. So ehrwürdig war dem großen Solon Reinheit und Macht des Eros, daß er diesen nur den freien Athenern gewähren wollte, nicht aber den Sklaven, welchen er jedoch nicht die Frauenliebe untersagte. In Sparta traf die schmachvollste Hinrichtung Jeden, der statt der Seele des Jünglings die Schönheit von dessen Körper liebte oder gar entweihte; aber auch der Jüngling ward bestraft, der nicht den Tugendhaften, er mochte begütert oder unbegütert sein, sondern eigennützig nur einen Reichen liebte, der keinen höhern, innern Werth hatte, sondern nur Gut und Geld. Sogar tugendhafter Männer Vaterlandsliebe war verdächtig, wenn sie durch den Eros nicht an eines Jünglings Herz gebunden waren, und dieses veredelten. Auch

mußte der ältere Freund, nicht der jüngere Geliebte es büßen, wenn dieser sich niedriger Gesinnungen oder gar unanständiger Thaten und Vergehungen schuldig machte.

„Selbst noch in den Tagen des Sittenverderbnisses und gesunkener Freiheit Griechenlands währte das Recht und die Ehrwürdigkeit des Eros, sogar unter verächtlichen Beispielen seiner Entweihung, fort. Durch ihn war Sokrates an Alcibiades noch makelloses, jugendliches Gemüth gebunden, und der göttliche Plato liebte Dions Herz. Noch Plutarch, der im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, er, der Eiferer gegen Wollust und Unreinigkeit, kennt zur Bildung eines männlichen, jeder Tugend fähigen Sinnes kein zweckmäßigeres Erziehungsmittel, als den Eros.

„Auch die Klassiker sind ein Wort Gottes! Ehren wir ihren Sinn für das Göttliche und Heilige! Es gehörte nur die geistige Verkrüppelung, die sittliche Verworfenheit und Entartung späterer, barbarischer Weltalter dazu, um einen Xenophon, einen Lykurg, einen Plato, diesen Apostel der Liebe, falsch zu deuten, und was sie im reinsten Gefühl der Tugend für den Eros sprachen, als höllische Frucht ekelhafter Unnatürlichkeit zu deuten. — Aber die Tage von Roms gräuelhafter Ueppigkeit kamen, da die Lasterhaftigkeit der Welthauptstadt auch den Eros in den Schlamm der Bestialität niederzog. Es kamen die finstern hundertjährigen Nächte der Barbarei, welche selbst das heilige Licht des jungen Christenthums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten. Damals, als eine düstere Ueberfrömmigkeit sogar die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft fand, als man die Zertretung des Naturgesetzes für Heiligenwerk, und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe hielt: damals mußte der Eros, tugendhafte Gemeinschaft männlicher Herzen, noch verdammungswerther erscheinen. Man kannte diese Gemeinschaft nur noch aus

dem Sündenpfuhl Roms. Damals, als nur Schrecken fürstlicher Willkür oder geistlichen Bannstrahls walteten, als die Tugend der Sokraten und Catonen Satansdienerei und die Naturkunde Zauberei hieß, — damals schrieb Justinian den Eros in das Register der Kriminalverbrechen ein. Nun vom Throne wie von der Kirche verfolgt, durch Flammen und Henkerbeile bestraft, wälzten sich alle Lasten der Verachtung, des Spottes, der Ehrlosigkeit auf jene seelenveredelnde Anlage, welche einst das Heil Griechenlands gewesen; und das Göttliche wandelte, an den düstern Zug der Verbrechen gekettet, über der Erde. Die größten Männer der Vorwelt, welche die Menschheit verherrlichten, würden bei uns unter Schmach und Fluch erlegen sein, oder die Galgen bereichert haben. Mit welcher Verachtung, mit welchen Schauern des Entsetzens würden sie ihren gottgeweihten Blick von den Gräueln unserer Meinungen und Thaten abwenden! Der unsterbliche Herder, wenn er von Pompeji und Herkulanum redet, nennt den Winkelmann einen göttlichen Ausleger der so großen Gewinn bringenden Alterthümer. Der Genius der Menschheit schwebt segnend über die, welche mit sich selbst aufopferndem Eifer Ueberbleibsel aus der Blüthenzeit unsers Geschlechts hervorgraben. Es sind ehrwürdige, geheiligte Scherben, von denen auch uns noch die Reinheit der Natur, das Wahre, Gute und Schöne, wie Lebenshauch einer menschlichern Menschheit anweht. — Und doch sind es nur Scherben! O, vergrabet doch die Scherben, und rufet lieber den schönen, reinmenschlichen Sinn der Vorwelt aus den Gräbern der alten Welt in's warme Leben heim!"

Hier schwieg Holmar, um auszuruhen. Er schien von der Anstrengung des Gemüths und des Redens erschöpft. Wir Hörenden unterbrachen die Stille nicht. Unsere Gedanken waren in allzugroßer Bewegung. Ich selbst war durch Holmars Worte,

wie mir das oft begegnet, so im Geiste gebunden, daß ich nicht mehr mit meinen Augen, sondern nur mit den seinigen sah. Und ich sah eine mir dunkel gewesene Seite des Alterthums heller. Auch ich hatte lange mein Urtheil, über die Liebe der griechischen Heldenseelen unter einander, durch jenes Vorurtheil umstricken lassen, welches dieselbe mit Fluch verfolgte. Ich erschrak vor der bisherigen Verblendung, in welcher ich den Schatten derer weh gethan hatte, die noch der Menschheit ewige Zierden sind. Ich erhob mich über die Welt des heutigen Tages und zurück in die Götterstadt der Phozionen, in das ewige Athen, zu seinen Tempeln, Schaubühnen, Gymnasien, Kampfspielen und Rednerstätten. Welche Heldengestalten! Welche gottbegeisterte Weisen, welche Kraft des Wahren, des Schönen und Großen aus der unergründlichen Fülle der Natur im höchsten Lebenspunkt eines herrlichen Volkes hervorgestiegen! Ich sah die Macht des hochgeweihten Eros, einer heut' gebrandmarkten Liebe; — — mir ward, als sähe ich die heutige Welt durch einen tausendjährigen Wahn verstümmelt, und um eins ihrer Heiligthümer durch den verwüsterischen Arm der Barbarei betrogen.

Früher, als ich, sammelte sich Gerold. „Nie hab' ich dich, Holmar," sprach er, „mit solcher Beredsamkeit und Wärme über einen allerdings merkwürdigen Zug in der Geschichte der Menschheit sprechen gehört, als jetzt. Ich bekenne es, daß ich diesen Eros der Griechen nur wenig bisher beachtet und kaum begriffen habe, was er sei. Ich dachte mir ihn allenfalls als die Wirkung einer herrschend gewordenen Volkssitte, weil man es im Lande der Hellenen, wie noch heut' in den Morgenländern, für ehrenvoller hielt, Lebensfreundschaften mit Männern zu schließen, als mit Weibern, die, in Gynäceen oder Harems verschlossen, eine Stufe in der bürgerlichen Welt niedriger, denn Männer,

doch eine Stufe höher standen, denn Sklaven, und welche weniger Geistesbildung, weniger Recht und Fähigkeit hatten, in's öffentliche Leben einzugreifen, als das weibliche Geschlecht unserer Zeit."

Holmar entgegnete: „Du hast geurtheilt, wie der große Haufe der Schriftgelehrten, die dir vorangingen, welche, ohne Kenntniß der Natur, die Griechen zu kennen glaubten; dicke Bände, wie Ramdohr, von der Liebe, ohne Ahnung vom Wesen des Eros, schrieben, und sich wunderten, daß Xenophon und Plato so ernst darüber verhandeln konnten! Wahrlich, der zärtliche Seelenbund der Männer bestand bei den Hellenen neben der zärtlichsten Liebe der Jünglinge und Mädchen und Gatten. Und es ist Kurzsichtigkeit des gelehrten Meiners, wenn er aus dem Spotte einiger griechischen Dichter gegen das schöne Geschlecht sogleich eine gesammte Nation zum Verächter desselben erklärt. Sind denn Deutsche, Britten und Franzosen darum Weiberhasser, weil deren Dichter bei jedem Anlasse den Frauenzimmern bittern Krieg machen? Mit welchem Adel erscheinen Frauen und Jungfrauen in den Schauspielen und Helden- und Liebesgesängen Griechenlands! Mit welchem Adel in ihren Geschichten! Sie waren zu reinmenschlich, als daß sie gegen die Natur im Ernste gefrevelt, und zu sinnig und zartfühlend für das Schöne, als daß sie es am weiblichen Geschlechte verkannt hätten, sie, die das höchste Urbild weiblicher Schönheit in einem Glanze wiesen, wie vor und nach ihnen in keinem andern Volke geschah. — Aber die Griechen kannten, außer der Liebe zum Weibe noch eine andere, die uns fremd geworden. Jene war, was sie war, ihrer Natur und Herkunft nach sinnlich; diese andere aber ihrer Natur nach geistiger, oder, wenn man lieber will, rein gemüthlich. Die Natur gab jene zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, diese aber zur Fortpflanzung adelichen Sinnes."

6.

Ursprung und Untergang des Eros.

Die letzten Aeußerungen Holmars hatten mich mehr, als Alles, was er vorher gesagt hatte, befremdet. Ich vermuthete, ihn falsch zu verstehen, und wollte ihn um nähere Erklärung befragen. Gerold aber kam mir mit einer andern Einfrage zuvor und rief: „Du hast uns nun lange genug, und ich läugne nicht, sehr anziehend vom Eros der Griechen unterhalten; aber, Holmar, was hat dieser Eros mit dem hingerichteten Lukasson gemein? Meinst du vielleicht, der habe ihn zum Mörder seines Freundes gemacht?"

Holmar antwortete: „Allerdings, oder vielmehr die Unnatur und Verkehrtheit des Zeitalters, die in ihn übergegangen, und wodurch er zum grausenvollen Widerspruch mit sich selbst gekommen war. Das trieb ihn zum Verzweifeln, zum Wahnsinn, zum Hasse seiner selbst und der ganzen Menschheit."

„Offenherzig gesprochen, Holmar," sagte ich: „du wirst mir jetzt dunkler, als du schon vor einigen Augenblicken warst. Es scheint fast, du hältst die Seelenliebe der griechischen Männer für einen eigenen Naturtrieb, wie die gegenseitige Zusammenneigung der beiden Geschlechter, oder wie der Instinkt der Mutter und des Säuglings."

Holmar sah mich eine Weile staunend an, und sagte endlich: „Wie, Beda, und du nicht?"

„Nein, weil ich dazu weder in der Vernunft bisher, noch in der Geschichte der Welt, selbst nicht in der Geschichte des griechischen Volkes, einen haltbaren Grund gefunden habe!" antwortete ich: „Aber theile uns deine Beweise mit, und wenn sie mir Ueberzeugung bringen, halte ich dich für einen der wichtig-

sten Entdecker, für einen Columbus auf dem dunkeln Ozean des menschlichen Wesens."

„So höret mich!" versetzte er: „Doch gestattet mir einige Erklärungen in Betreff der Natur des Menschen, da wir von seinen Naturtrieben reden. Er ist zugleich, wie ihr wisset, Pflanze, Thier und Geist; der Körper nur der todte Stoff, von der Lebenskraft zur Gestalt gebildet, wie jede Pflanze. Er wächst, vermehrt sich und stirbt, wie die Pflanze. Mit ihr hat er gemein den Trieb der Fortpflanzung; es ist keine Pflanze ohne denselben. Dieser Trieb ist durchaus irdisch und rein sinnlich. Das Thier hingegen ist eine beseelte Pflanze, und die Seele das die Welt um sich Wahrnehmende und Empfindende. In ihr liegen die Begierden, in ihr die Lust und der Schmerz, die Sehnsucht und der Abscheu. Aus der geheimnißvollen Verwandtschaft und Anziehung zwischen den Seelen entspringt die Liebe. Die Vermählung folglich der Pflanzen geschieht ohne diese Liebe. Die Liebe der Thiere unter einander kennen wir aber nicht, weil, uns ihre Sprache dunkel ist; wir ahnen sie jedoch aus zahllosen Zeichen gegenseitiger Anhänglichkeit und der Anhänglichkeit vieler an den Menschen. Der Mensch ist ein geistiges Thier, und der Geist ist das denkende Göttliche in uns. Die Geister sind sich nur in dem verwandt, was das Vollendete ist; im Göttlichen, im Wahren, Guten und Gerechten. Die Geister streben dem Höchsten nach, zur Auflösung in Gott.

„Die Pflanzen ziehen sich einander geschlechtweise an, die Seelen geschlechtlos: da ist die Verschiedenheit des Eros von der Aphrodite, der Meererzeugten; denn aus dem Meere stieg einst die Erde, und was sie trägt, hervor. Darum nannten die Hellenen die gegenseitige Liebe der Geschlechter nur die gemeine; aber die Seelenliebe, ohne Rücksicht auf Geschlecht, war die höhere, und um so viel mehr, um so viel höher und dem

Geiste verwandter die Psyche oder Seele ist, als die Pflanze. Gleichwie durch die Seele schon die pflanzenhafte Begattungsnothwendigkeit im Thiere zum Gefühl gesteigert wird, so wird im Menschen durch den nach Vollkommenheit ringenden Geist auch die Seelenliebe veredelt.

„Da, wo der Mensch noch durch Kirchen- und Staatskünstelei am wenigsten zum Zerrbilde geworden, doch auch schon der wüsten, gedankenarmen Thierheit entstiegen, in seiner dreifachen Natur entwickelt, der Natur gehorchend, da offenbart er sich herrlich und kräftig in jeder seiner Anlagen und Triebe. Daher finden wir die Seelenliebe der Helden und Weisen unter den Kriegern der amerikanischen Eingebornen und andern unverdorbenen Völkern, welche Freiheit hatten; daher selbst in den Waffenbrüderschaften der freien Ritterwelt des Mittelalters noch einmal, aber christlich verhüllt; — am offensten und edelsten sie unter den Griechen des Alterthums, weil eben diese eine der entfaltetsten der Menschheitsblüthen gewesen sind.

„Nicht Willkür aber liegt und lag in der Liebe, so wenig in der geschlechtlosen als in der geschlechtweisen, sondern Naturgesetz und Naturzwang; beide sind und waren Wirkungen unsers Wesens; beide gleich ehrwürdig; beide können gleich heftig und leidenschaftlich sein, weil die eine unmittelbar seelischen Ursprungs ist, und die andere den Ungestüm der Seelenmacht erregt.

„Halt!" rief Gerold: „Du kletterst mir an der Leiter deines Systems zu schnell hinauf; laß mich einen Augenblick frischen Athem schöpfen und zusammenrechnen, damit ich dir nachkomme. Du gibst uns Sterblichen zugleich also den Begattungstrieb der empfindungslosen Pflanzen, die Seelenliebe und dem Geiste das reine Wollen des Vollkommenen. Dieses erkenne ich allerdings bestimmt im Geiste vorhanden, jenen Begattungstrieb allerdings

bestimmt in der Pflanze; aber zeige mir eben so rein und für sich erkennbar den Trieb der Seelenliebe. Er scheint mir etwas zweifelhaft, und ist am Ende doch wohl nichts Anderes, als das Gefühl der Lust oder des Schmerzes, welches sich eben so gut dem pflanzenhaften Begattungstriebe als dem geistigen Vollendungstriebe zugesellt."

Holmar erwiederte: „Am reinsten für sich erkennst du die Seelenliebe in demjenigen unüberwindlichen Gefühl, durch welches die Mutter an ihr zartes Kind gefesselt ist. Dies ist die reine Seelenneigung, die weder von der Pflanze gekannt ist gegen ihre Nachkommenschaft, noch Geistessache ist, da auch das unvernünftige Thier sie empfindet, eben weil es seelische Natur hat. Die Zärtlichkeit der meisten Thiere, besonders der Säugethiere und der ihre Eier selbst brütenden, ist bekannt. Diese Liebe ist offenbar ganz geschlechtslos, hat aber nichts mit dem Begattungstriebe der Pflanzennatur gemein; von der andern Seite ist sie ohne Rücksicht auf das, was dem Geiste die höchsten Güter sind, für sich bestehend, unwillkürlich, mithin ein bloß in der Natur der Seele begründeter Trieb."

Gerold fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er Nebel hinwegwischen, um klarer zu schauen, und sagte: „Du wirst mich fast zwingen, dein Jünger zu werden."

„Nun aber," fuhr Holmar fort, „wie die Seele der Mutter lieben muß, so lieben die Seelen der Erwachsenen unter einander, unwillkürlich, ohne Rücksicht auf Geschlecht. Diese Anneigung der Seelen gegen einander ist der Eros. Durch die Mutterliebe wird unsere Seele Gehilfin zur Erhaltung der pflanzenhaften Fortdauer des irdischen Geschlechts; durch den Eros Gehilfin des Geistes zur Erhaltung und Fortsetzung der Tugend, des Edelsinns, der sittlichen Schöne und Kraft. Dieser Eros herrscht seit Beginn der Menschheit; er herrscht noch, aber er wird ver-

kannt; ja er ist, durch Verwechselung mit viehischem, unnatürlichem Wesen, welches ihm selbst fremd ist, zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In der Verkennung der menschlichen Natur hat man sie selbst verstümmelt, und diese Verstümmelung ist der Quell unermeßlichen geheimen Elendes. Was bei den Griechen in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesammtnaturen Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Weisen geehrt, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde: das ist beim endlichen Abfall der Völker von der Natur in ihrer fortgeschrittenen Verbildung, als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß jetzt der Mann, der Jüngling die Wirkung jenes Seelentriebes in sich empfinden. So sehr ist seine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verschroben, daß er sich selbst für wahnsinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkürliche, unwiderstehliche, leidenschaftliche Zuneigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Ursprung noch den Zweck dieser heiligen Neigung. Ohne sie verbrecherisch zu finden, nimmt er sie, auf Treu und Glauben der Welt, für verbrecherisch. Was Gebot der seelischen Natur ist, erfüllt ihn mit abergläubigem Entsetzen, als Erscheinung einer ungeheuern, verruchten Unnatürlichkeit. Er bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf die erste, ruhige Neigung zur alleszerbrechenden Leidenschaft. Der wilde Widerspruch seines innern Wesens zerstört sein Inneres. Er verabscheut sich und seine Natur, und verabscheut eben darum die Welt, mit deren Leben er im unaussöhnbaren Zerwürfnisse liegt.

„Wie soll nun diese erstickte, entwürdigte, gelähmte, irregeführte, geächtete Seele, dies mit allen Schrecknissen des Verlorenseins erfüllte Gemüth die Pflichten der bürgerlichen Welt heiter vollbringen? Zerbrochen fühlt er in sich die erste Trieb-

feder aller Wirksamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenschaft verschlingt sein gesammtes Wesen, reißt ihn, ich möchte sagen, von sich selbst los, in den Abgrund nieder; nur die eine Leidenschaft, aus der Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe, gegen Alles, was Andere zerstreuen kann: woran soll er nun sein werthloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Werthes zu geben? Nur Eins liebt seine kranke Seele, und dies Eine begreift ihn so wenig, als er sich selbst versteht. Er liebt und verflucht seine Liebe, die zugleich Gegenstand seines Hasses ist, und dieser Haß wird verzweiflungsvoller Menschen- und Lebenshaß. Er wollte immer das Gute und Wahre, und mußte immer das Böse und Falsche. Das Recht seiner Natur ist in dieser Welt gesetzlos, darum ist ihm die Welt gesetzlos. Ihm wäre wohl, wenn die Sonne am Himmel auslöschen, die Erde vor seinen Augen zertrümmern würde. Und das Alles ist das Wogen, das Geschrei, der Aufruhr einer in sich selbst verdammten und sich selbst verdammenden, aber wahren, unveränderlichen, unvertilgbaren, dennoch hingemordeten Natur, die nicht sterben kann und doch nicht leben darf."

Hier schwieg Holmar. Seine Worte erschütterten uns tief. Es war etwas Schreckliches in dem Feuer dieses Greises.

„Du redest," sagte ich zu ihm, „wie Einer, der aus seinem eigenen, schauderhaften Elende hervorklagt. Bist du, Holmar, einer dieser Unglücklichen gewesen, oder bist du noch ein solcher?"

„Nein," sagte er, „ich war es nie. Doch seit meinen Kinderjahren trieb mich unendliche Sehnsucht, irgend einen Freund meiner Seele zu finden. Wer kennt nicht diese heftige Sehnsucht der Jünglinge nach einem Pylades und Pythias für's Leben? Ich fand Freunde; ich fand ein Weib meines Herzens;

aber den Freund der Seele fand ich nicht. Doch das machte mich nicht unglücklich, weil die unbestimmte Sehnsucht, wegen ihrer Unbestimmtheit, zu keiner riesenhaften Leidenschaft erwachsen konnte. Ich wäre aber vielleicht unglücklich geworden, hätte ich den gesuchten Freund gefunden. — — Nun werdet ihr mich verstehen, wenn ich euch sage, Lukasson war ein solcher Unglücklicher! In Griechenland wäre er vielleicht der großen Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden, durch die Freundschaft der Seelen; bei uns ward er dadurch Mörder, und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sein Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein geflissentliches Streben, sich selbst mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Ermordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung. Die Natur ist die Mutter der Menschheit, die Liebe ihre Bildnerin, und die Wahrheit ist das Reich Gottes ewiglich."

Als Holmar hier schwieg, nahm Gerold die Becher von uns Allen, füllte sie mit Wein, mahnte uns zum Trinken und trank selbst zuerst. „Trinket, ihr Freunde," rief er, und tretet wieder in's warme, freundliche, wirkliche Leben zurück; denn Holmar hat uns, Gott weiß wie, mit seinen Reden in eine grausenvolle Gespensterwelt verrückt. Es mag sein, daß der hingerichtete Lukasson durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen hingejagt ward. Einzelne solcher Erscheinungen kommen vor. Aber, dem Himmel sei Dank, sie gehören zu den Seltenheiten."

„Vielleicht minder zu den Seltenheiten, als wir wähnen!“ erwiederte Holmar: „Wer kennt die ersten Triebfedern, die im Dunkel der Seele verborgenen? Oft selbst der Sünder nicht. Wohl kennen wir der hohen Dichter, Schriftsteller, Künstler, Helden und Halbgötter viele aus den vergangenen Jahrhunderten. Aber von denen, welche geächtet, niedergedrückt, vielleicht durch Henker umgebracht sind, wegen des Schmerzes ihrer verstümmelten Natur, welcher Schmerz bei den größten Anlagen am furchtbarsten wüthen muß — von den Gemordeten wissen wir nichts.

„Ich kenne Einen,“ fuhr Holmar fort, „und es ist wohl mehr als ein Vielleicht, daß eben dieser, den auch ihr kennt, an den Wunden einer zerrissenen Seele verblutete; daß er im Irresein an sich und der Welt, die ihm den Tod nicht geben konnte und doch das Recht seiner Seelennatur verdammte, zum Lebenshasse übergegangen sei; daß er, vom Wahn der Lebendigen befangen, im stillen Verzweifeln sich selbst verdammte, sich nicht verstand und in einer Pein verging, deren Ursprung er nicht nachweisen konnte. Das scheint mir der gemarterte, der gefeierte Lord Byron, der wunderbare Dichter der Britten, zu sein. In Griechenland würde er anders gesungen haben, wo seine gesammten Naturen in ihrer vollen Gediegenheit und Herrlichkeit hätten voll und furchtlos hinausblühen können in's Leben, — in unserm Jahrhundert jammert eine in ihrem Recht zermalmte Natur, die ihr Verhältniß zur ganzen Schöpfung zerstört fühlt. Setzet den Fall, Byron wäre, statt höherer Bildung und des Reichthums von Zerstreuungsmitteln theilhaftig zu sein, mit seiner Stimmung in den Drang des niedern Lebens hinausgeworfen gewesen, — entscheidet, was hätte Byron werden müssen? Nicht Dichter des Schrecklichen, sondern dessen — Thäter! — — Aber sein gewaltiger Geist hat die Fessel gesprengt. Er ist

Sieger und frei geworden, — er lacht auf sein wundes Gebein nieder; er lacht, und seine Seele blutet und ist voll grausen Entsetzens. Eine Brandstätte ist ihm die Erde geworden, und der Wahn der Menschheit sein Mörder. Darum singt er also, — das ist sein schreckliches Lied! Er singt es denen, die in seinem Innern Licht und Liebe auslöschten, kaltes Entsetzen singt er ihnen, Haß und Groll, Verzweiflung und Tod, Verbrechen und ewige Nacht. Denen, die eine Hölle in ihn hineingesäet, singt er keine Himmel."

„Edler Freund," sprach ich zu Holmar, „wer blendete doch unsern König, daß er eben dich zu einem der obersten Richter unsers Landes machte! Du gehörst nicht hin auf den Stuhl, wo man über das verbrecherische Leben den Stab brechen soll; denn du wirst für den Sünder allezeit Gnadengründe finden, und die Unnatürlichkeiten der Welt, ihrer Meinungen und bürgerlichen Einrichtungen lieber strafen, als den, der mit Namen und Werk eines Missethäters, durch dieselben zu Grunde ging."

„Allerdings Beda!" antwortete Holmar: „Ich glaube, Gott schuf das Gute; das Böse aber schuf — nicht der Teufel, sondern — der Mensch. Die Natur ist das Gottesgesetz. Die Natur führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Aber die Menschheit, im Abfall vom Gottesgesetz, schuf andere Ordnungen, Erzeugnisse des Ehrgeizes, der Habsucht, des Stolzes; Erzeugnisse niedriger Leidenschaften eines thierischen Wesens, oder eines beklagenswürdigen Irrthums, den die warnende Weltgeschichte vergebens mit blutigen Buchstaben auszeichnete. Daher des Uebels und des Jammers so viel unterm Monde! Denn hier ist nicht Gottes Reich, sondern der Menschen Reich. Aber die Rache der Natur schwebt fürchterlich und unsichtbar ob allen Freveln wider sie. Sie geht ihren ernsten, großen Gang, ohne sich nach ihren Halsgerichts-

ordnungen zu richten, mächtig und heilig fort. Ihre Gesetze, Winke des Allmächtigen, kann der Sterbliche mißdeuten — doch ändern nicht. Der Triumph der Wahrheit ist, daß die Lüge Elend gewähren muß."

Gerold rief: „Ich muß verstummen; ich wage weder zu fragen, noch zu antworten; denn, Holmar, du sprichst zu mir, wie aus einer fremden Weltgegend, die ich, nur an die Eichen und Tannen unserer Landschaft gewöhnt, mit ihren Palmen, Riesenschlangen und Orkanen nicht kenne. Ich will noch einmal Plato's und Xenophons Gastmahl lesen, wo Sokrates und seine Freunde von der Seelenliebe handeln. Mir schienen diese Werke bisher weniger ein tiefer Ernst, als rednerisches Spiel über eine griechische Lebenssitte zu sein."

„Lies!" antwortete Holmar: „und glaube, die hohen Alten gefielen sich nicht im Possentreiben mit Gegenständen, deren Heiligkeit sie ehrten. Wir bewundern heute den Segen, die Kraft, die Größe jener Vorwelt, deren Herrlichkeit wir noch nicht wieder erreicht haben. Wir werden sie nicht wieder erreichen, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. Lasset uns in der Natur Natürlichkeit, und in der Menschheit die Menschlichkeit suchen! Ach, unsere Staatsmaschinen, unsere theologischen und philosophischen Systeme kommen mir oft vor, wie das Bett des grausamen Procrustes. Wer darin ruhen will und zu kurz ist, wird auseinander gedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang ist, wird verstümmelt, bis er kurz genug ist. Daher so mancherlei bürgerliche, sittliche, religiöse und geistige Verkrüppelung in dem sich verfeinert dünkenden Europa. Der Gesetzgeber will das Volk nach seiner Verfassung und Idee zuschneiden, nicht sein Gesetz dem Volke anmessen. Aber nur durch die Natur, so der Mensch

hat, nicht in der eines Andern, muß er Alles oder Nichts werden."

Hier wandte sich Gerold zu mir und sagte: „Warum, Beda, beobachtest du zu Allem, was Holmar redet, das tiefe Schweigen? Spricht er wahr oder falsch? Ist die geschlechtlose Seelenliebe, diese Männerliebe, dieser Eros, aus dem Wesen unserer Seele wirklich hervorgegangen, wahrer Trieb der Natur, jetzt nur vom Aberglauben oder Wahn zurückgedrängt und verstümmelt? Oder schwebt Holmar darüber selbst in einem Irrthum, der sein weichgeschaffenes Herz quält; in einem Irrthum, zu welchem ihn vielleicht allzutiefes Verehren alter Schriftsteller, die doch am Ende Menschen waren, Ueberschätzung von Griechenlands Vortrefflichkeit, und zufälliger Zusammenklang mannigfacher Umstände seiner Erfahrungen verführt haben? Rede doch, damit ich noch eine andere Stimme höre, und ich mich wieder zu mir selbst zurückfinde. Denn nie in meinem Leben habe ich überzeugender von einer Sache reden gehört, die mir vorher nie in Sinn gekommen ist, und die doch eigentlich, wenn sie wirklich in der Natur wäre, Jungen und Alten in allen Zeiten und Zonen bekannt sein müßte."

„Fast ergeht es mir, Gerold, wie dir!" entgegnete ich: „Laß aber, ehe ich auch meine Meinung gebe, Holmar noch zuvor auf das antworten, was du mir sagtest."

Holmar sprach: „Daß der Eros, die im Alterthum frei und edel auftretende, von Männern zu Männern gehende Seelenliebe, seit fast zweitausend Jahren kaum noch genannt werden darf und darum kaum noch genannt wird, — sollte dies uns als Zeugniß gelten, sie selbst sei gar nicht vorhanden und bekannt? Wie Vieles gibt es, umgekehrt, daß seit Jahrhunderten gekannt und genannt ward, und doch nie vorhanden war, wie Erscheinungen der Geister oder wie Macht der Hexen. Und doch, wie viel tausend

schuldlose Leben wurden diesem Wahne hingeschlachtet, laut Kirchensatzungen und peinlichen Gesetzbüchern! — Der unzerstörbare Naturtrieb aber, von welchem wir reden, ist unvertilgbar und wirklich noch unvertilgt, wenn gleich als Unnatürlichkeit, als Ehre und Scham verletzend, geächtet und verdammt. Er macht sich noch immerdar bemerkbar, und erscheint, als dunkler Zug, in den Geschichten der Menschheit. Aber der feindliche Wahn wider ihn ist es auch, der fortwährend Elend zeugt. Er ist der Unstern, der rächend über Leben und Regierung mancher Fürsten und über der Hütte manches Bedürftigen funkelt. Denket an Jakob I von England und seinen Liebling Bukingham, an Heinrich III und Ludwig XIII von Frankreich, an Papst Julius II!"

7.

Die Entlarvung.

Als Holmar so geredet hatte, und Gerold mich abermals aufforderte, meine Stimme in dieser merkwürdigen Sache zu geben, nahm auch ich die Gläser, und ließ vom alten Rheinwein hineinperlen und sprach: „Trinket zuvor, ihr Freunde, damit wir heiteres Auges das düstere Bild Holmars betrachten."

Schweigend nahmen sie die Gläser. Wir stießen an. Gerold lächelte und sagte: Wohlan, Beda, sei du nun der Sokrates bei unserm Gastmahl, welches, was den Gegenstand der Unterhaltung betrifft, dem Gastmahle des Agathon und Kallias gleicht, aber ihm in froher Stimmung weit nachsteht."

„Möge mir der Dämon des weisen Sokrates hold sein," sagte ich, „um das tief bewegte Gemüth meines Freundes Holmar zu beruhigen; dann, wenn wir beim Nachtmahl sitzen, werden uns die weiblichen Gazien auch Rosen bringen. Ich be-

kenne es gern, daß Holmars Reden **meiner** guten Laune etwas Eintrag gethan haben; denn ich liebe ihn zu sehr, als daß ich ihn leidend sehen mag.“

„Mich?“ fragte Holmar: „Sage besser, du sahst heller vielleicht, als sonst, oder von einem ungewöhnlichen Standpunkt, eine leidende **Welt**.“

„Nein, im Ernst, mein Holmar,“ antwortete ich ihm, „diesmal beklage ich mehr dein menschenfreundliches Herz, als die Welt, welche, wie mir's vorkommt, wohl zuweilen durch den Eros, aber nicht durch dessen **Verkennung** leiden mag. Denn alle Tugend, Zartsinnigkeit und Weisheit der Griechen in Ehren, scheint mir dieser Eros, dieser Friedenstörer, von verschiedenen Seiten verdächtig und vom Haus aus ein muthwilliger Gott, der sich unter allerlei Verkappungen gefällt, auch die Sokraten zu äffen.“

„Vorwärts, vorwärts, Beda!“ rief Gerold mit aufwieglerischer Lust: „Das heißt den Krieg erklärt. Zieh', wenn du kannst, dem Welttyrannen die Maske vom schelmischen Gesicht!“

Ich erwiederte: „Er ist ein Proteus, der uns unter den Händen zu einer andern Gestalt wird. Wenn Holmar und ich nur erst einverstanden sind, daß wir einen und denselben vor uns haben! Darum Holmar, erlaube mir nur einige vorläufige Fragen. Sagtest du nicht, jene tugendhafte Seelenliebe, welche nicht dem Geschlechte nachfragt, sei einer der ewigen Grundtriebe unserer Natur, gleich der Mutterliebe zum Kinde; daher gewaltig und unwillkürlich, und weil dem so sei, müsse der wahnsinnige Fluch, mit dem ihn die Welt belegt, die Welt mit Verderben erfüllen?“

Holmar antwortete: „Du wiederholst meine eigenen Worte.

„So bist du uns noch die Erklärung schuldig geblieben,“ sagte ich, „warum jene Seelenliebe selten oder nie im **weib-**

lichen Geschlecht wahrgenommen wird, da doch die menschliche Natur auch in ihm besteht. Sogar die Griechen wußten von der begeisterungsvollen Seelenliebe zwischen Frauen und Jungfrauen nichts.“

„Allerdings ist dem weiblichen Geschlechte,“ erwiederte Holmar, „diese Seelenliebe so fremd geblieben, wie dem männlichen Geschlechte jenes eigenthümliche, gewaltige Gefühl der Mutterzärtlichkeit gegen den Säugliug. Jedes der Geschlechter empfing aus den Händen der Natur eine besondere Gabe; aber warum beide nicht beiderlei? das verschwieg uns die Natur. Wie könnt' ich's dir verrathen?“

„Doch bleibt mir auffallend, daß jedes Weib, sobald es Mutter geworden, von unwiderstehlicher Zärtlichkeit gegen den Säugling ergriffen wird. Ich erkenne darin die Allgemeinheit und Wahrheit eines Naturgesetzes. Hingegen leben Millionen des männlichen Geschlechts, welche von der Kindheit bis in's Greisenalter nichts von einer innigen, unwiderstehlichen, ausschließlichen Zuneigung zu ihres Gleichen empfanden; selbst bei den Griechen nicht, weil man sonst gewiß be ihnen nicht denen Vorwürfe gemacht haben würde, die keinen Liebling hatten. Ist nun die Seelenliebe ein in der Natur des männlichen Gemüthes wohnender Trieb: warum äußert er sich nicht in Allen unsers Geschlechts; selbst in dir nie? warum nur in einer mindern Zahl desselben? Oder ist zwischen Männern und Männern abermals eine Naturverschiedenheit?“

„Du weißt es, Beda,“ antwortete Holmar, „was dich befremdet, hat auch den weisesten Griechen Befremden erregt. Und warum sollen wir, da uns Erfahrung überzeugt, nicht auch an eine Naturverschiedenheit im männlichen Geschlecht glauben? Deutete nicht schon Plato selbst auf die Verschiedenheit, auf ein Doppelgeschlecht unter den Männern, auf das

Geschlecht des Reinmännlichen, welches nur an Männer gezogen wird, und auf das des Männlich-Weiblichen?"

„Ei, ei!" unterbrach ihn Gerold: „Ich will nicht hoffen, daß du im Ernste redest, da selbst dein Plato den Einfall nur mit Lächeln feil bot, und ihn durch des Aristophanes mythischen Schwank beim Gastmahl sogar lächerlich machte. Denn auf nichts Anderes war es doch wohl abgesehen, wenn Aristophanes von den ursprünglichen Doppelmenschen auf Erden erzählte, dem doppelten Mann und dem aus Mann und Weib am Rücken zusammengewachsenen Menschen. Dann wie Zeus, den Uebermuth dieser Sterblichen zu strafen, alle gespaltet habe, daß aus dem Mann-Mann zwei Männer, aus dem Mann-Weib ein Mann und ein Weib wurden, und wie daher noch jetzt jeder Theil seine von ihm getrennte Hälfte suche und ausschließlich liebe."

Darauf versetzte Holmar: „Wenigstens sinnreich bleibt der Scherz. Und kann unser Ernst nicht immer vom Geheimniß der Natur den Schleier heben, mag es doch dem Scherze gestattet sein, neckend daran zu zupfen. Ohne Zweifel lag auch wohl etwas Aehnliches dem Glauben des gemeinen Volks über die große Gewalt jenes Grundtriebes in vielen und doch nicht in allen Männerseelen zum Grunde."

Ich erwiederte: „Was sich damals der große Haufe eingebildet habe, das entscheidet nichts und kann uns einerlei sein. Aber mir scheint, daß die weisern Griechen, daß die Gesetzgeber selbst in ihrem Glauben von der männlichen Seelenliebe nicht so weit gingen, als du, mein Holmar. Denn sie hielten dieselbe keineswegs für einen Grundzug in unserer Natur, durch dessen Vernichtung oder Unterdrückung das Wesen der Seele gleichsam verstümmelt und elend werde; wohl schwerlich hätten sie sonst den Sklaven die Seelenliebe untersagt: sondern sie

hielten sie für eine löbliche Sitte, die man zur Veredlung jugendlicher Gemüther beobachten solle. Du selbst, Holmar, wirst eingestehen, du selbst hast es gesagt, daß das, was als Trieb der Natur in unserm Wesen vorhanden ist, unmöglich durch Gesetze in denen ganz ausgerottet werden könne, in welchen es einmal erwacht. Aber eben so unmöglich kann es durch Gesetze in jenen hervorgerufen und erzwungen werden, in denen es nicht ist. Der menschliche Gesetzgeber kann nur das gebieten, was in menschlicher Fähigkeit und Willkür liegt."

So sprach ich, und schwieg, um Holmars Meinung zu erwarten. Nach einigem Bedenken sagte er: „In diesem kann ich dir keinen Widerspruch leisten. Auch die Mutterzärtlichkeit gegen das Kind läßt sich durch kein Gebot, durch keine Strafe ganz unterdrücken, aber auch eben so wenig, wo sie fehlt, plötzlich schaffen. Ich muß dir Recht geben, und fühle doch dabei Widerspruch in mir selbst."

„Vielleicht," sagte ich, „nur darin, daß du das, was, wie die Freundschaft, wie die Tapferkeit, wie die Ehrfurcht und jede andere Tugend, von unserer Willkür abhängt, als einen reinen Naturtrieb ansahest. Als solchen betrachtete Griechenland aber die Seelenliebe der Männer nie, sondern als etwas freien, starken, vaterlandssinnigen Gemüthern Geziemendes. Darum verboten die Gesetze diese Liebe den Sklaven, und verlangten sie dieselbe von tugendhaften, freien Männern. Hätten die Gesetze den Sklaven einen Grundtrieb des menschlichen Wesens zum Verbrechen gemacht, so würden die Griechen das Verbrechen gegen die Natur begangen haben, welches du den Völkern späterer Jahrhunderte zum Vorwurf gemacht hast, und wodurch, wie du sagtest, die Menschheit in ihrem Wesen verstümmelt worden sei."

Gerold rief, mich unterbrechend: „Dem Himmel Dank, und dir, Beda! meine Vernunft fühlt sich wieder genesen; ich komme wieder zu mir selbst, und sehe die ehrliche Welt wieder im alten Gleise fortrücken.“

„Ich kann dir, Beda,“ sagte Holmar, „keinen Trugschluß vorwerfen. Und wenn die Griechen die männliche Liebe einen Trieb nannten, so ist er das, wie jeder Vernunfttrieb zur Tugend. Darum aber ist das große Räthsel für mich lange noch nicht gelöset.“

„Wenigstens so viel entschieden gewonnen,“ rief Gerold, „daß die Seelenliebe der Männer und Männer Sache der Willkür sei, über die, ohne darum die Natur der Menschheit zu verstümmeln, das bürgerliche Gesetz verfügen kann oder die öffentliche Meinung.“

„Das eben ist noch der ungelösete Knoten!“ sagte Holmar: „Denn wie trat der Eros in die Welt hinein, wenn er nicht durch die Natur selbst eingeführt worden ist? Und ist er naturgemäß, wie darf man ihn verdammen? Ist er naturwidrig, wie kommt es, daß er zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen tausend männliche Gemüther ergriffen hat, ja, wie in Griechenland, die Achtung eines ganzen Volkes gewann? Wie kommt es, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich der Herzen bemächtigen, und gegen alle Ueberzeugungen der Vernunft ihrer Herr werden und bleiben kann?“

„Wie jede andere Leidenschaft!“ fiel ihm Gerold in die Rede: „Wie sogar die Liebe des Kartenspiels.“

„Ich gebe zu,“ sagte Holmar, „Leidenschaft sei mit dieser Liebe der Männer zu Männern endlich verbunden, wie sich denn die Leidenschaft mit Allem vermählen kann. Allein wie, und das ist die Frage, wie kann diese Leidenschaft, diese Liebe, so gählings entstehen, unvorbereitet, unwillkürlich von Männern zu

Männern, wovon so viele Beispiele zeugen? Da sie doch keine Frucht des Nachdenkens, oder der allmäligen Gewohnheit, oder unserer reinsittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede."

„Allerdings, mein Holmar," erwiederte ich, „diese sind es, welche **das** zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern."

Gar lebhaft rief Holmar: „Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen."

„Nur noch ein Argwohn," sagte ich, „scheidet sie von einander."

„Der wäre?" fragte Holmar.

„Wie, wenn der Eros zuletzt doch zuweilen nur ein verkappter, **ganz gemeiner Amor** wäre?" antwortete ich. „Nichts als eine der mannigfaltigen, seltsamen **Verirrungen** des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser sei! Uns allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechtstriebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Be-

weggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entrücke seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird das Todte beseelen und umfassen; umringe ihn mit Shakespeare's wüsten Kalibanen, und er wird einen Engel unter denselben finden. In den gottgeweihten Zellen schwört ihm die Nonne ab; aber mit doppelter Inbrunst hängt ihre Seele dem unsichtbaren Bräutigam im Himmel an, der ihr in Träumen erscheint und ihr Wesen mit Entzücken durchschauert; und die Jünglinge der Klöster bringen dem vielgefeierten Urbilde des Schönen, der heiligen Maria, zärtliche Verehrung, und begrüßen diese Himmelskönigin mit allen süßen Namen, welche je die Liebe für ein irdisches Wesen erfand. Der rohe Hirt in der Einöde der Alpenfelsen drückt seine heißen Küße auf das Fell einer schönen Ziege, und der königliche Pygmalion auf den kalten Marmor der Bildsäule, die sein eigener Meißel aus dem Felsenblocke hervorschlug. Die ganze Weltgeschichte ist von den Wirkungen dieser wunderbaren Macht und ihrer unglaublichen Verirrungen erfüllt. Sie führte zahllose Sterbliche zu den Gipfeln des Ruhms und zu den blutigen Richtstätten; änderte die Schicksale der Völker und den Gang der Religionen; entzündete die jugendlichen Gemüther in Klöstern und auf Schlachtfeldern zur Selbstopferung, und machte Tyrannen und Halbgötter, Heilige und Wahnsinnige."

„Ha!" sagte Holmar nachdenkend: „Ich verstehe dich. Fahre fort, obgleich schon das Ziel deines Weges sichtbar ist."

„Menschenkenner!" sprach ich, und drückte Holmars Hand, denn mir war, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten, weil ich einen seiner lange gehegten Träume von der Menschennatur, wenn auch nicht den erquickendsten, zerstören wollte: „Menschenkenner, wenn du die Innigkeit, die tiefe Zärtlichkeit sahst, mit

welcher ein kindliches Mädchen, noch lange nicht zur Jungfrau entknospet, ihrer Gespielin schmeichelte, ahnete dir nichts von der beginnenden Zauberei, mit welcher der vermummte Amor ein Herz schlagen machte, das sich selbst noch nicht verstand? Es gibt wohl wenige Männer von gefühlvoller Gemüthsart, welche nicht auch, als Knaben, von irgend einem andern hübschen Knaben stärker denn von allen andern sich angezogen fühlten, und diesem mit einer fast leidenschaftlichen Zuneigung anhingen, welche sie nachher nie wieder in dieser Art gegen Personen ihres eigenen Geschlechts empfanden. Ich selbst erinnere mich eines solchen Zuges von mir aus meinem Kindheitsalter. Daher die lange bleibende Sehnsucht nach einem Freunde, wie man sich ihn gern träumt und nie findet, besonders im Ungestüm der Jünglingsjahre, wo mancherlei Verhältnisse noch vom nähern Umgang mit Frauenzimmern entfernt halten, oder noch keine weibliche Schönheit den Sieg über uns errang. Daher die überspannten Begriffe sowohl bei jungen Männern als bei Jungfrauen, welche sie von der wahren Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechts hegen!"

Ich schwieg. Gerold lächelte zufrieden und sagte: „Beda, du schleichst dem vermummten Amor und Eros auf den Fersen so glücklich nach, daß es Schade wäre, wenn du ihn nicht noch bei den Flügeln ergriffest!"

„Zwar in unsern Ländern," fuhr ich fort, „ist der Umgang beider Geschlechter erlaubt, und nicht, wie in Asien, verboten. Aber dennoch findet sich eine Art freiwilliger Scheidung ein. Der wildere Knabe spielt am liebsten mit seines Gleichen, und plagt das kleine Mädchen, weil es immer etwas voraus haben will, oder weint. So bleibt er immer von diesem entfernt; als werdender Jüngling nicht minder, denn theils reift er viel später als die Jungfrau, theils zerstreuen ihn Anstrengungen und Arbeiten

auf dem Felde, in den Werkstätten, in den Schulstuben. Und wenn im Jüngling die dunkle Sehnsucht des Herzens heller wird, tritt er scheu vor dem andern Geschlecht zurück, sei es, weil ihm der Zwang lästig ist, welchen er seiner ungebundenen, noch knabenhaft-rohen Art, in Gegenwart feingesitteter Frauenzimmer auflegen muß; oder weil er im Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen ist, welches Jean Paul das Alter der Flegeljahre heißt, blöde und scheu dasteht; oder weil er stark und besonnen genug ist, zu begreifen, daß er auf seiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernste an irgend eine Liebe denken darf; oder weil ihm bei seiner eigenthümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie sie ihm bisher erschienen, nicht zusagt. Während so vom andern Geschlechte mehr oder minder willkürlich sein Herz entfernt bleibt: verstummt die Stimme der Natur in diesem Herzen nicht. Sie redet der Freundschaft das Wort für irgend einen Liebling, und erhöht diese mit Leidenschaft zu irgend einer Schwärmerei, von deren Ursprung er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß. Je entschiedener und standhafter die Denkart des Mannes ist, um so dauerhafter wird seine Neigung; je weniger befriedigend diese neben seiner ewigen Sehnsucht steht, um so stürmischer, Alles überwältigender wird die Zuneigung, welche zuletzt sein ganzes Wesen so verzehrt, wie die unglückliche Liebe eines Werther oder Siegwart, oder eines Mädchens verzehrend wird, die hoffnungslos um den Geliebten seufzt."

Lachend rief Gerold: „Siehst du den Eros Griechenlands, wie er leibt und lebt! Schon hältst du den gefährlichen Schalk an der Spitze seines Fittigs!"

„Doch hüte dich, Beda, daß er dir nicht entschlüpfe," sagte Holmar, „oder daß du nicht den falschen erwischest! Wäre es mit ihm, wie du sagst, so würde er auf gleiche Weise wohl

auch, und aus gleichen Ursachen, Mädchen zu Mädchen führen, und doch kannte weder die alte noch die neue Welt solche Erscheinungen in ähnlicher Menge."

„Aber man kannte sie doch," versetzte ich: „und Diderot wußte darum und die geheime Geschichte manches Nonnenklosters. Doch, zum Glück der Menschheit mußten sie in allen Welttheilen natürlich selten sein, weil die Jungfrau, unter allen Himmelsstrichen schneller aufgeblüht und entwickelt als der Mann, sogleich mit den ersten Tagen ihrer Blüthe die Huldigungen der Bewunderer und Anbeter, und eben nur während der ersten Blüthe empfängt. Damit wird sie früh in den Kreis des männlichen Umgangs herübergezogen: ihre Bestimmung wird sich eher klar, als dem Jünglinge; und sei es in den Tanzsälen der Europäer, oder in den Harems der Asiaten, immer wird die Sehnsucht ihres Gemüthes vor jenen Verirrungen gesichert, die von der Natur entfernen."

Gerold nahm hier das Wort und setzte hinzu: „Auch schon ehe das kleine Mädchen zur Jungfrau reift, wird es in den Verhältnissen des häuslichen Lebens seiner Bestimmung auf kürzerem Wege zugeführt. Es lernt sich schmücken und gefallen wollen, während die Knaben mit einander raufen; es spielt, mütterliche Freuden ahnend, mit Puppe und Wiege, während die Knaben mit hölzernen Gewehren dem Wirbel ihrer Trommel folgen; es denkt, als letztes Ziel, an die Tage des bräutlichen Lebens, während die Knaben, noch als Lehrbuben oder Schuljungen, von den Zeiten der Wanderschaft, vom Stolz der Meisterschaft, von Ehrenstellen und Heldenwerken und Thaten, der Unsterblichkeit werth, ihr Süßestes erträumen."

„Wenn es bei uns noch möglich ist in Europa," fuhr ich fort, „daß junge Männer sich von der Sehnsucht ihrer von ihnen selbst vergessenen Natur irre führen lassen: um wie viel

leichter war es im alten Griechenlande, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns gezogen war! Dort lebten mehr und längere Zeit, als bei uns, Männer ausschließlich mit Männern. In Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen sahen sie meistens nur sich; während die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern und Verlobten und Ehemännern umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung war das Gut des Mannes, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Putzes beschränkt blieb. Daher lenkte sich früh die Achtung des Mannes dem Manne zu, während das durch die bürgerlichen Ordnungen stiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Hoheit des Gemüthes und durch Reichthum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen erregen konnte. Vergänglich war der Jungfrau Schönheit; ihr schwächliches Wesen dem heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwerth. Seine Neigung konnte sie daher nur auf kurze Zeit, und nur weil sie Weib war, fesseln. Dauerhafter und genußreicher mußten die Freundschaften der Männer unter einander sein, oft durch gegenseitige Hilfe, oft durch gleiche staatsthümliche Ansichten, und bürgerliche Bestrebungen und andere Intressen gestärkt. Denket euch nun hinzu die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen! Ja, es ist nicht zu läugnen, daß im Antlitze eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprechen, und mehr Heldenmuth, Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anreden, als im Gesichte des schönsten Mädchens, weil jener schon früh seine Leidenschaft offen spielen läßt, die dann seinen zarten Mienen die ersten Spuren eingräbt, während das Mädchen mit

sittiger Klugheit ihr Innerstes verhehlt, und gerade das Gesicht, statt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemüthes macht."

Gerold sagte: „Wohl, Beda, werden mir jene wunderbaren, vielgepriesenen Freundschaften des Alterthums heller, in welchen sich mit der Hochachtung des gegenseitigen Verdienstes die Brüderlichkeit gleichgestimmter Seelen, die Kraft der Aneinandergewöhnung und die gewaltige Leidenschaft eines in sich selber irren Naturtriebes verbanden. Ich kann mir's denken, mit welchem Heldenmuthe der Bruder neben Bruder wetteifernd für den Ruhm des Vaterlandes und für das theure Leben des geliebten Freundes focht; wie die Heldenjünglinge in der thebanischen Kohorte Einer an der Seite des Andern, kämpften, fielen, ausathmeten. Ich kann mir's denken, wie unter solchen Verhältnissen, da dem Manne am Manne weibisches Wesen und Zieren anekelt, Einer nur des Andern Denkart zu veredeln strebte. Denn wer hätte nicht den, welchen er mehr als sich selbst liebte, gern als das vollkommenste der Geschöpfe hingestellt und bewundert wissen mögen? Ich kann mir's denken, wie tugendhafte Gesetzgeber und Weise solche Freundschaften, die aber auch nur in den Eigenthümlichkeiten des griechischen Bürgerlebens möglich waren, zur Pflicht machten; sie für das beste Erziehungsmittel, sie für die stärkste Schutzwehr vaterländischer Freiheit, sie für die reichste Quelle edeln Sinns und großer Thaten und für den reinsten und süßesten Genuß des Daseins halten mußten. So lange die Griechen einfach, mäßig, frei und kriegerisch lebten, war ihr Eros ein reines, ein heiliges und heiligendes Wesen. Sobald ihnen aber Gold über Ruhm, Bequemlichkeit über Freiheit ging, und sie mehr Bildsäulen und Denkmäler, als lebende Helden hatten, verlor sich Eros unter dem weibischen Girren entarteter Dichter in den Schlamm der Thierheit, und der Fluch und Ab-

scheu der Welt drückte ihn vernichtend und mit Recht in den Abgrund des Schlammes, in sein Grab."

„Viel Wahres habet ihr gesprochen!" sagte Holmar: „Nur eins bleibt widerstrebend, daß ihr in dieser reinen Seelenliebe zuletzt immer nur das Spiel und Wesen des gemeinen Geschlechtstriebes wahrnehmen wollet, eines Triebes, dem der Eros eben am feindseligsten ist. Ja, diese heilige Anneigung der Seelen trägt in sich selbst Abscheu vor jedem unlautern Gedanken."

„Allerdings, Holmar," erwiederte ich ihm, „trägt sie Abscheu vor ihm. So ist die erste Liebe des Jünglings, so die erste Liebe der Jungfrau in ihrem Streben heilig, Alles vergöttlichend und voll Grauen vor roher Thierheit. Heilig, wie sie selbst, erblickt sie in der geliebten Person nichts Irdisches, sondern nur Ueberirdisches, nichts Menschliches, sondern nur den Engel. Anschauung und schweigende Anbetung und ein beseligendes Erwiedern des liebebekennenden Blickes ist höchster Genuß; der bloße Gedanke nur an einen Kuß, ist schon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligthum. Und doch wirst du mir gestehen, Holmar, daß diese gegenseitigen Vergötterungen zweier Liebenden ihren Ursprung im allgewaltigen Gebot der Natur haben, deren Scepter alle beseelten Geschöpfe wissend und unwissend gehorchen. Nimm deinen Plato, nimm deinen Xenophon und Plutarch und die Gesetzgeber und die Dichter Griechenlands alle noch einmal in die Hand, und dir wird die Selbsttäuschung aller über die Heiligkeit ihres Eros unverkennbar erscheinen. Er entspringt bei Einzelnen, wie bei Völkern, zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch ist er rein und erhaben, wie immer die erste und wahrhafte Liebe ist; aber zuletzt geht bei Einzelnen und Völkern diese Liebe ekelhaft aus. Eros zündet seine Fackel am Lichte der Schönheit eines Jünglings an, der mit mädchenhafter Grazie zwischen dem Knaben- und Mannesalter schwankt, und sinkt

endlich aus den reinen Himmeln der Unschuld in wüste Unnatur und Thierheit zurück. Das verhehlen selbst die Gastmähler Xenophons und Plato's und alle Liebessänger Griechenlands nicht."

Holmar sah mich nachdenkend an und sprach: „Ich weiß nicht, ob du mich überreden oder überzeugen willst, Beda. Allein ich werde deine Rede im Gedächtnisse bewahren und bei mir überlegen. Sollte aber wohl der ehrwürdige Sokrates, sollte wohl der göttliche Plato so voll des Volkswahnes gewesen sein, daß sie die Wahrheit, die sich ihnen überall nackt wies, nur hier nicht erkannt hätten? Kannst du glauben, o Beda, daß solche Männer dem Unnatürlichen und den Verirrungen des menschlichen Gemüths die schönste aller Lobreden gehalten hätten? Nimmermehr! ich kann es nicht."

Dem entgegnete ich: „Gedenke, Holmar, daß Sokrates die Nichtigkeit der Götter des griechischen Volkes wohl kannte, und ihnen dennoch opferte. Vergiß nicht, daß alle Weisen die herrschenden, selbst übeln Sitten ihrer Nation nur mit sorgsamer Umsicht berührten, und, wenn sie nicht hoffen konnten, dieselben auszurotten, daß sie nur trachteten, dieselben vom Unflat zu reinigen und zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Trieb nicht auch Christus Teufel aus? — Wahrlich, mein edler Freund, je länger ich über diesen Gegenstand denke, je schauderhafter wird mir der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu geben. Lukasson ward nicht durch eine tugendhafte Freundschaft, sondern durch eine wüthende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft unglücklich, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte, und welche ihn zum Wüstling, endlich zum rasenden Mörder machte. Könntest du Schutzredner der Leidenschaften sein, bloß weil sie doch auch in unserer Natur gegründet sind? Sie allein sind die Quellen aller Verbrechen."

Holmar rief: „Du läugnest also gänzlich das Dasein jener einigen, unwillkürlichen, zärtlichen Neigung zweier Seelen zu einander, welche durch ihre Naturen an einander gezogen, sich ohne Rücksicht auf Geschlecht lieben können?"

Ich erwiederte: „Ich läugne nicht das Dasein einer solchen reinen Liebe, die ganz unwillkürlich ist. Denn gleichwie die Hochachtung, so ist auch die Liebe niemals willkürlich, weil wir immer nur das hochachten und nur das lieben können, was durch höhern Werth, sei es Tugend oder Schönheit, unsere Hochachtung und Liebe erzwingt. Ich läugne nicht das Dasein einer zur Leidenschaft übergehenden Liebe, welche durchaus von der Vorstellung des Geschlechts und von allen damit verbundenen Begierden rein ist. Aber ich werde so lange glauben, daß sie nichts destoweniger ihr Entstehen den dunkeln und irregehenden Begierden der Geschlechtsnatur danke, bis du mir beweisest, daß zwei sich auf die reinste Weise liebende Personen nicht endlich immer, wenn die Umstände gemäß sind, mit ihrer Liebe in's Sinnlichere untergehen werden. So ist die Flamme der ersten Leidenschaft zwischen unschuldigen Jünglingen und Mädchen wohl allezeit rein und veredelnd. Ja, Wüstlinge gibt es, welche, sogar nach langen Ausschweifungen, von einer tugendhaften Schönheit gerührt, in vorher unbekannten edlern Gefühlen der Liebe, mit aller Sehnsucht und Schwärmerei derselben, und mit allem Abscheu vor gemeinerm Genusse, bessere Menschen wurden."

„Vollkommen einverstanden!" rief Gerold: „Mir begegnete es in meinen jüngern Jahren, daß ich sterblich in ein Mädchen verliebt ward, welches mir im Traum erschien. Mein Herz erfüllte sich mit unnennbarer Sehnsucht. Es war mehr eine Heilige, eine Ueberirdische gewesen, als eine der sterblichen Töchter der Erde. Ihre himmlische Gestalt schwebte mir lebhaft vor. Ich suchte sie unter allen umherwandelnden weiblichen Er-

scheinungen vergebens wieder. Ich suchte vergebens die Wiederholung des Traumes zu erkünsteln. Ich war einige Zeit unglücklich, und mochte wohl einem halben Wahnsinnigen gleichen. Endlich verflog der Rausch. Zweifelst du, Holmar, daß hier nicht die reinste Seelenliebe waltete? Und dennoch wirst du zugeben, daß der Einfluß keiner andern Seele die Leidenschaft erweckte. Die Einbildungskraft äffte mich, die Gauklerin! und sie that es wahrscheinlich auf Geheiß der sich im Dunkeln regenden Geschlechtsnatur."

Als Gerold dieses von sich erzählte, fiel mir bei, daß mich einst in der Jugend ähnliche Leidenschaft für ein weibliches Bild ergriffen hatte, welches, allen meinen Urbildern des Weiblich-Schönen entsprechend, noch dazu nur auf eine Tabaksdose gemalt war, und wobei also von keiner gegenseitigen Seelenentwicklung Rede sein konnte. „Schwerlich; also," sagte ich, „dürften es wohl die Seelen sein, die sich wechselweise entzünden zur Liebe. Das Ideal des Schönen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen lebt, weckt endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entsprechende Gestalt in der Wirklichkeit erscheint, die Sehnsucht der Natur zur Vereinigung mit derselben; oder der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, verwandelt den ersten, den besten Gegenstand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schönen."

Wie wir noch also mit einander sprachen — schon brannten die Wolken des Himmels über uns im rothen Abendschimmer, — traten Augustine, Claudia und der junge Holmar mit seiner Geliebten in die Jasminlaube, uns zum Abendessen abzuholen.

Wir gingen. Die Heiterkeit wandelte voraus, der Ernst folgte. Holmar blieb, indem wir beide schweigend dem laut scherzenden Haufen nachzogen, mitten im Garten stehen, und ergriff meine Hand, indem er sagte: „Beda, ich bin dir noch

einen Dank schuldig geblieben. Lukasson mußte nicht nur nach dem Gesetze sterben, sondern er war auch strafbar. Ich anerkenne, daß das Einwilligen des Geistes in die vernunftlose Uebermacht einer Leidenschaft, welche es auch sein möge, strafbar ist, oder nichts Strafe verdient. Ich bin über einen Punkt beruhigt, über welchen ich es auch ohne diesen Abend hätte sein sollen. Ueber einen andern Punkt aber — — nun ja, als redlicher Freund des Wahren räum' ich ein, es sei der Irrthum auf meiner Seite eben so möglich, als er es auf der deinigen ist, allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen."

Die Herrnhuter-Familie.

Menschliche Urtheile.

In einer Provinzial-Hauptstadt — näher darf ich sie nicht bezeichnen — lebte seit sieben Jahren Herr Daniel Selber mit seiner Familie. Er und die Seinigen, das wußte Jedermann, waren Herrnhuter. Er beschäftigte sich wenig mit der Stadt, daher die Stadt desto mehr mit ihm. Wie konnte es anders sein? In Meinungen, Sitten und Leben unterschied er sich von allen übrigen Einwohnern zu sehr; und die Stadt, ob sie gleich neben starker Garnison und zahlreichem Adel, Konzerte, Bälle, Schauspiele, Casinos, Freimaurerlogen und andern Zubehör großer Städte hatte, war doch nicht so groß, daß sich nicht die meisten Bewohner hätten unter einander kennen sollen, wenn sie Lust dazu hatten.

Herr Daniel Selber hatte sich also hier seit sieben Jahren niedergelassen, nicht eigentlich in der Stadt, sondern nahe vor der Stadt. Da besaß er ein artiges Landhaus, sehr angenehm gelegen, und weil er mehrere Morgen Wiesen dazu gekauft hatte, glich es einem kleinen Landgute. Er nannte es gewöhnlich sein Bethanien; und weil, ich weiß nicht wie, sein Einfall mit dem Namen in der Stadt bekannt wurde, nannte es endlich Jedermann auch so, anfaugs mit witzigen Nebenbemerkungen, zuletzt

auch ohne dergleichen. Man wußte von ihm, daß er ehemals Tuchhändler gewesen. Jetzt ein Mann nahe bei den Sechszigern, schien er der Ruhe zu pflegen.

Er mochte wohlhabend sein, vielleicht mehr als wohlhabend; aber weder er noch die Seinigen verriethen davon viel. Alle Einrichtungen in seinem Hause, auf seinem Gütchen waren geschmackvoll, ohne Prunk, höchst einfach, kostbar gar nicht. Eine auf's Aeußerste getriebene Reinlichkeit ersetzte die Stelle der Pracht. Frau Martha, seine Gemahlin, und Maria, seine Tochter, gingen äußerst sauber, aber so schlicht gekleidet, daß die meisten Dienstmägde in der Stadt mehr Aufwand trieben; und doch gestand Jeder, daß die beiden Frauenzimmer von Bethanien immer so ausgewählt vortheilhaft gekleidet wären, und durch die Sauberkeit all ihres Gewandes so geschmückt, als wenn sie die Kunst des Putztisches besser, denn die reichsten Frauen und Töchter der Stadt verständen. Beständig gingen sie weiß oder grau; die Mutter trug stets ihre Bänder von blauer, die Tochter immer von rosenrother Farbe. Darin sah man nie einen Wechsel.

Eben so erschien Herr Selber gewöhnlich in einem aschgrauen Kleide vom allerfeinsten Tuch; nie ein Stäubchen daran; Alles ungemein reinlich; zierlich vom Kopf bis zur Ferse. Wie man ihn vor sieben Jahren zum ersten Male gesehen hatte, so sah man ihn noch in allen Kleinigkeiten unverändert nach sieben Jahren. Er und seine Kleider schienen fast gar nicht zu altern. Er stand im Verdacht des Geizes.

Denn die strenge Ordnung und Spärlichkeit in den Kleidern galt zu Bethanien auch in allen übrigen Dingen. Martha und Maria besorgten das Meiste der Wirthschaft selbst. Sie hatten dazu einen alten Hausknecht. Aber eine Magd hielt es nie lange bei ihnen aus. Den Grund davon konnte man selten recht erfahren. Die Mägde waren jedesmal froh, wenn sie aus Betha-

nien erlöset waren. Keine klagte über schlechten Lohn, er war anständig; oder über harte Behandlung, sie war vielmehr liebreich, und, wie es viele nannten, sogar süßlich; oder über schlechte Kost, man führte einen guten Tisch; — aber doch ward das Leben in Bethanien allen unerträglich; Herr Selber ein wunderlicher, närrischer Kauz, der oft nicht wußte, was er wollte; Frau Martha, an beiden Augen blind, dazu eine ewige Betschwester; Maria ein gutes Gänschen, aber sehr eigen in ihrem ganzen Wesen. Ungeachtet auf Mägdegeschwätz nicht viel zu bauen ist, konnte doch die übereinstimmende Aussage aller nicht ganz und gar verworfen werden. Und daß die Mägde jedes halbe Jahr den Dienst änderten, sprach nicht vortheilhaft für die Heiligkeit der Familie zu Bethanien.

Auf den Schein der Heiligkeit hielt sie offenbar sehr. Nirgends nahm sie an den Vergnügungen der Weltkinder, auch an den unschuldigsten, Theil; man sah sie in keinem Konzert — doch behauptete man, Maria spiele das Fortepiano trefflich und habe eine angenehme Stimme. Nur in der Charwoche, wenn im Konzert etwa ein Tod Jesu, ein Messias gegeben ward, zeigten sich dabei Vater und Tochter. In der Kirche fehlten sie selten, zum Genuß des Nachtmahls nie. Der Vormittagsprediger, ein alter, rechtgläubiger, eifriger Mann, der nichts als Glauben und Glauben predigte, machte sich oft mit dieser Herrnhuter-Familie zu schaffen; sprach von Sektirern, Heuchlern, Pharisäern, Anabaptisten und dergleichen; zeigte oft im heiligen Zorn beinahe mit Fingern auf den Herrn Selber. Der aber saß so unbefangen, andachtsvoll da, als wenn er nicht wüßte, von wem die Rede wäre. Der Nachmittagsprediger, ein philosophischer Moralprediger, machte es nicht viel besser; eiferte gegen Kopfhängerei, Andächtelei, Schwärmerei, äußerliche Frömmelei, gegen die Gefahren der Absonderungssucht und dergleichen. Die ganze Ge-

meinde schielte nach Herrn Selber hinüber. Aber kein Mensch in der Kirche schien solche Predigten mit größerer Erbauung anzuhören, als gerade er.

Die gesammte Stadt wußte zuletzt sehr gut, wie sie mit dem frommen Herrn und seiner Herrnhuterei daran war. Ein stilles, heiliges, züchtiges Wesen von außen, der liebe Heiland das dritte Wort; aber dahinter Knickerei, Selbstsucht, Lieblosigkeit. Hinter der frommen Demuth ein frommer Hochmuth gegen die Weltkinder; bei aller süßen Leutseligkeit von außen, ein in sich verschlossenes, untheilnehmendes Wesen von innen. — Umgang hatte aus der Stadt eigentlich Niemand mit den Leuten: doch waren sie gar nicht menschenscheu. Man sah sie oft auf Spaziergängen, oder wohin sie sonst Geschäfte halber mußten. Aber bei aller Höflichkeit ließen sie doch Jeden fühlen, daß sie nähere Bekanntschaft meiden möchten. Nur von Zeit zu Zeit wohnten Fremde bei ihnen; allein es versteht sich von selbst, es waren „Brüder im Herrn" oder „Schwestern im Herrn."

Recht aufrichtiges Mitleiden hatte man mit Marien, die zur vollendetsten Herrnhuterin erzogen, und damit der Welt vollkommen geraubt ward. Sie war ein sehr hübsches, ja, was die Sache noch viel schlimmer machte, in manchen Augen ein schönes Mädchen — sie war, und wenn man's auch hie und da nicht Wort haben wollte, offenbar das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, Einige behaupteten sogar, in der ganzen Welt. Es war in ihrer einfachen Art sich zu kleiden, in ihren sittigen Geberden, in der bescheidenen Anmuth ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen kunstlosen Sein etwas unaussprechlich Verführerisches. Niemand, auch nur bei einiger Menschenkenntniß, zweifelte einen Augenblick daran, daß, wäre es Herrn Daniel Selber mit seiner Herrnhuterei und der Besserung der sündigen Welt wahrer Ernst und nicht bloße Heuchelei gewesen, er alle Einwohner der Stadt,

wenigstens die männliche Hälfte, in wenigen Wochen zu „Brüdern im Herrn" und wahren „Heilandskindern" hätte verwandeln können, trotz dem Eifer des orthodoxen Vormittags- und des moralisch-philosophischen Nachmittagspredigers.

Marie mochte etwa siebenzehn Jahre haben. Denn als sie mit ihren Aeltern in Bethanien einzog, sprang sie noch zuweilen sehr unherrnhuterisch durch die Wiesen; mehr als zehn Jahre hatte sie damals gewiß nicht. Jetzt sprang sie nicht mehr, ungeachtet man ihren niedlichen Füßchen wohl ansah, sie wären recht zum Tanzen geboren. Außer der Mutter hatte sie keinen andern weiblichen Umgang, als ein Mädchen, Namens Susanne, ein paar Jahre älter, als sie, sittig und fromm wie sie, gekleidet wie sie, auch mit rosenfarbenem Band wie sie, aber nicht so schön, wie sie, doch hübsch genug. Herr Selber versicherte zwar, Susanne sei eine in ihrer frühesten Kindheit von ihm aufgenommene arme Waise. Aber in der Stadt wußte man sehr gut, daß sie ihn nicht umsonst Vater nannte und Maria Schwester. Man verkannte die Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge mit den Selberschen nicht. Und die Heiligen haben auch ihre schwachen Stunden. Der fromme Sonderling konnte sich durchaus nicht rein brennen.

Die Hausverschönerung.

Zu seinen frommen Eigenschaften gehörte, daß er in der Stadt nie bei Handwerkern arbeiten ließ, die den meisten Ruf hatten, sondern bei solchen, welche die wenigste Kundschaft besaßen oder in Noth waren. Denen bezahlte er denn auch ohne Knauserei. Im Frühjahr 1796 ließ er sein Landhaus zu Bethanien, welches trotz aller Sauberkeit etwas morsch geworden sein mochte, von

unten bis oben ausbessern. Die ganze Stadt wunderte sich über den Aufwand des Mannes. Eine Magd aber, die freiwillig aus dem Dienste lief, ohne das Ende ihrer Zeit abzuwarten, lösete das Räthsel. Die schöne Marie war bestimmt, die Braut eines in einer andern Stadt wohnenden Mitgliedes der Brüdergemeinde zu werden. Dieser Bruder war der Sohn eines reichen Kauzes, der lange Zeit zu Surinam Handel getrieben; er hieß Joseph Wermuth. Die Nachricht war in der That zugleich bitterer Wermuth für alle junge Herren in der Stadt, von denen einige schon auf dem Sprunge standen, der Eitelkeit der Welt zu entsagen, und Herrnhuter zu werden, um in Gesellschaft der schönen Schwester zu beten. Daraus ward nun nichts.

Trotz ihrer Betrübniß verschönerte Herr Daniel Selber sein Bethanien auf alle Weise. Für sein baares Geld freilich bekam er Arbeiter genug; aber Niemand arbeitete gern bei ihm; denn er machte den Leuten wunderliche Zumuthungen aller Art, deren man nicht gewohnt war.

Ein Beispiel erläutert die Sache am besten. Er wollte in einigen Zimmern neue Fußböden legen lassen. Dafür wandte er sich an einen Schreinermeister, der keinen andern Vorzug hatte, als daß er von seinem Handwerk wenig verstand, und daher nie mit Arbeit überladen war. Meister Leonhard kam nach Bethanien, besichtigte und maß die Zimmer. Alle Böden sollten eingelegte Arbeit von Nußbaum- und Weißtannenholz werden. Die Zeichnung dazu hatte Herr Selber mit eigener Hand entworfen.

Nach einigen Tagen kam Meister Leonhard mit dem Kostenanschlag.

„Ich finde ihn sehr billig, Meister," sagte Herr Daniel: „hat Er sich auch nicht zu seinem Schaden verrechnet?"

„Ich glaube doch nicht. Aber . . ."

„Gut, Meister, die Arbeit soll Er haben. Allein, Er nimmt mir's nicht übel, ich habe schon die Erfahrung an Ihm gemacht, Er arbeitet schlecht. Nichts fugt und paßt bei Ihm gehörig."

Der Meister verzog die Miene, und wollte auf das Unangenehme etwas Unangenehmes erwiedern. Allein Herr Selber ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Stelle Er einen oder zwei Gesellen an. Nur gute Arbeit! Ich will Ihm gern etwas mehr zahlen, als Er begehrt."

„Herr Selber, nichts für ungut, Ihr Geld verdiene ich recht gern; aber wenn Sie glauben, daß ich in meiner Sache nicht Verstand und Geschick . . ."

„Nicht doch, lieber Meister; nehme Er Aufrichtigkeit nicht hart auf. Also, Er hat Gesellen?"

„Ja, einen; seit vorgestern. Bloß für diese Arbeit habe ich ihn angenommen."

„Das ist schlimm, Meister Leonhard. Ich wollte, Er hätte ihn erst zur Probe genommen. Denn sieht Er, der Mensch soll Alles hier im Hause unter meinen Augen arbeiten. Nun ist die Frage, ob er seine Sache aus dem Grunde versteht?"

„Das glaub' ich, Herr; der oder keiner versteht's. Der ist durch die ganze Welt gereïset; kann zeichnen, wie ein Maler; rechnen, wie ein Schulmeister. Er heißt nur Salomon Weise; aber der Kerl könnte wohl der weise Salomon unter den Schreinergesellen heißen."

„Vortrefflich, lieber Meister. Aber damit ist nicht Alles gethan. Wer bei mir arbeitet, muß einen stillen, ehrbaren Wandel führen; nicht fluchen, schwören und unnützes Geschwätz treiben. Ich wollte, Er hätte seinen Salomon Weise nur auf die Probe genommen. Hör' Er mich mit Geduld an, lieber Meister. Zürnen ist unchristlich!"

Meister Leonhard zerriß beinahe vor Zorn seine Mütze, die

er zwischen den Händen hielt. „Herr, ich bin Meister, und muß wissen wer mein Gesell ist, und ob er mir taugt!“

„Gut, lieber Meister; da ich aber für das, was ich fordere, bezahlen will, so thut Er mir schon die Gefälligkeit, und achtet auch ein wenig auf meine Wünsche. Ich mache ihm folgenden Akkord. Er schickt mir seinen Gesellen. Gefällt er mir, gut; wo nicht, so zahle ich den Lohn für so viel Zeit aus, als er zu fordern hat, und man läßt ihn ziehen. Wir suchen uns einen andern, der mir anständiger ist.“

Meister Leonhard machte ein ärgerliches Gesicht, sagte kurzweg: er wolle sich darüber noch besinnen, und ging davon. Sein Meisterstolz war durch die seltsamen Bedingungen auf's tiefste gekränkt. „Lieber Wasser und Brod daheim,“ brummte er, indem er durch die hohe Pappelallee des Gartens ging, „als bei solchem Heilandsbruder Braten verdienen. Der bringt neue Moden auf, und will uns Meistern die Gesellen verdingen und anstellen. Was? Und bei mir fuge und passe nichts? Was versteht er darunter? Habe ich trockenes Holz, arbeit' ich trotz dem Besten! Das muß mir der alte Narr nicht sagen.“

So zankte Meister Leonhard, bis er zu Hause kam. Da schimpfte er auf die Sektirer und Herrnhuter ärger noch als der orthodoxe Vormittagsprediger; ging aber nie mit der Sprache hervor, warum er eigentlich so aufgebracht sei. Inzwischen wollte er doch auch den guten Verdienst im Selberschen Hause nicht verlieren, ließ Fünf gerade sein, und befahl seinem Gesellen, in das Herrnhuterhaus zu gehen. Alles Werkgeschirr und Holz ward hingeführt.

Man sieht schon aus diesem Beispiel, warum Herr Daniel Selber wenig Freunde, selbst bei den Handwerksleuten, hatte. Die Einen ärgerten sich über ihn, weil er nicht bei ihnen arbeiten ließ; die Andern, weil sie bei ihm arbeiten mußten.

Herrnhutischer Geist.

Darin hatte Meister Leonhard Recht, sein Gesell Salomon Weise hätte verdient, der weise Salomon zu heißen. Denn binnen acht Tagen hatte er Herrn Selbers volle Gunst erobert, insofern ein solches Weltkind der Gunst eines solchen Heiligen fähig war. Unverdrossen arbeitete der junge Mensch vom Morgen bis zum Abend, bewies viel Geschicklichkeit, und schwor nicht, fluchte nicht, trieb kein unnützes Geschwätz, sondern — redete fast kein Wort, ausgenommen wenn er gefragt ward. Er schien sogar recht geflissentlich zu meiden, mit Herrn Selber in's Gespräch zu kommen. Hatte er Feierabend, so pflegte er noch — dazu hatte er sich Erlaubniß gebeten — in der schönen großen Gartenanlage zu lustwandeln zwischen den blühenden ausländischen Bäumen und Gesträuchen. Sorgfältig wich er selbst da aus, Jemand zu begegnen. Er schien ein stiller, sehr in sich verschlossener Jüngling zu sein und gute Erziehung genossen zu haben. Immer betrug er sich mit vielem Anstand und einnehmender Bescheidenheit. Auch sprach sein Aeußeres vortheilhaft für ihn; es war in der Haltung seiner schlanken Gestalt etwas Edles, in seinem Mienenspiel etwas Seelenvolles. Das lichtbraune Haar, wie es sich wild um seinen Kopf kräuselte, stand ihm recht gut an, und in seinen lebhaften, glänzenden Augen lag etwas so wunderbar Sicheres, Klares, Durchdringendes, daß man ihm nicht, ohne eine Art Ehrfucht zu fühlen, hinein sah. Er mochte ein Alter von fünfundzwanzig Jahren haben.

Herr Selber bewies ihm bei vielen Gelegenheiten Wohlwollen. Der Schreinergesell erwiederte immer mit kalter Höflichkeit, und ward, durch alle Aeußerungen der Güte gegen ihn, nicht zuthunlicher. Herr Selber stand oft Stunden lang bei ihm an der Hobelbank, und sah seiner Arbeit zu; aber es kostete

Mühe, dem Burschen mehr als ein trockenes Ja oder Nein abzugewinnen. Gerade das war's, was Herrn Selber anzog und für den jungen Menschen gewann, den irgend ein Kummer zu drücken schien — vielleicht Geldnoth.

Eines Abends, da Herr Selber durch die Irrgänge des Gartens lustwandelte, fand er den einsamen Salomon mit thränenfeuchten Augen unweit des Wohnhauses, im Gebüsch auf einem Ruhebänkchen; in der einen Hand ein halboffenes Buch, in der andern ein Schnupftuch. Die Töne des Fortepiano's klangen von oben herab durch ein offenes Fenster in die Stille des Gartens.

„Warum so traurig, mein Freund?" fragte Herr Selber den Schreiner, welcher das Buch verbergen wollte. „Er ist wohl nicht ganz glücklich?"

„Wer sagt Ihnen das?" erwiederte Salomon finster und mit verdrießlichem Tone. „Ich bin sehr glücklich, und eben jetzt am meisten." Er sagte das auf eine Art, die zu fühlen gab, wie unangenehm ihm die Störung sei.

„Glücklich? Aber Seine nassen Augen, mein Freund, scheinen etwas Anderes zu sagen. Hat vielleicht das Buch —"

— Ganz und gar nicht.

„Darf ich's sehen?"

— Warum nicht? Ich fand es im Hause meines Meisters, und nahm es für die Langeweile. Es ist Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi. Ich kannte es längst schon dem Namen nach.

„Möge der Herr das heilige Wort an Seiner Seele segnen! Lieber Freund, Herz gegen Herz! Bewegte nicht in diesem Augenblicke Etwas Göttliches Sein Gemüth?

— Warum sollte ich's Ihnen verhehlen? Ja. Ich war in den Himmeln Gottes. Aber nicht durch dies Buch ward ich er-

hoben, sondern durch die Heiligkeit des Abends, die mich umgibt, und durch die Saitenklänge, die mir so wohl thun. Musik ist immer ein Seelenwein. Ich gedachte meiner längst verstorbenen Mutter, und es überwältigte mich Sehnsucht nach meinem entfernten Vater. Ich freute mich meines Lebens und meines Todes, meiner Auflösung in Gott und des Einswerdens mit ihm und allen meinen Geliebten. Sie sehen, ich spreche noch im Rausch. Sie verstehen mich doch nicht.

„Wohl verstehe ich Ihn. Doch möchte ich eine Frage thun. Von welcher Religion ist Er, mein Freund?"

— Ich gehöre zum evangelischen Glaubensbekenntniß; und das ist nicht meine Religion, sondern das äußerliche Kleid meines innern Glaubens.

„Und, mein Freund, dieser innere Glaube?"

— Das ist das Unaussprechliche, wodurch ich eins bin mit der Gottheit und Allem was göttlich ist. Könnte ich's ganz aussprechen, so wäre es nicht mehr mein Inneres, sondern nur wieder ein Kleid des Innern. Die innere Religion, Herr Selber, ist die Gemeinschaft meines Ichs mit Gott, ist das Athemholen meiner Seele. Ich kann Ihnen wohl meinen Leib, den Schleier des Geistes, zeigen, aber nicht mich selbst. So sehen wir auch Gott nicht, sondern nur sein Gewand, das Herrliche, worin er vor uns schwebt, worin wir ihn erfassen. Aber brechen wir davon ab.

„Nein, mein Freund!" rief Herr Selber erstaunt, setzte sich zu dem Schreiner auf die Bank und ergriff mit Herzlichkeit dessen Hand. „Warum aufhören, da wir vom Besten anfangen? Sprechen wir nicht vom Höchsten und Schönsten, was die Menschheit hat? Ich weiß Sein Wort, Sein offenes Vertrauen zu würdigen. Brech' Er nicht ab. Reden wir noch vom Herrn. Er sagte mir etwas Dunkles. Was soll das Gewand Gottes sein, worin wir ihn erfassen?"

— Herr, wir sehen Gott, wie wir Menschen sehen; er ist unsern Augen und Ohren offenbar, wie ein Mensch dem andern. Unser Gott ist ein lebendiger, sichtbarer Gott, wie ein lebendiger Mensch dem andern erscheint. Aber der innere unsichtbare Mensch wird nicht mit den Sinnen erkannt, sondern nur seine Hülle, der Leib; und der unsichtbare Gott schwebt hinter seiner Hülle, in der er sich uns kund thut, das ist die Natur. Diese ist sein Leib. Aber spreche ich mit dem Menschen, so ist's meine Seele, die zur Seele redet; ich rede nicht zum Leibe, so wenig als zu einem Felsen. Denn aller Leib an sich ist todt. Eben so rede ich nicht zur sichtbaren Natur, sondern zum Unsichtbaren, zum Allerheiligsten dahinter.

„Mein Bruder!" rief Herr Selber: „Ja, du bist's! — Aber sage mir: ist dir der gar nichts, der uns die Majestät Gottes und unserer eigenen unsterblichen Seele geoffenbart hat? Warum schweigst du von Jesu?"

Ich rede ja immerdar von ihm, indem ich durch ihn und mit ihm rede. Meine Ansichten, habe ich sie nicht von ihm? — Ich gedenke sein mit heiliger Ehrfurcht. Doch nenne ich den König lieber, als den Gesandten; den, zu dem ich durch ihn geführt ward, lieber als den Mittler.

„Aber, lieber Bruder, sind wir nicht Alles durch ihn?"

— Alles durch Gott.

„War Gott nicht in ihm geoffenbaret?"

— Wie in Allem.

„Ist er nicht unser Haupt?"

— Gott, der auch Christi Haupt ist, den Christus auch Vater nennt.

„Sind Vater und Sohn nicht eins?"

— Allerdings. Darum bin ich auch eins mit Gott.

„O mein Bruder! Du schwebst auf einer unnatürlichen Höhe, in der du dich nicht erhalten kannst.“

— Jedem Vogel wächst sein Fittig. Er fliegt nicht weiter, als ihm wohl ist.

„Ich dachte einst auch, wie du. Meine Sehnsucht zum Höchsten riß mich über mich selbst hinaus. Aber ich fühlte, daß ich unnatürlich und mir selbst zum Widerspruch ward.“

— So lange wir in der Wahrheit sind, begegnet uns kein Widerspruch in ihr.

„Mein Bruder, es gibt zweierlei Wahrheit, die der Erkenntniß und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntniß ist die philosophische; die des Seins die christliche. Erkenntniß aber ist nur ein Theil des Seins und Lebens; philosophische Weisheit nur ein Theil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit aber umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. — — Der Mensch hienieden ist nicht bloß ein Anschauendes, ein Erkennendes, er ist ein vielartiges Leben; das Centrum seines Lebens das Gemüth. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte insgesammt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntniß und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke und die Lust. — Wahrheit ist in jedem Einzelnen von diesem, aber das Leben ist in aller Gesammtheit: Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von Allem. — Du, mein Bruder, hast freilich die Wahrheit, aber auch nur sie allein; darum bist du in einer unnatürlichen Stellung, weil du nur in einem Theile von dir da bist. Auch ich war einst wie du, bis Jesus mein Arzt und Heiland ward. Da sank ich in seine Arme, kraftlos und nur in ihm genesend und selig. Ich hatte vorher, wie du, die Wahrheit der Erkenntniß, und war in allem meinem Uebrigen todt.

Nun aber genas ich in Christo zu meinem ganzen, vollen Leben; nun kamen Erkenntniß und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtnißkraft, nun das Erste und Letzte, das Höchste und Tiefste in mir zum Wohllaut und Einklang. Vorher dachte ich, und philosophirte ich, wie du; nun lebe ich. Vorher hatte ich die Wahrheit der Erkenntniß, nun die Religion. — — Hast du vorhin nicht selbst gesagt, die innere Religion sei das Athemholen der Seele? Siehe, das ist sie. Nun ist Christus mein Leben; nicht bloß durch die Offenbarungen, die er meiner Erkenntniß mittheilte; nicht bloß durch die Heiligkeit der Lehre, die er meinem Willen gab; nicht bloß durch die Seligkeit, die er mit den Ahnungen eines Künftigen meinem Gefühl mittheilte — nein, Bruder, dadurch, daß er mir in Allem Alles verlieh; daß er mich, der nur in einzelnen Theilen meines Selbstes lebte, vom Tod erweckte und zum vollen Leben in meinem Gesammtwesen brachte; daß er mich mit sich und der Gottheit gleichsam in Eins auflösete und verschmolz. Nun ward mir erst Licht über seine Worte, und über mich selbst. Vorher verstand ich sie nur mit einem Theile meines Ichs, mit dem Verstande allein; nun verstand ich sie in meiner ganzen Natur; uun fand ich einen sichtbaren Uebergang der Welt in das Reich Gottes. Und je mehr ich in diesem Leben auflebe, je heller und schöner wird mir das All. Nur das Einzelnleben in einer einzigen Kraft unsers Ichs bringt Widerspruch hervor und ist Krankheit, Tod, Sünde. So, wer nur vorzüglich in der Sinnlichkeit sein Heil sucht; so, wer seine Ruhe nur in Erkenntniß und im Wissen allein sucht. Aber durch Jesum verschmelzen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leib und Geist in ein unzertrennliches Eins; und Alles ist mit und durch einander da, nicht wider einander. Das Geistige verklärt mein Irdisches; das Irdische ist die goldene

Schaale der geistigen Perle. Indem alle Widersprüche in mir aufhören, hören in mir alle Pflichten auf. Es gibt dann kein Sollen mehr in mir, sondern nur ein seliges Wollen. Wer in Jesu lebt, hat keine Pflicht mehr, sondern nur Liebe, durch die er Alles ist und zu Allem mächtig. Ach, mein Bruder, wären wir da! Da ist Vollendung der Menschheit!"

Herr Selber sprach mit großer Bewegtheit. Sein Angesicht schien von einem Lichte zu glänzen. Er lächelte sanft auf Salomon, und stand auf. „Mein Bruder, ich weiß nicht, ob du mich verstanden hast, doch nicht bloß mit dem Verstande. Möge der Geist des Herrn dich durchdringen. Ich will ihn darum anflehen. Ich küsse dich mit dem Kusse des Friedens." Er küßte ihn auf die Stirn und begab sich hinweg. Es ward schon dunkel. Die Sterne zitterten in der von überhangenden Zweigen finstern Laube. Von oben her tönten Silberklänge der Saiten durch die Gebüsche, wie Töne des Himmels. Salomon war in einer der heiligsten Stimmungen. Er ging tiefer in die Irrgänge von Bethanien. Wo es am dunkelsten war, kniete er hin, legte sein Antlitz betend in das kühle, bethaute Gras. In den Abendthau flossen seine Thränen.

Fortsetzung des Gesprächs.

Als Salomon folgendes Morgens zur Arbeit nach Bethanien ging, und die hohen italienischen Pappeln in der Ferne sah, die wie eine grüne Mauer den Garten und das Landhaus von der übrigen Welt trennten, näherte er sich mit ganz andern Empfindungen, denn ehemals. Das gestrige Gespräch hatte ihm großes Nachdenken verursacht; er hatte sich die Hauptsätze von Selbers Reden noch den gleichen Abend aufgeschrieben; er hatte sie

am Morgen beim Erwachen wieder gelesen. Es lag darin etwas, das ihm vorher nie in die Seele gekommen. Je öfter und besonnener er las, je deutlicher ward ihm der große Sinn. Es klang wohl wie Schwärmerei, wie mystisches Träumen, aber es war eine Auslegung der Schrift, eine Darstellung vom Mangel in der menschlichen Schulweisheit, wie sie ihm nie begegnet war. Ihm fielen manche Worte Jesu und seiner Jünger ein, die ihm nun wie im vollen Lichte zu leuchten schienen, während er sie sonst wie halbe Räthsel betrachtete, unverständlich durch ihr Alterthum. — Religion war ihm von jeher ein heiliges Gut gewesen.

Bei dem allem konnte er sich nicht eines gewissen Mißtrauens gegen sich selbst erwehren, weil er vorher immer mit Vorurtheilen gegen die Herrnhuter erfüllt war. Er wußte, daß Herr Daniel Selber zu dieser Sekte gehörte, und wußte, wie unvortheilhaft im Ganzen die Stadt über den Mann urtheilte. Daher war gekommen, daß er, voll natürlichen Ekels gegen alles Andächteln, Frömmeln und Heucheln, sich niemals mit Herrn Selber in's Gespräch hatte verflechten lassen wollen. Nun aber erschien ihm dieser Mann ganz anders. Er erblickte in ihm einen Menschen voll tiefer Religiosität, dem, wie er nun einmal war, bei gewöhnlichen Menschen nicht wohl sein konnte. Er verzieh ihm die herrnhuterische Absonderungssucht, und dachte: wohl dem, der ganz sich selbst leben kann.

Wie Salomon durch die hohe Gartenthür in die saubern, breiten Wege zwischen den grünen Rasenbeeten und blühenden Baumgruppen in Bethanien eintrat, ward ihm, als träte er in das Heiligthum eines einsiedlerischen Weisen, der von der Welt nicht verstanden wird, und ihr daher gern aus dem Wege geht. Zwar schon immer heimelten ihn diese stillen Schattengänge, diese freundlichen Ordnungen, diese Sauberkeit und anmuthige

Einfalt der Dinge an, die zu Bethanien gehörten. Aber doch hatte er bis dahin nichts Anderes darin erblickt, als eine den Herrnhutern eigenthümliche Weise; als äußerlichen, gefälligen Schein, demüthiges Prunken mit Einfachheit, Vorspiegelung innerer Reinheit durch äußerliche Reinlichkeit. Jetzt glaubte er auch dies zufällige Außenwesen besser zu verstehen, und ehrte es als Wirkung eines Geistes, der die Harmonie seines Innern über Alles verbreitet, was zu ihm gehört.

Er ging in die Werkstätte zur Hobelbank. Er sah Herrn Selber den ganzen Tag nicht. Salomon wünschte dem merkwürdigen Mann näher zu kommen.

Als er in der Feierstunde fortging, suchte er noch den Platz des gestrigen Abends auf. Der war ihm lieb geworden. Des Fortepiano's Saiten klangen wieder leise durch die Bäume nieder, und auf dem Bänkchen, zu dem er wollte, saß schon Herr Selber.

Dieser stand mit freundlichem Lächeln auf, reichte ihm zum Gruße die Hand und sagte: „Es hätte mir leid gethan, wenn ich dich vergebens erwartet haben würde, mein Bruder. Ich hätte glauben müssen, was wir gestern sprachen, habe dich leer und kalt gelassen.“

— Nein, erwiederte Salomon: vielmehr den ganzen Tag hatte ich Sehnsucht, Ihnen für den gestrigen Abend zu danken. Doch fürchte ich, es wird schwer sein, Ihre Ansicht der Religion in das Wirkliche überzupflanzen. Es wird schwer sein, den Einklang alles Irdischen und Geistigen in sich herzustellen. Der Eine bleibt mehr im Erkennen, der Andere mehr im Gefühl behangen; hier hat die Sinnlichkeit das Uebergewicht, dort der nach Vollendung strebende, weltverachtende Geist.

„Du willst sagen, mein Bruder,“ erwiederte Herr Selber, „es sei schwer von einer Krankheit zu genesen. Fürchte dich

nicht. Wir vermögen Alles durch Jesum. Er gibt uns die unser ganzes Wesen durchdringende Arznei; und hat sie uns ganz durchdrungen, dann sind wir geheilt. Dies ist aber die Liebe, in der er gestorben ist für uns. Darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst, Gott über Alles. Du sollst aber Gott lieben nicht bloß in deinen Gefühlen, auch nicht bloß in deinen ehrfurchtsvollen Erkenntnissen, sondern von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, in allen deinen Kräften. Lerne lieben, leben in Liebe, leiden in Liebe, aufopfern in Liebe, sterben in Liebe. Siehe, dann bist du im Seelenumgange mit dem Heilande, dann in seiner Nähe. Es ist wahr, du kannst auch Gutes thun ohne Religion, aus bloß tugendhaften Grundsätzen; aber die Stürme der Sinnlichkeit stürzen die festesten Grundsätze der Vernunft. Hast du es nie erfahren? Zwar du kannst gut sein durch natürliches Temperament, durch dein weichgeschaffenes Herz; aber eben dieses kann oft von Trugschlüssen des Verstandes geblendet werden. Hast du es nie erfahren? Du mußt lieben und gut sein durch dein ganzes Wesen, weil du nicht anders kannst, weil du eins bist mit Gott. Irren kannst du auch dann noch, aber böse sein nicht mehr. — Willst du aber diese Jesusliebe, diese Arznei: so verläugne die Welt und nimm dein Kreuz auf dich, folge ihm nach. Weißt du aber, wie man der Welt entsagt und sich von ihr losreißt? — Es geschieht darin, daß man nicht ihr, sondern sich selber gehört. Man gehört aber sich selber, wenn man durchaus wahr ist, und nicht besser, nicht schlechter scheinen will, der Welt zu gefallen, als man wirklich ist. Fürchte Gott und scheue Niemanden. Sei wahrhaft in Wort und That, dann bist du nicht mehr von der Welt verschlungen und beherrscht, dann bist du du selbst. Dann hörst du auf, glänzen zu wollen und Flitter zu borgen, die dir nicht gehören; dann wirst du wandeln in Einfalt und Demuth,

verkannt von den Leuten und doch ohne Furcht vor Menschen. Zwar immer werden wir bei allem Ringen und Streben unsere Unvollkommenheit empfinden; immer werden sich die alten Schmerzen und Lüsternheiten unserer Krankheit wieder regen; aber wir kennen unsern Arzt und sein Erbarmen; es thut uns wohl, bei allem Gefühl unserer Elendigkeit, auf seine Liebe hoffen zu dürfen. Gerade unsere Schmerzen machen uns den Heiland und Arzt werthvoller; es ist selbst im Wahrnehmen unserer Armensünderschaft etwas Seliges."

Salomon drückte mit Herzlichkeit die Hand des frommen Daniel und sprach: „Bis hieher hörte ich Sie mit Vergnügen an. Aber verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, jetzt mischt sich in die Erhabenheit Ihrer Vorstellungen doch etwas von herrnhutischem Sauerteig. Das Süßliche, Spielende, Bildliche verdrängt das Reine, Klare, Hohe und gibt uns Schattenwerk, statt des Wesens. Ich glaube, Sie, Herr Selber, bedürfen dessen nicht; ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen. Aber vielleicht ist Ihnen das Bildliche bedeutungsvoller durch daran hängende Nebenvorstellungen, die ich noch nicht daran knüpfen lernte; vielleicht übt auch nur Gewohnheit und Umgang mit Ihrer religiösen Brüderschaft ein Recht an Ihnen aus; immer aber leitet das Spielen mit Bildern zu weit seitwärts ab in das Feld unfruchtbarer Phantasie und Empfindelei. Es stört den Einklang der gesammten Gemüthskräfte, den Sie selbst wollen, und die prüfende, ruhige Vernunft steht wie eine verstoßene Waise dabei."

Der fromme Mann schwieg, und sah lange vor sich hin. Endlich sprach er kaum hörbar leise: „Es ist wohl möglich!"

Salomon fürchtete sehr, ihn beleidigt zu haben; er setzte im Allgemeinen zum Lobe der herrnhutischen Verbrüderungen einige Worte hinzu.

„Nein, mein Freund,“ sagte Herr Selber, „du hast mich nicht beleidigt, weil du sprachst, was in dir wahr ist. Ob du in der That vortheilhaft von dem herrnhutischen Leben denkst, weiß ich nicht; daß du aber keine andere als diese Lebensweise ergreifen könntest, wenn du von dem, was ich bisher und gestern gesprochen, ergriffen und wahrhaft überzeugt bist, daran zweifle ich kaum.“

— Führten Jesus auf Erden und seine ersten Jünger dies Leben? Sonderten sie sich von der Welt ab?

„Ja, weil ihr ganzes Inneres anders als die Welt war. Daher wurden sie von der Welt nicht erkannt, sondern verfolgt.“

— Ihr Gedanke freilich war nicht der Gedanke der Welt. Aber sie stifteten darum nicht eigene Gebräuche und Feste; sie blieben darum nicht unter sich, und von andern abgeschieden. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern am liebsten; und die Apostel trennten sich, um in alle Welt zu wandern und die Völker zu belehren.

„Ich gebe dir Beifall, mein Bruder. Nach Jesu Tod aber wohnten die Jünger beisammen. Dann reiseten sie von einander, um neue Gemeinden verbrüderter Christen zu stiften. So entstand die erste Kirche im Urchristenthum.“

— Aber, Herr Selber, bald ging die Religion in der Kirche unter, und das innere Leben, der Glaube ward von den äußern Gebräuchen verrätherisch erdrückt.

„Nicht alle erkrankten, die den Namen Christi führten. Immer regte sich die heilige Sehnsucht nach dem Höchsten und Wahrsten, und Jesus ward wieder lebendig in vielen Todten. So entstanden neue Kirchen, neue Gemeinden. So auch unsere Brüdergemeinde. Viele Heerden und *ein* Hirt Aller; viele Laufbahnen, *ein* Ziel.“

— Ich bin ein *Christ*, Herr Selber; aber mir thut oft

weh, Bekenner einer abgeschlossenen Kirche sein zu müssen. Und wenn ich öffentlicher Zucht willen die Kirche noch liebe, thut mir weh, in der Kirche wieder ein Kirchlein, in der Glaubenspartei wieder die Sekte zu sehen. Könnten Sie nicht Bekenner Jesu sein, ohne Herrnhuter zu heißen? Was hat mit dem Glauben an den Sohn Gottes eure äußerliche Absonderung, eure halb klösterliche Gemeinordnung zu schaffen? Ach, Herr Selber, wandelten heut' Christus und die Apostel durch die Länder der Christen, in welcher Kirche oder in welchem Glaubensbekenntniß würden sich die Heiligen wieder erkennen? Zu welchen würde der Herr mit besonderer Vorliebe sprechen: ihr seid meine Auserwählten! Petrus, der Jünger, würde er nicht noch einmal sagen: in den katholischen und lutherischen Tempeln, in den nackten Kirchen der Reformirten, in den Erbauungssälen der Brüdergemeinden — überall, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm!

Leise antwortete der fromme Mann: „Ich glaube, so würde er." Nach einigem Bedenken sagte er zu Salomon: „Die Form ist hinfällig; der Glaube ewig. Aber das Irdische ist die Krücke des Geistigen, so lange dieses einer Krücke bedarf. Wie der Mensch, so ist sein Alles, auch sein Religiöses, aus Sterblichem und Unsterblichem zusammengebaut. Der schaffende Geist wirkt von innen nach außen, und verwandelt die Welt, so weit er mag, sich selber zum Ebenbild. Da entsteht die Form von selbst, wie die wunderbare Korallenverzweigung um die darin lebende Kraft der Thierpflanze. Die ganze Natur ist die Form, in welcher sich der Geist Gottes ausspricht."

Salomon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Nun denn," fuhr Herr Selber fort, „so gestattet dem Geiste jeder Glaubensgemeinde seine Kirche, und tadelt es den evangelischen Brüdern nicht, daß sie Menschen sind und des

Menschlichen bedürfen, wie ihr Andern, zu ihrer Erbauung und Erhebung. Die Erfahrung lehrt es uns täglich, daß die Form wohlthuend auf den Geist zurückwirke; daß, wenn das Höhere in uns erschlaffen will, das Niedere, das Sinnliche, das Irdische seine beste Stütze wird. Das stille Bedürfniß frommer Seelen mit dem Heiland des Lebens ist's, was uns eigentlich zur Gemeinde Jesu macht; nicht unser Betsaal, nicht die stille Andachtsfeier, nicht das Brüder- und Schwesternhaus, nicht unsere Begehung des Liebesmahls, nicht der Schmuck unsers Todtengartens, nicht die äußere Ehrbarkeit und Einfalt des häuslichen Wandels, nicht der Bruder- und Schwestername, mit welchem wir einander grüßen, nicht der Bruder- und Schwesterkuß, mit welchem wir den Neuankommenden feierlich in unsere Gemeinschaft aufnehmen."

Salomon nickte abermals stillen Beifall.

„Aber läugnen wir denn auch nicht, der Geist bedarf der irdischen Hilfsmittel zur Erfrischung eines ermattenden Willens, zur Belebung ersterbender Gefühle, zur Erhebung des ganzen sinkenden Gemüths. Raube der Lilie nicht die Erde, worin sie wurzelt, damit sie ihre klare Blume heben und aufschließen könne! — Läugnen wir nicht, daß wir zum Schutz unsers innern Heiligthums ein starkes Bollwerk gegen den zerstörenden Sturm der Welt draußen nöthig haben. So mahnt die zärtliche Benennung, in der wir uns als Brüder und Schwestern empfangen, an die ewige Liebe, welche alle Seelen unter sich und mit dem Herrn vereinen soll. So mahnt die stille Würde und Ruhe, welche unserm Betragen vorgeschrieben ist, an die ewige Sabbathsstille unsers Herzens, und wehret selbst den Ausbrüchen der Leidenschaften und damit ihrem Wachsthum. So mahnet äußere Einfalt und Reinlichkeit an die innere Reinheit des Gemüths und dessen Adel, welchen wir nicht beflecken dürfen. Ein

veredelter Geist veredelt seine Sinne und alle irdische Umgebung. Er scheut die Hoffart des Glanzes, aber liebt die gefälligen, ihm entsprechenden Formen, den lieblichen Anstand, die Bedeutsamkeit seiner Schöpfungen. Er macht, was an sich Staub ist, göttlicher, weil er Alles zum Sinnbild seiner selbst macht."

Salomon rief: O wäre dieser Geist in Allen, die zur Brüderunität gehören! Ist er's?

„Ich zweifle fast daran!" antwortete Herr Selber. „Aber ist auch mein Gedanke vielleicht nur der Gedanke Einiger, ist doch, was in meinem Gemüth liegt, das Leben und Eigenthum der Meisten. Und die da krank sind: in unserer Ordnung und Zucht finden sie das beste Krankenbett, die sichere Arznei. Viel liegt am Erdreich, ob die Pflanze gedeihe; viel an der Erziehung, was der Mensch werde."

— So ist denn die Brüdergemeinde eigentlich als ein religiöses Krankenhaus zu betrachten! sagte Salomon: und die äußere Zucht und die äußere Sittsamkeit der Geberden nur wie ein Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten zu betrachten?

„Lieber Salomon, kannst du von irgend einer Kirche und ihren Einrichtungen etwas Schöneres sagen? Ich glaube gern, auch unter uns mögen sein, die von außen Reinlichkeit ohne innere Reinheit haben. Doch verdamme nicht um Einiger willen Alle. Diese Stellung, welche wir gegen die Welt annehmen, und daß wir mehr im Gemüth leben, als im Getümmel, mehr in der Nähe des Heilandes, als in den wilden Lustbarkeiten, die der Sinnlichkeit gar leicht ein Uebergewicht gegen den Geist geben; daß wir den Muth haben, unter den Stolzen bescheiden, unter den Ueppigen sittsam, unter den Gleisnern wahrhaft, unter den Spöttern Jesusbekenner, unter den Verfolgern liebend zu sein; daß wir die Redlichkeit haben, von denen, mit welchen

wir in engerer Berührung stehen, zu fordern, sie sollen das Heilige heilig lassen — dies alles entfremdet die Welt von uns, und uns von der Welt; macht uns zum Gegenstand des Spottes oder Hasses. Wir gewinnen aber dabei. Denn je mehr wir verkannt werden, je inbrünstiger wird unsere Sehnsucht zum Heiland, je flammender unser inneres Leben in Gott."

Das Gespräch der Beiden dauerte bis in die Dunkelheit der Nacht. Die Seelen beider Männer wurden immer enger und enger an einander gezogen. Selbers hoher, heiliger Sinn entzückte den gefühlvollen Salomon; und Selber wieder bewunderte an diesem den hellen, richtigen Blick; die für einen Handwerksburschen ungewöhnliche Bildung und Kenntniß; bewunderte den Ausdruck, die Kraft und Selbstständigkeit neben so feinem Anstand in Allem, was er sprach und that.

Kalte Trennung.

Mit jedem Tage ging Salomon freudiger zu seiner Arbeit nach Bethanien. Mit der steigenden Hochachtung für Herrn Selber verschönerte sich Alles, was er da sah und hörte. Zwar sein Arbeitszimmer war abgelegen, in einem Flügel des Landhauses; außer dem alten Knecht und einer Magd, die ihm das Essen und Trinken zubrachten, kam den Tag über Niemand zu ihm, wenn nicht Herr Selber. Durch's Fenster sah er zuweilen die beiden jungen Frauenzimmer, wenn sie im Garten schwesterlich zwischen den Gebüschen wandelten, oder ihre blinde Mutter begleiteten und führten.

Herr Selber ward gegen seinen neuen Hausgenossen mit jedem Tage herzlicher. Er bat ihn endlich, da sie eines Abends wieder auf dem Bänkchen beisammen saßen, ihn auch des Sonntags

zu besuchen; und gerade der folgende Tag war ein Sonntag. Er lud ihn ein, bei ihm und im Kreise seiner Familie zu essen. „Meine Töchter, wie meine Frau, wünschen dich kennen zu lernen, mein Bruder. Ich habe ihnen viel von dir und unsern Unterhaltungen erzählt.“ Salomon dankte für so viel Güte, aber lehnte die Einladung ab, war auch durch kein Zureden zu bewegen. Herr Selber konnte nicht begreifen, warum Salomon die wohlgemeinte Bitte um solche Kleinigkeit so beharrlich versagte. Doch drang er nicht weiter in ihn; mochte sich aber kaum der Vermuthung erwehren, Salomon habe eine geheime und tiefe Abneigung gegen nähere Verbindungen mit einer Familie, die sich streng in allen Formen des herrnhutischen Wesens bewege. Zu diesem Verdacht gab Salomon selbst Anlaß, als er im weitern Gespräch sich darüber mit einiger Härte äußerte.

Es war nämlich Herr Selber der Meinung, daß, je bestimmter eine kirchliche Form sei, je bestimmter und reiner bleibe darin der lebendige Geist derselben in seiner ersten Einfalt und Kraft. Je mehr Freiheit, um so mehr Entartung und Verwilderung, Zwietracht und Vergänglichkeit. „In jeder Kleinigkeit des häuslichen Lebens,“ sagte er, „in jeder Geberde, in jedem Wort, sogar, wäre es möglich, in jedem Gedanken, muß sich das Heilige mit dem Irdischen vermählen, muß unsere Andacht leben. Alles, alles muß ein Zeuge werden unserer Liebe zum Heilande, ein Zeichen unserer Jüngerschaft, ein Beweis unsers Strebens nach der Jesusähnlichkeit. Es spotte doch immerhin die Welt, daß der Heiland unser Eins und Alles ist; daß wir in ihm den unmittelbaren Vorsteher unserer Gemeinde erkennen: daß wir ihn gern und ohne falsche Scham nennen; daß wir unser ganzes Gemüth ihm durch die trautesten Benennungen immer enger befreunden. Wir aber fühlen, so und nicht anders kann es sein, wenn unser inneres, höheres Leben fröhlich gedeihen soll. In

der unaufhörlichen Nähe des göttlichen Freundes erröthet die Seele bei jeder Befleckung von einem unreinen Gedanken."

Da nahm Salomon Herrn Selbers Hand, und drückte dieselbe mit frommer Innigkeit an sein Herz und sprach: „Ich liebe, ich verehre Sie, mein theurer, ehrwürdiger Herr. Wenige Menschen haben mir durch ihren tugendhaften, schönen Sinn so viele Hochachtung eingeflößt, wie Sie. Nennen Sie mich getrost Bruder, denn ich bin's im Geiste. Es ist in mir nichts anders, als in Ihnen. Ich bin nicht, ich war nie wider die Zinzendorfische Lehre; nie gegen das Wesen der evangelischen Verbrüderung. Aber eben ihre Form widersteht mir, weil sie verderblich ist und wider Christi Geist und Gottes Stiftungen."

Herr Selber sah ernst zu dem Jüngling auf.

„Ich war," fuhr dieser fort, — „ich war zu Neuwied im Betsaale, ich weinte Thränen der Rührung unter dem sanften Gesange der Gemeinde; ich ward entzückt durch des Vorstehers milde Rede an das Herz seiner Brüder und Schwestern. Ich empfand auch die Nähe Gottes in den Tempeln der römisch-katholischen Kirche, und verließ keine Messe ohne tiefbewegtes Gemüth. Ich kniete fast täglich zu Smirna in den Moscheen der Rechtgläubigen mit Inbrunst des Gebets. In den Synagogen der Israeliten umgab mich das ganze Heiligthum der alten Welt, da Gott sich den Vätern durch Moses offenbarte. Ueberall, wohin ich auf meiner Wanderschaft kam, war mir der Tempel das Anziehendste. Wo Betende vor Gottes Angesicht lagen, sah ich meine Brüder, und ich betete mit ihnen zum gemeinschaftlichen Allvater. So betete Christus in den Synagogen, so lehrte Paulus am Altar zu Athen. Die Sprache, die Kleidung, das Zeremoniel, die Kirchenordnung der Leute war Nebensache, Menschliches, Hülfe. Was Gott duldet, soll der Mensch ehren.

„Es ist heilsam und geziemend, daß der Leib sein Gewand

habe und der Glaube seine Kirche. Aber die wahre Kirche der Gotteskinder ist eine unsichtbare, alle Kapellen, Kirchlein, Moscheen, Synagogen und Dome der Völkerschaften und Religionsparteien umfangend. Dasjenige Kleid ist dem Leibe aber das beste, welches ihn in Entwickelung seiner Kraftanstrengungen am wenigsten beengt und drückt; und diejenige Kirche ist dem Geiste die angemessenste, welche seine Freiheit am wenigsten lähmt. In unendlicher Mannigfaltigkeit, wie die Pflanzen, wie die Thiere auf Erden, wie die Sterne am Himmel, stehen die Geister vor Gott. Nicht Einer kann, will und soll sein, was der Andere. Gott will es nicht, darum stattete er uns Alle aus mit verschiedenen Gaben und Kräften; nun komme der sterbliche Sektenstifter nicht, und gebe Allen einerlei Maß und einerlei Ziel, und sage, zu Gott führe der Weg nur durch einerlei Kirchenpforte. Wer von den Sterblichen darf sich unterfangen, den Geistern zuzumessen, wie viel Licht, wie viel Wahrheit ihnen tauge, oder die Bedingungen stellen, unter welchen sich die Kraft des Gemüthes am edelsten äußere? Je reinere, freiere Luft, je gesunder das Athmen; je mehr Freiheit in der Kirche, je wahrer und eigenthümlicher und unverkrüppelter der Glaube. Darum hat Christus keine Kirche, keine Glaubenspartei, keine Sekte gestiftet, sondern ein allumfassendes Gottesreich, darin für Juden und Heiden Platz sei und für allerlei Sekten.

„Wem die Formen der Brüdergemeinde wohlthun, der verbleibe in denselben. Aber keine Form ist dem Geiste gemäßer, als die er aus sich selbst hervor erst um sich her schafft. Haben Sie das nicht selbst gesagt, mein Freund? Nun aber, sind die Geister verschieden, so gönnet ihnen, sich in ihren eigenthümlichen Formen zu bewegen. So that Christus. Aber so thaten nie die Sektenstifter, keinen ausgenommen. Es war ihnen nicht daran allein gelegen, daß sie den Glauben hatten, sondern auch

die Farbe und das Schild der Partei. Nicht der Glaube Christi, aber die Farben der Parteien brachten den Wahnsinn sogenannter Religionskriege in die Welt.

„Eben das in alle Kleinigkeiten des äußerlichen Thuns und Lassens eingreifende Formenwesen der Herrnhuterschaft beugt den Geist und zwänget das Leben des Glaubens, und thut der Natur Gewalt, daß sie verkrüppeln muß, und täuschet euch, daß ihr bei gleichen Formen und Liebesworten gleichen Glauben, gleiche Liebe voraussetzet. Ein feuriger, kräftiger Jünglingsmuth in die Fesseln äußerlicher Demuth und Ruhe eingeschlagen, ein hellverständiger Kopf, dem ihr die bildlichen Ausdrücke, die kindlichen Tändeleien und spielenden Benennungen gebet, muß darin verderben, oder Heuchler werden, oder von der Gemeinde verstoßen zu werden Gefahr laufen.

„Ach, mein theurer Herr, erlauben Sie mir Freimüthigkeit. Christus ist der Vater von unser beider Glauben, nicht der Stifter von unsern äußern Bekenntnißformeln. Ich verehre in Ihnen den Christen, verehre in Ihnen den Herrnhuter; aber ich ziehe vor, Christ zu sein von außen und innen, und anderes nichts. Wie er war, der mir mehr ist, als alle Welt, so will ich werden. — Hätte Christus ein bindenderes äußeres Schein- und Formenwerk nöthig erachtet, o mein Lieber, können Sie zweifeln, daß er es nicht erfunden haben würde, so gut als Rom und Luther, Wilhelm Penn und Zinzendorf?"

Herr Selber schwieg lange. Nach einer Weile stand er auf und sagte: die Nachtluft wird mir zu kühl. Er verabschiedete sich von Salomon und ging fort.

Herr Selber fühlte sich durch Salomons Worte überrascht. Solche Kunde und Sprache hatte er in keinem Schreinergesellen erwartet. Aber er fühlte sich auch gekränkt, weil er ungern sah, daß das schöne heimige Wesen der herrnhutischen Gemeinden verachtet werde. Gern hätte er geglaubt, es könne nur ein rohes Gemüth, ein von Weltlust trunkener Sinn die zarte, äußere Form, die ihm so wohl that, feindselig angreifen; aber eben Salomon hatte immerdar das religiöseste Zartgefühl blicken lassen. Gern hätte er dem Jüngling dessen Irrthum gezeigt; aber da fiel er unter der Macht der Wahrheit, die der Vielbewanderte ausgesprochen. Er war in und an sich irre geworden. Manches, was Salomon gesagt, hatte er schon selbst zuweilen gefühlt und gedacht; neben dem vielen Schönen im Wesen der evangelischen Brüderschaft hatte ihm viel Kleinliches, Kindisches, allzusehr das Höchste in die gemeine Sinnlichkeit Niederziehendes, widerstrebt. Doch nahm er gern, mit frommem Duldersinn, Geschmack und Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens; legte gern dem Spielenden einen edlern Sinn unter, und hing daran mit wahrer kindlicher Einfalt. Er selbst wußte sehr gut, daß ein großer Theil der Brüder und Schwestern an den Formen und an dem anmuthigen Außenwesen hing, mehr als an dem innern Heiligthum; daß sie der Sektengeist unduldsam und im weltlichen Leben zur bürgerlichen Partei machte, wo man dem am liebsten in seinen Zwecken beförderlich war, der zur Gemeinde gehörte; wußte, daß Eigennutz, Lieblosigkeit, vermummter Stolz und kleinliche, boshafte Intrigue oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Liebe und Einfalt wandelten. Daher war er auch niemals wirkliches Mitglied einer Brüdergemeinde geworden, wiewohl er gern die benachbarte in ihren Versammlungen be-

suchte, jährlich wenigstens einmal, und zu den Brüdern hielt, und durch Rath und That den alten, schönen Sinn der Stiftung aufrecht zu heben strebte.

Jetzt war er verstimmt; er war's den ganzen Abend. Und doch reuete ihn bald, sich so kalt von seinem Freunde getrennt zu haben. Am folgenden Morgen, da der erste unangenehme Eindruck verschlafen war, beschloß er, sein Unrecht wieder gut zu machen. Er ging Nachmittags zu Meister Leonhard, um Salomon aufzusuchen und bei ihm Abbitte zu thun.

Er fand den Gesellen nicht zu Hause. Meister Leonhard sagte: „Der läuft alle Sonntage davon, in Bergen und Feldern herum, sucht sich Kräuter und Blumen, und geht in keinen Gottesdienst. Aber sonst bin ich gar wohl zufrieden mit ihm. Reden kann er wie ein Buch, und arbeiten, wie kein Meister in der Stadt. Wenn er nur mehr auf sich selbst hielte. Aber da geht er mit seinem geflickten, abgeschabten Rock, daß er sich vor keinem Menschen sehen lassen darf. Ich glaube, er besucht bloß darum die Kirche nicht, weil er kein gutes Kleid hat."

„Er verdient doch aber ein schönes Geld bei Ihnen?" sagte Herr Selber. „Wo läßt er das Geld? Ist er mitunter gern ein lustiger Bruder?

„Ganz und gar nicht, Herr Selber, aber ein schlechter Haushalter. Er hat nichts mitgebracht, und nimmt nichts mit. Seinen ganzen Verdienst bei mir hat der Narr an die Wittwe des Schuhmachers Meyer gegeben, die neben uns an wohnt. Da hört er, die Frau habe mit ihren Kindern oft keinen Bissen Brod im Hause, seit sie krank ist; läuft hin, und gibt ihr Alles. Ich wußte nichts davon. Kömmt vorgestern die Meyerin mit einem Arzneiglase zu mir, und sucht den Weise, und will fragen, ob sie von der Mixtur noch einmal soll machen lassen. Ich denke, die Frau sei nicht gescheit. Sie aber erzählt mir haarklein, wie

der Weise ihren Kindern zu allerlei Lebensmitteln das Geld, und ihr selbst Medizin gegeben habe, davon sie gesund worden sei; und sagt, der sei ein besserer Doktor, als der Stadtarmenarzt, dessen Pillen und Mixturen bei ihr nichts angeschlagen hätten; und gewiß, es wäre ein wahrhaftiger Engel, den ihr der Herrgott in der Noth gesendet habe. Ich denke, ich sei nicht recht im Kopf oder höre nicht wohl. Aber die Meyerin heult mir die Ohren voll, und schwört, mein Gesell sei ein Doktor und ein wahrer Engel; für den laufe sie durch's Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien."

„„Hm!" sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: „Wenn dem so wäre, so —"

„Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heim kam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrechten Orte; aber sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheiter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber, Himmelelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt."

„„Wie so?"

„Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an dem Burschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?"

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten

Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er Verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er Alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber ward auf's tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!" seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittwe trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann; aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürstlich!"

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. „Ich will mit der armen Wittwe für ihn beten!" sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als der Reichste."

Maria und Susanne horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

Die Blinde.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selber

ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt,“ sprach Salomon: „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren.“

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen.“ Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Familie beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün, unter Blumen — in weißen Gewändern, einfach, demüthig — die blinde Mutter zwischen den aufblühenden beiden Töchtern. Salomon erschrak, als sehe er drei Engel da schweben. Und in der That, die Jungfrauen mochten etwas Engelhaftes haben; zumal Maria, in ihrer feinen, schlanken Liliengestalt, in ihrer zarten, anmuthigen Haltung, wo jede Bewegung eine neue Lieblichkeit gab; dazu gerechnet das schöne Haupt, von braunen Locken umglänzt, und der seelenvolle, innige Blick der dunkeln, blauen Augen. Salomon stand in bitterer Verlegenheit vor ihnen da, in stummer Verbeugung. Der fromme Daniel aber, noch in der ersten Begeisterung, die er aus dem Hause der Wittwe mitgebracht hatte, vermehrte die Verlegenheit Salomons, da er denselben in die Arme schloß und sprach: „Sehet hier den stillen Heilandsjünger, der ohne Eigenthum ist und nur für fremdes Heil arbeitet. Wie ehrwürdig ist dieser alte Rock! Aber denkt nur an die Segensthränen der Wittwe Meyer, und er wird euch schöner als königlicher Schmuck dünken.“

Wirklich mochten die Jungfrauen den alten Rock ganz artig finden, so fahl und kahl derselbe auch war; denn sie sahen mit verschämter Freundlichkeit gern auf den Jüngling, dessen glänzende Augen sich kaum zu ihnen zu erheben wagten. Und so staubig und unmodig auch seine Stiefel, so zerstört und entschwärzt auch sein alter Rundhut sein mochte — es stand ihm

doch alles gar nicht übel an, und es war, als müßte es so sein. Verrieth doch seine feine weiße Wäsche, daß er Reinlichkeit und Zierlichkeit liebte; und hätte er Geld gehabt oder nicht für ärmere Leute sorgen wollen, wer konnte zweifeln, daß er sich nicht sehr geschmackvoll gekleidet haben würde?

„Setzen Sie sich zu uns!" sagte die blinde Mutter, und winkte freundlich nach der Gegend, von wannen ihr Salomons wohltönende männliche Stimme klang. Es war aber nur noch ein einziges leeres Plätzchen übrig, dicht neben Marien. Ihm ward bange, theils wegen solcher Nähe, theils wegen seines unhochzeitlichen, überstäubten Kleides neben der herrnhuterischen Sauberkeit. Er entschuldigte sich aber vergebens. Herr Selber wiederholte die Einladung, und schweigend that dasselbe Maria, indem sie ihrer Mutter näher rückte, um seinen Platz zu vergrößern.

Er nahm von dem ihm überlassenen Raum den möglich kleinsten Theil; wiederholte, mit Scherzen über sein ungastliches Gewand, Alles, was er schon zu seiner Entschuldigung gesagt hatte; und so verlegen, sogar finster er anfangs eingetreten war, kehrte bald seine ruhige, höfliche Heiterkeit zurück.

Beinahe noch anziehender, als die Schönheit seiner Nachbarin Maria, die immer mit kaum hörbarer Stimme und schüchternem Erröthen zu ihm redete, schien ihm Martha's Blindheit zu sein.

„Beinahe sollte ich glauben, mein Bruder," sagte Herr Selber, „du habest ärztliche Kenntnisse."

„Unbedeutende," erwiederte Salomon, „doch habe ich dadurch mir und Andern nützliche Dinge leisten können. Auf Reisen ist auch das Geringste brauchbar."

Martha fand in Allem, was er sagte, viel Evangelisches. Auch der Herr und seine Jünger hätten die Heilkunst getrieben, und es sei schön, auch darin ihnen gleich zu werden. Und weil

er ihre Augen zu sehen wünschte, trat sie gefällig am Arm ihrer Töchter aus der halbdunkeln Laube in das Helle. Salomon sah ihr lange und scharf in die verfinsterten Augen, und sagte endlich, indem Alle zu ihren Sitzen zurückkehrten: „Wünschen Sie wieder sehend zu werden?"

„Wie der Herr will!" antwortete Frau Martha. „Als ich vor neun Jahren meines Gesichts beraubt ward — es war die Folge einer andern Krankheit —, betrübte es mich sehr, und mehr, als es wohl hätte sein sollen. Doch bald hörte ich auf zu klagen. Der liebe Heiland öffnete mir die Augen des Geistes.

„Herr Jesu, was haben wir je gehabt?
Mit eig'nen Gaben wardst du begabt.
Hier hast du uns. Willst du was Bess'res, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile."

„So sprach ich, und freute mich des innern Sehens, und beweinte meine vorige Blindheit, da ich noch mit leiblichen Augen sehend war. Unsere Sinne sind nur Wurzeln der Seele, die sie in das Irdische treibet; mit Glauben, Hoffnung und Liebe ranket sie in das Allerheiligste und Ueberirdische ein. Wie jene erschwachen und erkranken, wachsen und gesunden die Ranken in das Himmlische über. Je heller aber draußen, je dunkler innen. Was ich an der Welt und an ihrem Anschauen verlor, habe ich im vertrauten, jüngerhaften Umgang der Seele mit dem lieben Heiland wieder gefunden. So ist die Finsterniß in meinem Innern zum Licht, und die Nacht meiner Augen zur Tageshelle meines Geistes geworden."

Salomon sagte: „Ein frommes, weises Gemüth findet in Allem, was Gott sendet, sein Glück. Doch der Schöpfer stattete uns mit allen Sinnen aus, um ihn in diesem Leben aus seinen Wundern zu erkennen. Eine Krankheit ist nie Gesundheit. Würde das Wiedererblicken Ihrer Töchter, Ihres Gatten Sie nicht freuen?"

„Ach!“ rief Martha: „ob ich mich freuen würde!“ Sie hob langsam ihre gefalteten Hände zum Himmel, und richtete ihr Angesicht aufwärts, als könnte sie sehen. Dann sank sie mit einem leisen Seufzer in sich zusammen, ihre geschlossenen Hände in den Schoos gestreckt, ihr Haupt auf die Brust geneigt. „Wie der Herr will!“ lispelte sie.

In Maria's und Susannens Augen funkelten Thränen. Beide nahmen die Hände der Blinden und küßten dieselben mit Inbrunst.

„Glaubst du, mein lieber Bruder, es könne ihren Augen das Licht wieder gegeben werden?“ fragte Herr Selber.

„Ich bezweifle es kaum!“ antwortete Salomon, und nach einigem Bedenken setzte er hinzu: „Will sich Ihre Gemahlin mir vertrauen, werde ich sie heilen.“

„Setze hinzu: lieber Bruder, mit Gottes Beistand!“ sagte der fromme Daniel.

„Was kann man ohne oder wider Gott?“ entgegnete Salomon, und runzelte wieder die Stirn. „Ich weiß, daß ich nichts vermag ohne ihn. Aber mir ist's wie Entweihung, wenn ich zu jeder Kleinigkeit seinen Namen nenne. Habe ich einen Odemzug ohne ihn?“

„Zürne nicht, Lieber. Da ist unser Sinn verschieden, ich weiß es; die Herzen selbst sind im Einklang!“ sagte Herr Selber. „Aber traust du dir die Kunst zu, meiner Frau den Staar zu stechen?“

„Ich habe es mehrmals versucht, nie unglücklich; das letzte Mal in Jerusalem.“

„In Jerusalem?“ riefen Alle. „Sie waren auf den heiligen Stätten, wo der Heiland in seiner Menschheit auf Erden wandelte, liebte, duldete, starb?“

Er erzählte von seiner Reise in den Morgenländern; beschrieb,

was er im gelobten Lande gesehen, und erfüllte Alle mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Sie betrachteten ihn beinahe selbst als ein höheres Wesen; und alles das Heilige und Wunderbare, mit welchem jene Landschaften in ihrem Gemüth lebten, schien nun auf ihn übergegangen.

So nahte der Abend. Salomon mußte mit ihnen zu Nacht essen. Er versprach die Heilung der Mutter, sobald er seine Schreinerarbeit vollendet haben würde. Umsonst bot ihm Selber Wohnung bei sich an und Geld, um sich die nöthigen Werkzeuge zu der zarten Unternehmung anzuschaffen. Ein Anderer könne die Fußböden vollenden. Salomon weigerte sich standhaft, und versicherte, die Werkzeuge zu besitzen, auch erwarte er alle Tage etwas Geld aus dem väterlichen Hause.

Die Jüngerin und der Heilige Gottes.

Seit diesem Abend ward der kenntnißvolle, fromme Schreinergesell in der Familie einheimischer; zuweilen mußte er mit derselben speisen. Man bewunderte seine Demuth, seine Uneigennützigkeit. Er war durchaus nicht zu bewegen, ein Geschenk aus Selbers Hand anzunehmen; und auch nur selten, nur mit großen Bitten erhielt man von ihm, daß er einen ganzen Abend bei der Familie verweilte. Vielmehr schien er ernster, ja mißmuthiger als sonst zu sein. Das Geheimniß seiner trüben Stimmung fragte ihm Niemand aus, so theilnehmend, gütig und schonend auch Martha und ihr Gemahl forschten.

„Was? Traurig der?" sagte Meister Leonhard, als sich Herr Selber eines Tages bei diesem erkundigte. „Kommt er, spielt er mit unsern Kindern, nimmt sie eins um's andere auf den Arm, auf den Kopf, und tanzt mit den Kleinen in der Stube

herum, daß es eine Lust ist. Ich habe ihm eine alte Flöte von meinem Schwager borgen müssen. Da dudelt er in seinem Kämmerlein oft bis in die späte Nacht hinein."

„Seltsam!" dachte Herr Selber: „so ist er nur bei uns nicht froh. Was kränkt ihn bei uns?"

Maria hätte ihn wohl auch gern gefragt. Doch wagte sie es nicht. Alles, was Salomon that und sprach, und Alles, wie er war, schien ihr ohnehin zu ehrwürdig, um es zu tadeln. „Man lieset auch in der Schrift," sagte ihre Mutter, „daß der Heiland zwar auf Erden fröhlich gewesen sei, oder gelacht habe. Aber man hat ihn weit öfter weinen gesehen." Sie schloß den Salomon in ihr frommes Gebet ein, und wünschte ihm das Gefühl des Gottesfriedens, welches in ihrer Brust lag.

Kam er Morgens daher zur Arbeit, durch den hohen Palmengang, im blauen Schurz und weißen Hemdärmeln, fehlte Maria nie am Fenster, ihn zu sehen, von dem ihre Aeltern so oft sprachen, an dessen Tugenden sie mit Entzücken dachte, für dessen Glück sie mit Inbrunst betete, von dem sie die Heilung ihrer Mutter mit tiefster Zuversicht erwartete. Doch um den wunderbaren Jüngling schien eine unsichtbare, Alles beugende Kraft und Majestät zu walten. Denn sobald sie ihn in der Ferne erblickte, empfand sie ein heiliges Grauen und ein ehrfurchtvolles Beben, und ihr Herz pochte lauter. Sie mußte sich dann vom Fenster entfernen, so gern sie auch länger da verweilt hätte. Und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe sie sich von der Beklemmung ganz hergestellt fühlte. Geschah es aber, daß Salomon in Bethanien speisete und sie ihm nahe sein mußte, so hatte sie Mühe, ihr Zittern und ihre Verwirrung zu verbergen. Solche Empfindungen erinnerte sie sich nie in der Nähe eines Sterblichen gehabt zu haben; sie glaubte ihn auch nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als einen Heiligen Gottes ehren zu

müssen. Die Niedrigkeit seines Standes machte ihn nur erhabener und apostolischer.

Der gute Salomon seinerseits, der doch das heilige Grab und Golgatha und Gethsemane gesehen, hatte in seinen Wanderungen noch kein so frommes Bild der Unschuld und Hoheit, wie Maria, gefunden. Seit jenem Sonntagsabend, da er sie zum ersten Male in der Jasminlaube nahe gesehen, war ihm, der doch Andere vom Staar heilen wollte, als wäre er selbst sonnenblind geworden. Wer in die Sonne sieht, erblickt außer ihr nur Flecken und Finsterniß. So ging's ihm. Es war ihm, als gäbe es auf Erden keine andern Menschen mehr, als Marien; denn er sah und dachte nur an sie, und Alles empfing nur Werth, in so fern es mit ihr in Berührung stand, oder doch gedacht werden konnte. Fern von Bethanien blickte er mit Sehnsucht dahin. War er in Bethanien, entwich ihm aller Muth, alle Lust. Im Gefühle seiner Unwürdigkeit, vor Mariens Augen Gnade zu finden, und der ungeheuern Kluft, welche zwischen ihr und ihm durch irdische und religiöse Verhältnisse entsprungen war, hatte er zu Bethanien den Frieden seines Herzens eingebüßt. Das wußte er selbst bald nur zu gut. Er athmete und lebte in dem Gedanken an die Jüngerin, und konnte doch ihren Anblick kaum ertragen. Er machte sich, wie über Schwäche, Vorwürfe. Sein männlicher Stolz empörte sich; und doch ward das Uebel immer schlimmer. Entzweit in sich, faßte er wandelbare Entschlüsse; hoffnungslos gab er sich Hoffnungen hin; selig in Schwärmerei, verlachte er sich selbst.

Er vollendete inzwischen seine Fußböden. Er konnte sie nicht zierlich genug arbeiten, da künftig Mariens Fuß sie berühren sollte.

Herr Joseph Wermuth.

Wenige Tage vor Beendigung seines Werkes war zu Bethanien ein Bruder im Herrn angekommen, und zwar Herr Joseph Wermuth; derselbe, welchen das Gerücht schon längst Mariens Verlobten nannte. Auch Salomon kannte das Gerücht. Um so eifriger ward er mit Hobeln und Sägen, Zusammenfügen und Befestigen, um bald eine Gegend verlassen zu können, die seiner Gemüthsstille zu gefährlich geworden war.

Herr Wermuth hörte in der frommen Familie oft den Ruhm des Schreinergesellen ertönen. Er nahm daher gern die Einladung des Herrn Selber an, jenen bei seiner Arbeit zu besuchen. Salomon empfing beide mit gewohnter Artigkeit; als er aber Wermuths Namen hörte, ward es ihm wie bitterer Wermuth in Mund und Herzen. Er arbeitete gelassen fort, sah nur selten auf, und gab sehr einsilbige Antworten. Herr Wermuth, ein hübscher, wohlgewachsener, feiner junger Mann, machte sich gern an ihn; fragte sehr bescheiden nach verschiedenen Gegenden, die Salomon auf seiner weiten Wanderschaft gesehen und nicht gesehen; ließ zuweilen einen frommen Seufzer zwischen seinen Lippen hervordringen, wenn von den Ungläubigen die Rede war, welche heut zu Tage Herren der heiligen Oerter des Morgenlandes sind; ließ mitunter seine Hoffnung blicken, daß endlich doch noch Alles ein Hirt und eine Heerde durch die Gnade des lieben Heilandes werden werde. — Trotz dem fand Salomon diesen Heiligen unleidlich; seine Sprache widerlich süßlich; sein Wesen ausgekünstelt, heuchlerisch; in seiner scheinbaren Demuth eine eigene Art Stolzes, eine fromme Vornehmthuerei, die beleidigend war. Er athmete erst freier, als der künftige Schwiegersohn dieses Hauses ihn verlassen hatte.

Sah er ihn von ungefähr im Garten wandeln neben Marien

und Susannen, dann kam er ihm noch unausstehlicher vor. Das gezierte Wesen neben der schlichten, anspruchlosen Würde und Einfalt der beiden Mädchen; die steife Ehrbarkeit, gar komisch, wenn sie galant werden wollte, neben den beiden Frauenzimmern; sein ewiges Lächeln und frommes Augenverdrehen machten den guten Salomon beinahe krank.

Er trat also eines Abends recht freudig zu Herrn Selber, da er diesem sagen konnte: „Meine Arbeit ist vollendet. Ich danke Ihnen für die vielen Beweise Ihrer unverdienten Güte. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Gemahlin und Töchter. Ich habe in der Stadt nur noch einige Aufträge meines Vaters bei seinen alten Freunden zu vollziehen. Dann, in wenigen Tagen, verlasse ich die Stadt. Doch komme ich im Herbst zurück, mein Wort bei Ihrer Gattin zu lösen. Es gehören dazu weichere Finger, als die des Schreiners. Früher kann ich die Operation nicht vornehmen."

Herr Selber nahm freundlich Salomons Hand und sagte: „Lieber Bruder, ich hätte wohl noch manche andere Arbeit in meinem Hause für Meister Leonhard, oder vielmehr für dich. Bleib' noch. Ich verliere dich ungern."

Salomon schlug Alles ab.

„Du scheinst fröhlich zu sein, von uns loszukommen, während wir trauern werden, dich zu verlieren!" fuhr Herr Selber gutmüthig fort. „Nun denn, du machst bei uns mit deiner Arbeit Feierabend. Verschmähe denn nicht ein kleines Geschenk, das ich dir längst zugedacht habe." Er zog seinen Geldbeutel hervor, und legte ihn mit dessen ganzem Inhalt in Salomons Hand.

Aber auch dies schlug der Sonderling ab, indem er versicherte, keines Geldes für sich zu bedürfen, weil ihm sein Vater, sobald er den Aufenthaltsort gemeldet, überflüssiges Reisegeld

und Empfehlungsbriefe geschickt habe. Nun wolle er von einer dreijährigen Wanderschaft in die Heimath zurück.

Alles, was Herr Selber erbitten konnte, war, daß Salomon versprechen mußte, vor seiner Abreise wenigstens noch einmal zum Besuch nach Bethanien zu kommen. Er versprach's; aber man sah' es ihm an, er that es ungern.

„Warum meidest du uns, die wir dich Alle lieb haben? Wer von uns hat dir wehe gethan? Kann dich unser Glaube, unser Stillleben, unsere Verehrung des Heilandes betrübt haben? Das wolle der Herr nicht! Bist du vielleicht mit den Vorurtheilen der Welt gegen die herrnhutischen Gemeindsgenossen erzogen worden? — Lerne uns näher kennen, und du wirst uns lieben lernen, wie du Christen, Heiden, Juden und Türken liebst, wenn sie Gott fürchten und recht thun.“

Der gute, fromme Mann sprach so herzlich, rührend, daß Salomon endlich, statt aller Antwort, mit nassen Augen die Arme ausbreitete, den redlichen Freund an seine Brust drückte, ihn lange fest und innig an sich geschlossen hielt, dann sich umwandte, und ohne weiter ein Wort zu sagen, mit schnellen Schritten Bethanien verließ.

Herr Selber erzählte von diesem Abschied Salomons in seiner Familie. Herr Joseph Wermuth schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Ich habe es diesem Menschen wohl angesehen, daß ihn heimlich etwas foltert. Da er Geld ausschlägt, ist es nicht Armuth. Er muß sich einer Schuld bewußt sein. Der Herr kennt allein die Herzen. Ihm ist in unserm stillen Kreise nicht wohl. Er sucht vielleicht Zerstreuung der Welt, während ihn der liebe Heiland vergebens sucht.“

Auf diese Aeußerung hin nahm der fromme Daniel nicht ohne Unwillen das Wort, und sprach Salomons Vertheidigung mit einem ihm ungewöhnlichen Feuer. Frau Martha stimmte ein;

Suschen desgleichen. Maria aber war, sobald Herr Wermuth geredet hatte, hinausgegangen. Und da man sie nach einer Viertelstunde aufsuchte, fand man sie in einer abgelegenen Gegend des Gartens, mit verweinten Augen. Herr Selber bemerkte diese schnell und erschrak. Er führte Marien auf die Seite, und fragte um die Ursache ihrer Thränen. Sie legte sich an seine Brust und weinte von neuem. Dann sprach sie: „Lieber Vater, mich betrübt, daß Salomon Weise uns so absichtlich meidet. Er muß an uns finden, was nicht gerecht ist vor dem Herrn, und was sein reines Herz kränkt. Lasset uns suchen, bis wir finden. Wir wähnen als stille Bekenner des seligmachenden Glaubens aller Pflicht ein Genüge zu thun, und wandeln vielleicht in allzugroßer Sicherheit mitten unter den Sünden. Wir wohnen in Gemächlichkeit und zeitlichem Reichthum und freuen uns der Gnade Gottes. Salomon Weise aber nimmt freiwillige Armuth auf sich nach dem Vorbilde des Weltheilandes, und thut in regsamer Frömmigkeit des Guten mehr, als wir. Er arbeitet für die Bedürftigen; er entbehrt für die Hungrigen; er trägt sein schlechtes Gewand, um Nackte besser zu kleiden, als sich selbst; er heilet die Kranken. Seine Worte sind Leben und Wahrheit. Wie gering stehen wir neben ihm! Und diesem heldenmüthigen Zeugen des Herrn, diesem Mann, der so erhaben über die Grundsätze einer übermüthigen Welt ist, diesem mußte in unserm Hause begegnen, daß er noch dazu verkannt ward; daß ihn Herr Wermuth sogar . . ." Hier unterbrach und endete ein neuer Thränenstrom ihre Worte.

Der fromme Daniel versammelte die Familie. In seinem Hause durfte unter derselben nie ein Mißklang statt finden, auch nicht das leiseste Mißverständniß. Am empfindlichsten würde ihm dies zwischen Marien und dem auserwählten Eidam gewesen sein. Da es ohnedem die gewohnte häusliche Andachtsstunde

war, erhob er als Aeltester und Vorsteher seiner kleinen Gemeinde die Hände zum Gebet voller Inbrunst und Gottesliebe. Dann ward die Veranlassung von Mariens Thränen berührt. Joseph fühlte seine Schuld, und indem er sie reuig von sich warf, um Marien zu versöhnen, beging sein Herz eine andere. Er beneidete heimlich den Glücklichen, um welchen die zartfühlende Marie köstliche Thränen des Mitleids vergossen. Ja, er konnte es sich selbst nicht bergen, wäre Salomon nicht ein Schreinergesell gewesen, er würde auf den hübschen Burschen eifersüchtig geworden sein. Doch dafür bewahrte ihn noch das Bewußtsein des wichtigen Unterschieds zwischen dem reichen Sohn und Erben eines Kaufmanns von Surinam.

Die Verwandlung.

Einige Tage nach diesem Vorfall ereignete sich ein anderer. Herr Wermuth, der zwar über die eitle Weltlust der Menschen recht innig seufzte und gegen Hoffart und Stolz der Kinder dieser Zeit eiferte, hatte es doch nicht ungern, daß ihn der königliche Gouverneur zu einem großen Gastmahl einlud. Der Gouverneur hatte ihm wegen Bezug einer Erbschaft aus Holland Verbindlichkeiten. Herr Wermuth betheuerte seinen Freunden in Bethanien, wie große Mühe ihm diese Einladung mache; konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, beim Gouverneur vorzufahren.

Er kam erst spät in der Nacht vom Schmause zurück. Herr Selber war noch beim Lesen einiger herrnhutischer Missionsberichte wach geblieben, und empfing seinen Gast, dessen Angesicht vom Feuer des süßen Weines glühte.

„Wichtige, wichtige Dinge!“ rief Herr Wermuth: „Das Unglaubliche habe ich Ihnen zu erzählen. Wie wir in unserer

Taubeneinfalt jedesmal ein Hohn der Weltkinder werden! Unser erlauchter Schreinergesell zum Beispiel, dessen willen die liebe Schwester Maria ihre schönsten Thränen weinte, dessen willen ich Vorwürfe dulden mußte, die mir durch das Herz schnitten, — doch ich trug es gern! — Vorwürfe, nur weil ich das Wesen jenes Heuchlers allzufrüh durchsah . . ."

Herr Selber rückte ängstlich her und hin auf dem Stuhl; räusperte sich; wollte reden; entschuldigte im Herzen alle Worte, die er hörte, mit der verdächtigen Gluth des Antlitzes; bat sanft und freundlich den lieben Bruder, das Nachtlager zu suchen. Allein umsonst. Der liebe Bruder ließ sich keineswegs stören.

„Er ist ein gefährlicher Mensch!" fuhr er fort. „Er hat hier in Bethanien nur Mummerei getrieben, vermuthlich um sich bei uns einnisten zu können. Was sagen Sie dazu: er war beim Gastmahl des Gouverneurs; er saß dem Gouverneur zur Seite; der Gouverneur unterhielt sich mehr mit ihm, als mit uns Allen. Denken Sie sich mein Erstaunen! — Anfangs glaubte ich in dem saubern jungen Herrn nur ein wunderbares Ebenbild unsers Schreinergesellen zu sehen; als man mir aber auf mein Befragen sagte: er sei der Herr Doktor Weise, glaubte ich, es müsse vom Schreinergesellen ein Zwillingsbruder sein. Nach aufgehobener Tafel machte ich mich an ihn, und wollte nur horchen. Er aber hatte die Frechheit, in Gegenwart mehrerer Offiziere und Frauenzimmer, die umher standen, gar kein Hehl daraus zu machen, daß er lange als Schreinergesell zu Bethanien gearbeitet. Die Offiziere lächelten bedeutungsvoll, und schienen sich über ihn lustig zu machen. Er aber blieb, so sehr hat er sich in seiner Gewalt, vollkommen ruhig, und wandte mir verächtlich den Rücken, als ich fragte, warum es ihm gefallen, einen so sonderbaren Roman zu spielen?"

Der gute, fromme Daniel saß mit gefalteten Händen und starren Augen vor dem Erzähler. Er wollte mancherlei Zweifel gegen die Richtigkeit der Thatsache erheben. Dieser aber widerlegte alle mit unbesiegbarer Beredsamkeit.

„Und welchen Grund könnte er zu dem Possenspiel gehabt haben?“ sagte Herr Selber.

„Welchen? Einen lustigen Studentenstreich zu machen; die fromme Familie von Bethanien vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen; und — ich sage nicht zuviel — das Alles um der lieben Schwester Maria willen. Einem solchen Wildling ist Alles Spaß. Maria ist schön genug, dergleichen in fleischlichen Begierden Ertrunkenen zu reizen.“

Herr Selber rieb sich die finstere Stirn, stand auf, drückte dem Erzähler schweigend die Hand und begab sich in sein Schlafgemach.

Folgendes Morgens, ehe die Familie zum Frühstück niedersaß, betete in der gewohnten Andachtsstunde der fromme Vater im Kreise der Seinen mit großer Rührung für den Frieden derselben. Als er zu Gott rief, er möge Trug und Arglist der Welt zu Schanden machen, und die Unschuld beschirmen wider die Bosheit unreiner Herzen, sank Maria auf die Knie, hob ihre gefalteten Hände auf und die von Thränen verdunkelten Blicke gen Himmel.

Es herrschte beim Frühstück erst eine lange Stille. Dann erzählte Herr Selber in den schonendsten Ausdrücken: Salomon sei, unter dem Namen eines Doktors, beim Gastmahl des Gouverneurs gewesen. „Wir sind Alle billig über den räthselhaften Mann erstaunt!“ sagte er: „Doch enthalten wir uns liebloser Muthmaßungen über die Ursachen seines sonderbaren Betragens.“ Dieser Zusatz war für Herrn Wermuth ein leitender Wink. Maria sagte: „Für einen gewöhnlichen Handwerker

zeigte Salomon zu viel Kenntnisse. Auch die Apostel des Heilandes verdienten ihr tägliches Brod mit ihrer Hände Arbeit; aber dann gingen sie und lehrten und predigten das göttliche Wort."

Herr Selber küßte bewegt die Stirne seiner Tochter, in deren frommer Brust auch nicht die leiseste Ahnung des Argen rege werden konnte. Dann begab er sich in die Stadt, um die Wahrheit zu erforschen.

Meister Leonhard erzählte sogleich, Salomon wohne nicht mehr bei ihm, sondern im Gasthof zum schwarzen Adler. „Herr, mit dem ist's nicht richtig!" sagte er: „In meinem Leben sind viel Gesellen bei mir in Arbeit gestanden, aber so einer ist mir noch nicht vorgekommen. Vor acht Tagen ungefähr langt ein großer Reisekoffer bei mir an. Salomon soll acht Gulden Fracht zahlen; hat keine acht Pfennige in der Tasche. Ich selbst muß das Geld beim Nachbar borgen. Folgendes Tages kommt ein Schreiber vom Banquier Kreuzer, wirft einen Sack mit Thalern hier auf den Tisch für Salomon Weise. Ich denke, ich bin ein Narr; will den Weise rufen; tritt mein Gesell in die Stube herein, aber gekleidet wie ein vornehmer Herr. Alle meine Sünden am Leibe stehen mir stille. Na, sag' ich, bin ich denn auf den Kopf gefallen? Der antwortete: „Meister, ich dank' Ihm für alles Liebe, was Er an mir gethan. Ich bin jetzt Doktor Weise, und will Ihm nicht länger beschwerlich fallen. Laß er meine Sachen in den Gasthof zum schwarzen Adler bringen." Wie ihn meine Frau sieht, die aus der Küche kommt macht sie einen Knix um den andern, und weiß nicht, wo ihr der Kopf gewachsen ist. Er aber küßt die Kinder, gibt jedem von den Kleinen einen harten Thaler, schüttelt uns Andern die Hand zum Lebewohl, und — weg ist er. Jetzt frag' ich nur: geht das mit rechten Dingen zu? In zwei Tagen arm und

reich, Knall und Fall, gering und vornehm! Salomon! Salomon! sagte ich, als er schon zur Thür hinaus war: Es thut mir leid. Ich habe längst gemerkt, Er treibt verbotene schwarze Kunst. Darum ging Er, statt in die Kirche, in Wald und Feld, Hexenkräuter zu suchen."

Herr Selber beruhigte den Meister, so gut er konnte, und bemühte sich, ihm bessere Vorstellungen von seinem Gesellen beizubringen. Dann machte er sich auf zum schwarzen Adler, um seine eigenen Vorstellungen zu berichtigen. Wermuths Argwohn hatte einen Dorn in ihm zurückgelassen, den er nicht aus dem Herzen reißen konnte.

Salomon saß in einem leichten, saubern Morgenkleide am Tisch und schrieb Briefe, als Herr Selber zu ihm hineintrat. Wie er diesen erblickte, eilte er ihm mit der gefälligsten Unbefangenheit grüßend entgegen, und brachte das Gespräch gleich selbst auf die mit ihm vorgegangene Verwandlung.

„In der That, lieber Freund," sagte Herr Selber, „die Nachricht davon führt mich zu Ihnen; nicht bloße Neugier, sondern herzliche Freundschaft. Ich mag nicht ertragen, daß der, welchem ich meine Liebe gab, mir auch in Kleinigkeiten zweideutig erscheine. Also offen und wahr, wie sich Männer sein sollen, die einander das Heiligthum ihres Gemüths schleierlos gewiesen haben: warum ließen Sie sich als Schreinergesellen durch Meister Leonhard in mein Haus einführen? Sie hatten dabei Absichten. Dürfen Sie sie mir bekennen, ohne in sich selbst vor dem allwissenden Gott zu sagen: ich rede Unwahrheit.

„Allerdings darf ich's," sagte Salomon, „so wie Jedem, der mich fragt. Ich hatte nichts zu leben; darum mußte ich durch mein Handwerk Brod suchen."

„Nur Brod?" sagte Herr Selber, dem gerade diese Antwort die unerwartetste und unglaubhafteste wurde. „O lieber

Freund, warum denn verschmähten Sie, was ich Ihnen oft genug anbot? Reden Sie frei und wahr. Ich beschwöre Sie bei der Liebe unsers Heilandes, lassen Sie in meiner Brust keinen Zweifel zurück. War's nur der armselige Verdienst eines Schreinergesellen, der Ihnen Bethanien wichtig machte?"

Erklärungen.

Bei dieser Frage ward Salomons Antlitz feuerroth. Herr Selber bemerkte es; er stand auf, um nichts mehr zu hören, drückte schweigend die Hand des verlegenen jungen Mannes, und ging fort. Salomon ihm nach. Es kostete Mühe, den wackern Selber noch einige Augenblicke zurückzuhalten.

„Warum wollen Sie mich verlassen, ohne meine Antwort zu hören?" fragte Salomon.

„Ich habe die Antwort schon gesehen in Ihrem Erröthen!" antwortete Herr Selber.

„Doch schwerlich verstanden. Ein Mann, den ich so hoch verehre, wie Sie, darf und soll mich nicht verkennen. Ich werde wahrhaft gegen Sie sein, wie ich es immer war. Ich begreife, daß meine doppelte Rolle Sie befremdet. Hören Sie mich an."

— Ich höre.

„Ich bin meines Handwerks ein Schreiner; aber zu Jena und Wien habe ich die Arzneikunde studirt. Mein Vater, der Oberkonsistorialrath, ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, schlicht und recht, in seinen Grundsätzen eisern, über die Alltagsansichten der Welt erhaben, dem ein frommer Sinn mehr denn alles Gut der Welt gilt. Er erzog mich und meine andern Brüder, daß wir werden sollten, wie er. Und ich danke ihm ewig, daß er es that. Die Hauptsätze seiner Erziehungskunst

waren folgende: Den Leib habt ihr für wenige Jahre; den Geist für die Ewigkeit; mich auf kurze Frist, Gott für immer. Darum ist euer Geist und euer Gott das Vornehmste; werdet in jenem das Ebenbild von diesem. Ihr habt nur eine einzige Pflicht auf Erden — ihr sollt lieben. Wer liebt und überall aus Liebe handelt, thut nichts Uebels. Darum lebet ihr nicht für euch, sondern für Andere; dann lebet ihr in Gott, weil ihr alle seine Geschöpfe liebet, wie er. Ehret den Unterschied bürgerlicher und religiöser Verhältnisse bei den Menschen; aber machet unter den Menschen selbst keinen Unterschied wegen ihrer Sprachen, Religionen, Kleider, Aemter und Besitzungen. Sie sind alle die Lieben Gottes. Der Rock bezeichnet den Fürsten, den Bettler, den Priester, den Soldaten, den Handwerksmann, den Bauer. Seht nicht den Rock, immer den Menschen an. Seid wahr gegen euch selbst, wie gegen Andere. Täuschet nicht Andere, aber laßt euch auch durch nichts Aeußeres täuschen. Ihr sollet Handwerke erlernen und mit den Geringsten im Volk vertraut werden; durch eure Kenntnisse sollet ihr würdig sein, an der Seite der Ersten im Volk zu stehen. Solch ein Umgang wird euch über vieles Blendwerk wegheben; ihr werdet frei von Vorurtheilen die Dinge sehen, wie sie sind, und die Menschen, wie sie meistens von ihren Standesbegriffen unbeschreiblich verkrüppelt werden. Ihr sollet Handwerke lernen, um unabhängig vom Vorurtheile zu werden, und unabhängig von wandelbarer Menschengunst. Eure Hand, habt ihr sie zu nützlichen Dingen geübt, wird euch immer ernähren. Wenig bedürfen und viel leisten können, das macht euch frei und mächtig. Es ist kein Glück, viel zu haben, sondern viel zu sein. Der Leib hat; der unsterbliche Geist ist. Ihr sollet Handwerke lernen, weil ihr auf Reisen gehen und das

Treiben der Menschen und das Walten Gottes unter verschiedenen Himmelsstrichen beobachten müsset. Ich habe nicht Vermögen genug, fünf Söhne in Kutschen bequemlich durch die Welt fahren zu lassen. Euer Handwerk wird euch überall des Lebens Nothdurft reichen."

Herr Selber sprach: „Wahrlich, Ihr Vater ist ein voller Mensch des Herzens!"

„Als ich die hohe Schule von Wien verließ," fuhr Salomon fort, „trat ich meine Reise an. Ich wanderte als Handwerksbursch. In großen Städten vertauschte ich zuweilen meinen Schreinerschurz mit dem Doktorkleide; einen kleinen Geldvorrath hatte mir der Vater für den Nothfall mitgegeben auf drei Jahre. Meinen Koffer ließ ich mir überall dahin nachkommen, wo ich längere Zeit zu verweilen nützlich fand. Ich bin nun seit vier Jahren auf solcher Wanderschaft gewesen. Als ich von Petersburg über Warschau hieher kam, war ich arm. Darum suchte ich Arbeit und Unterkommen. Beides gab mir Meister Leonhard. Von meinem guten Vater und meinen Brüdern hatte ich seit mehr denn zwei Jahren keine Nachrichten gehabt. Ich schrieb meinem Vater, und erzählte ihm kürzlich meine Schicksale. Ich zitterte, statt Antwort von ihm, Kundschaft von seinem Tode zu erhalten. Das machte mich oft traurig. Endlich traf alles Gute zusammen ein. Mein Vater ist noch am Leben und gesund. Er sandte mir Wechsel und Empfehlungsbriefe an einige seiner alten Freunde. Darunter ist auch der hiesige Gouverneur, der meinen Vater sehr lieb hat. Auch mein Koffer traf von Breslau glücklich ein. Nun glaube ich alle Ihre Zweifel gelöst zu haben. In wenigen Tagen, sobald ich das Merkwürdigste hier gesehen und einige Pflichten der Höflichkeit gegen die Freunde meines Vaters erfüllt haben werde, reise ich in die Heimath zurück, wohin mich meine Sehnsucht ruft."

— Warum verschmähten Sie aber, da Sie bedürftig waren, was ich Ihnen mit wohlmeinendem Herzen anbot? fragte Herr Selber.

„Sobald ich in Arbeit stand, war ich nicht mehr bedürftig. Ich hatte genug für mich; warum sollte ich von Ihnen nehmen?“

— Und — wollen Sie jeden Zweifel lösen, wie Sie mir versprachen? fuhr Herr Selber zu fragen fort.

Salomon holte seine Kundschaft, mit der er als Handwerksgesell gewandert war; sein Doktor-Diplom; seines Vaters Brief; verschiedene kleine Denkmale seiner Reise, und ein Bündel fein beschriebener Papiere.

— Nicht das meinte ich! sagte Herr Selber. Ich glaube Ihnen. Ich hätte Ihnen auch noch das Gute zugetraut, wenn Sie mir Böses von sich gesagt hätten. Aber . . . Sie versprachen mir keinen Zweifel zurückzulassen. Darf ich noch eine Frage thun?

„Jede.“

— Warum errötheten Sie, mein lieber Bruder, als ich Sie das zweite Mal fragte, was Sie eigentlich in mein Haus geführt habe?

Salomon erwiederte nach einigem Befinnen: „Wenn ich mich vielleicht verfärbte, haben Sie gewiß nicht dies gefragt.“

— Sie haben Recht, lieber Bruder. Ich erinnere mich meiner Worte. Sie jetzt wiederholen, wäre unbescheiden. Aller Argwohn ist verschwunden. Was ich mit allem Grübeln nicht erforscht haben würde, hat Mariens kindlicher Sinn und Glauben an Tugend in lauterer Einfalt erkannt.

Als Herr Selber Mariens Namen nannte, entflammte das Gesicht des jungen Mannes von neuem. Doch jener bemerkte es diesmal nicht, und Salomon hatte außer dem Namen nichts gehört.

„Was that Ihre Maria?“ stammelte er.

— Die Nachricht von Ihrer Doppelrolle ward uns Allen zum Räthsel — Manche von uns mochten selbst für die Wahrheit Ihres Herzens zittern. Maria aber glaubte fest an die Reinheit Ihres Gemüths, und mahnte uns an den Doppelberuf der ersten Heilandsjünger, die da Handwerke trieben neben ihrem Lehramt.

„O lieber Herr Selber, danken Sie dem Engel in meinem Namen!“ rief Salomon in großer Bewegung.

— Jetzt scheide ich getrost von Ihnen, lieber Bruder. Ich werde meinem Hause große Freude bringen. Wir beklagen, daß wir Sie nur noch wenige Tage in unserer Nähe haben sollen. Sie werden doch nicht abreisen, ohne uns alle Tage zu besuchen? — Lieber Bruder, gib mir auch noch ein paar Abendstunden, wie die waren, da wir uns näher kennen lernten, da wir uns von unserm göttlichen Seelenfreunde unterhielten, da du mich in dein gutes Herz hineinblicken ließest.

Herr Selber bat so dringend, und noch um einen Besuch für den heutigen Tag, daß Salomon nicht anders konnte, als zusagen. „Doch der heutige Abend,“ sagte er, „gehört mir nicht mehr.“

Neue Entdeckungen.

Mit freudeglänzendem Antlitz trat Herr Selber in den Kreis der Seinigen. Mit dem Vergnügen reiner Seelen an fremdem Werth, vernahmen Alle die Lösung des Räthsels. Ein höheres Roth schimmerte von Mariens Wangen. „Der gehört Gott,“ sprach sie, „der von der Welt wenig bedarf; arm sein und reich sein, hoch und niedrig sein kann, ohne darum elender oder glück-

seliger zu werden. Der ist ein Nachfolger des Herrn, welcher freudig dessen Kreuz trägt durch Blumen und Disteln, empor gen Golgatha zum Triumph. Sein inneres Leben voll himmlischer Gluth ist mitten unter den Spielen und Träumen, Freuden und Schmerzen, Weisheiten und Thorheiten der vorbeiziehenden Stunden und Menschen ein in sich geschlossenes Ganzes, unabhängig vom Schicksal und frei von der Gewalt fremder Meinung, ein Wandel im Himmel."

Herr Wermuth fand den Gedanken von Salomons Vater zwar etwas neu und etwas sonderbar, doch das Erlernen eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung wohlthätig. Er führe sie zum Gefühl der Demuth und christlichen Leutseligkeit. „Und lehrt in allen Menschen nur Brüder sehen und lieben, nur eine einzige Familie Gottes auf Erden finden!" setzte der fromme Daniel hinzu. „Eben darum," sagte Maria, „kömmt mir jene Lebensweise weder neu noch sonderbar vor. Sie war die Lebensweise des Herrn und seiner Jünger; nur in ihr kann das Gemüth allezeit, vom Irdischen unabhängiger, dem Heiligen und Ewigen zustreben. Wenn uns weder die Ehre lockt, noch die Schmach zittern macht; wenn weder Bequemlichkeit und Reichthum das Herz umstricken, noch dasselbe zur Wahl des Bösen hinfoltern können: dann sind wir dem heiligen Geiste allein offen, der in wunderkräftiger Macht sich unserer ganzen Seele bemeistert, und unter dem Panier des heiligenden Sühnbildes sie, als eine Tochter der Ewigkeit, zum Vater heimführt. Die Welt unserer Tage ist aber dem Heilande abtrünnig, und der Natur und dem Göttlichen fremd geworden; darum erscheint uns das Einfachste und Natürlichste sonderbar, und das Künstlich-Sonderbare und Unnatürliche ganz alltäglich."

Joseph machte zu Mariens Bemerkungen ein bittersüßes Ge-

sicht. Der liebliche, sich in jedes Gemüth einschmeichelnde Klang ihrer Stimme, und dann der fromme, klare, glaubensfeste Blick ihrer Augen zu dem Allem, was sie sprach, übten eine siegerische Beredsamkeit. Joseph hätte gern gegen ihre Meinung etwas eingewendet, bloß weil die Meinung eine Schutzrede für Salomon war; aber er wußte nichts zu sagen. Doch nahm er eine andere Wendung.

„In Allem sei Maß und Ziel. Es quillt nichts Gutes, als allein aus der Heilandsliebe!" sprach er. „Eine Tugend ohne Glauben ist eine Nußschale ohne Kern. Die Grundsätze, welche dem Herrn Doktor Weise eingeflößt wurden, scheinen mir mehr einen Philosophen, als einen Christen und Jesusbekenner, gebildet zu haben. Ihm sind die Menschen aller Nationen und Religionen gleich lieb; und in den Religionen sieht er nur Menschenwerk. Alles auf Erden freilich ist Menschenwerk, aber Gottes Werk steht darum nicht minder neben und über Alles. Herr Doktor Weise hat aber, wie er selbst schon gesagt, mit gleicher Andacht in den Kirchen der Lutheraner, wie der Katholiken, der Juden, wie der Heiden gebetet. Dies scheint mir eine eiskalte Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt zu sein. Nur eine ist die wahre. Der falsche Glaubenseifer der Türken ist mir am Ende noch ehrwürdiger, als der vornehme Indifferentismus der Christen. Wer das Gute mit herzlicher Liebe ergriffen hat, muß nothwendig das Schlechte hassen. Toleranz in der Religion ist ein Bekenntniß, daß keine die wahre sei. Toleranz gegen Irrende und Missethäter die größte Intoleranz gegen Wahrheit und Gerechtigkeit."

„Es ist viel Wahres darin, was Sie sagen!" entgegnete der fromme Daniel. „Auch ich machte meinem Freund Salomon schon ähnliche Bemerkungen. Entweder schwieg er aus Be-

scheidenheit oder getroffen von der Gewalt der Ueberzeugung. Gewiß aber ist, daß er, wenn gleich etwas von der Philosophie der Zeit angesteckt, dennoch im Herzen ein lebendiger Jesusfreund ist. Ein Mann, wie er, hat kein Wohlgefallen am unheiligen Treiben der Weltlinge."

„Ich wünsche es vom Grund der Seelen!" seufzte Joseph. „Doch sollen wir uns nicht verheimlichen, daß wir arme, schwache Menschen hinieden sind in allem unserm Wesen. Wer vorgibt, Alle zu lieben, liebt nicht von Herzen; denn das Unendliche ist uns nicht gegeben. Nur Einen können wir von ganzem Gemüth lieben, ungetheilt. Darum bildet unsere Brüdergemeinde einen Kreis von Betenden, Liebenden nur um den einzigen, lieben Heiland; durch ihn Alles zu Gott. Laue Liebe ist keine Liebe, Zärtlichkeit gegen alle Welt keine Zärtlichkeit. Aber den wir lieben, der hält auch uns mit seiner ganzen Liebe aufrecht, daß wir nicht sinken. Ich vertausche nun meinen Jesum nicht gegen die hohe, weltumfassende Philosophie des Herrn Doktor Weise."

Frau Martha winkte mit sanftem Kopfnicken Beifall, und sprach mit leiser Stimme:

„Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durch's Gedräng' von auß' und innen!"

Durch diese Worte muthiger, setzte Joseph hinzu: „Mir ist mein Heiland, mir meine eigene Liebesgluth Bürge, daß ich im Glauben nicht erkalte, daß ich fest am Einzigen und Höchsten halte. Was gibt uns Bürgschaft für die Tugend des Herrn Doktor Weise? Wo ist sein Anker im Strom sinnlicher Zerstreu-

ungen und im Sturm der Leidenschaften? Aus einem Munde fährt kalt und warm, und dieselben philosophischen Grundsätze rechtfertigen den Fehler, wie das Gute."

Maria erhob sich und sprach: „Lasset uns nicht richten! Ein Anderer war Paulus, ein Anderer Petrus, ein Anderer Johannes, ein Anderer jeder von den ersten Jüngern; und doch liebten sie alle den Einen, den Auserwählten; wenn auch nicht mit einerlei Gedanken, doch mit einerlei Liebe. Das Kind und der Greis, der Unwissende und der Gelehrte urtheilen und denken ungleich; Liebe aber in ihnen ist immer das gleiche Gefühl. Hat nicht jegliche Blume ihre eigene Gestalt und Farbe? Aber doch wurzeln tief auf alle Weise alle Kräuter und Zedern in die gleiche Muttererde hinein. So ist unser liebender Glaube die Wurzel des Geistes in das Himmlische, und alle Vorstellungen sind nur mannigfaltige Blumen der unsichtbaren Welt."

Joseph fühlte wieder in Mariens Worten einen zarten Vorwurf. Er hatte die Erwiederung bereit, als sich Herr Selber zu seiner Tochter hinüberbog, sie in seinen Arm schloß und küßte und sprach: „Wir begegnen uns im Urtheil über den redlichen Salomon." Herr Wermuth schwieg, doch ungern. Aber die Klugheit gebot es. Er hatte eben diesen Tag bestimmt, förmlich bei den Aeltern um Mariens Hand anzuhalten. Seine Verbindung mit Marien war vorher nur frommer Wunsch der Väter gewesen, welche Jugendfreunde waren. Nun gekommen, die ihm Zugedachte näher kennen zu lernen, war, was die Väter in einer frohen Lebensstunde beredet haben mochten, das höchste Ziel seines eigenen Herzens geworden.

Herr und Frau Selber erklärten sich dieser Verbindung gar nicht abgeneigt. Doch erinnerten beide den Bräutigam, daß sie zwar über Mariens Hand, aber nicht über ihr Herz zu verfügen

hätten. Er, riethen sie, solle ihre Neigung erforschen, oder gewinnen. Sie selbst wollten in einem günstigen Augenblick mit ihrem Kinde reden; Alles aber in frommem Gebet dem Heiland anheimstellen. Nach diesen Eröffnungen hatte der gute Wermuth eben nicht viel gewonnen. Er fühlte, daß Maria noch nie mit so vieler Herzlichkeit für ihn, als für den „Abenteurer“ — so nannte er in Gedanken immer Salomon — gesprochen. Es war etwas zwischen ihm und ihr, das beide eben so oft von einander stieß, als sie, sich einander nähern zu wollen, Neigung zeigten. Was dies sei, konnte er sich nicht erklären. Er rieth im Stillen umher, und immer erschien ihm dann unwillkürlich die Vorstellung von Salomons einnehmender Gestalt. Es regte sich in ihm etwas Bitteres, wie Eifersucht. Dennoch tröstete ihn, daß Maria den vermeinten Nebenbuhler bisher nur wenig gesehen und gesprochen, und daß Salomon gar wenig Begierde gezeigt, Bethanien zu besuchen, seit er es als Schreinergesell verlassen hatte. Dies flößte ihm frischen Muth ein. Er nahm sich vor, noch denselben Abend der Angebeteten sein Herz zu offenbaren. Ein Mittagsmahl, zu welchem er in der Stadt eingeladen war, hielt ihn ab, den Tag in der frommen Familie zuzubringen.

Als er nun am Abend in Bethanien erschien, kam er mit freude- und hoffnungglänzenden Augen daher. In seinem ganzen Wesen lag etwas Geheimnißvoll-Wichtiges. Die Familie machte einen Gang durch den Garten. Herr Wermuth empfing Mariens Arm; die Aeltern gönnten ihnen beiden, sich allein zu sprechen; sie kannten des liebenden Brautwerbers Vorhaben. Dieser aber, um sich für die bevorstehende, einsame Unterredung bei der Braut seines Herzens geneigtere Aufnahme zu bereiten, hob von einer merkwürdigen Entdeckung an, die er den Nachmittag in der Stadt zu machen Gelegenheit gehabt. Auch Suschen und die

Aeltern traten nun wieder näher, das Merkwürdige zu hören. Man blieb stehen.

„Als wir ziemlich spät vom Gastmahl aufgestanden waren," sagte Joseph, „bemerkte ich verschiedene Gäste, die sich neugierig zum Fenster drängten. Man winkte mir und sagte: in dem großen Hause gegenüber haben die Freimaurer der Stadt ihre Loge, und heut' ein Fest; Sie können jetzt alle Freimaurer unserer Stadt kennen lernen, denn sie gehen in das Haus zu ihrer geheimen Versammlung. — Ich trat also an's Fenster. Man nannte mir die Herren alle, welche zahlreich in das große Haus gingen. Endlich kam unter ihnen einer, den Niemand, aber ich kannte. Es war der Herr Doktor Salomon Weise. Er ging mit den Andern in das Freimaurerhaus. Als ich dies sah, fuhr mir's wie ein Stich durch's Herz."

So sprach Joseph. Der Stich mochte freilich bei ihm wohl nur eine Redensart gewesen sein; aber in der That fuhr er durch Mariens und ihres Vaters Herz. Maria zuckte und zog ihren Arm von Wermuths Arm hinweg. Herr Selber faltete die Hände und senkte die Augen trüb zur Erde, Susanna lispelte: „Das hätte ich dem Herrn Doktor Weise nie zugetraut." Frau Martha sagte: „Der liebe Heiland wolle sich sein erbarmen!"

Die Bestürzung der Familie von Bethanien wird man sich erst dann erklären können, wenn man weiß, in wie übelm Ruf die Freimaurer und ihr geheimes Wesen in der Stadt, und zwar beim größern Theil des Volks, standen. Nach der Versicherung des orthodoxen Vormittagspredigers waren sie allesammt gemeine Heiden, Abtrünnige vom Glauben, Deisten, Atheisten, Naturalisten, die von keiner Hölle, keinem Himmel wissen wollten, die Kirchen mieden oder nur zum Schein be-

suchten, und in sinnlichem Wohlleben ihr größtes Gut fänden. Man wußte allerdings von mehrern, daß sie lustige Brüder waren, von oft allzufreien Sitten, oft von ärgerlicher Lebensart. Zwar viele der reichsten und angesehensten Männer der Stadt gehörten zu ihnen; zwar von vielen konnte man nichts Böses sagen; aber doch war es ein Flecken an ihnen, Freimaurer zu sein. Dies machte ihre Denkart immerdar verdächtig. Zwar wußte man, daß sie fleißig und reichlich Almosen sammelten und spendeten; aber selbst die affektirte Heimlichkeit, mit der sie den Leidenden Unterstützung zukommen ließen, Bedrängten halfen, vermehrten nur den Argwohn, daß ihre Wohlthaten nichts seien, als Gleisnerei, und Staub in die Augen der Menge.

Herr Joseph Wermuth glaubte nun den günstigsten Augenblick gerufen zu haben, Marien an sein frommes, heilandliebendes Herz ziehen zu können. Er stimmte in die allgemeine Trauer um Salomon, um das verlorne Schaf.

„Was verirrt geht," sagte Maria, „ist ja noch lange nicht verloren. Kann in einem Gemüth, wie das seinige, die Sehnsucht nach dem Göttlichsten je sterben? Ist nicht sein Leben ein Ringen nach dem bessern Heil? Und wer ist heiliger, als ein Sünder, der Gnade hat?" So sprach Maria. Ihre Seele war voll großer Traurigkeit. Zwar gelang es dem Herrn Wermuth, mit ihr eine Einsamkeit zu finden, aber den ganzen Abend keinen Augenblick, ihr sein Herz zu eröffnen. Er sprach zwar von dem Glück, wenn stille Bekenner des seligmachenden Glaubens fest und traulich an einander hielten; von seinem Himmel auf Erden, wenn er immerdar in Mariens und ihrer Aeltern Gemeinschaft leben dürfte; endlich sogar von der Gluth einer übersinnlichen Liebe, seit er Marien erblickt, und wie er in den Flam-

men derselben frömmer und heiliger geworden. Maria verstand ihn nicht. Joseph kehrte betrübt zu den Aeltern zurück.

Der Freimaurer.

Mit sehr ungleichen Empfindungen ward am nächsten Tage von den Bewohnern Bethaniens Salomon erwartet. Herr Selber sah ihm mit trauernder Freundschaft, Herr Wermuth mit großer Unbehaglichkeit, Frau Martha mit frommer Scheu, Suschen mit Neugier, Maria mit angenehmer, ihr unerklärlicher Unruhe entgegen. Er stellte sich früher, als man erwartete, ein. Er beklagte, sich den Genuß ihrer Gesellschaft nicht gestern schon haben gewähren zu können; darum müsse ihm der heutige Tag Ersatz leisten.

„Sie waren ohne Zweifel,“ sagte Herr Wermuth etwas spitz, doch in verbindlichem Tone, „in einem Kreise trauterer und engerer Freunde, die größeres Recht auf Ihren Besitz hatten, als wir Einsamen hier.“

„Zum Theil ja, zum Theil nein,“ erwiederte Salomon; „aber die kleinste Pflicht geht doch dem größten Vergnügen vor. Und ich komme auch zu Ihnen heut' — zum Theil — aus dem gleichen Grund, der mich von Ihnen entfernt hielt. Ich gehe betteln. Ich möchte die evangelische Brüdergemeinde durch Sie um eine Beisteuer anflehen, die mir zu gleichem Zweck schon gestern die hiesige Freimaurerloge reichlich und auf die rührendste Weise gewährte. Von wem darf man in diesen selbstsüchtigen Zeiten noch kräftige Unterstützung für Brüderglück hoffen, als von solchen und ähnlichen Verbindungen trefflicher Menschen!“

Diese unverhoffte und seltsame Paarung der evangelischen

Brüdergemeinde und der Freimaurer — Christus und Belial, dachte Frau Martha im Stillen — benahm Allen die Sprache.

„Doch nicht für sich betteln Sie, Herr Doktor?“ fragte Suschen, die am unbefangensten geblieben.

„Nicht für mich, doch wie für mich!“ antwortete Salomon, und zog ein großes zusammengelegtes Papier hervor, welches er Herrn Selber überreichte. „Ich lernte im Oriente sieben brave Deutsche kennen, die daselbst in harter Sklaverei schmachten. Zufällig gab sich mir einer als Freimaurer zu erkennen; dies zog mich an ihn. In diesem Papier finden Sie Alles, was den unglücklichen Zustand dieser beklagenswürdigen Christen betrifft. Ich gelobte ihnen, gleich nach meiner Ankunft in Deutschland durch Einsammlung eines hinlänglichen Lösegeldes den Rückkauf ihrer Freiheit zu versuchen. Gestern machte ich den Anfang. Es kamen durch Unterschrift sogleich gegen tausend Gulden zusammen. Von andern Logen erwarte ich nicht weniger, und kein Geringes von Ihrer frommen Verbrüderung.“

Herr Selber öffnete das Papier und las. Es enthielt einen umständlichen Aufsatz von Salomons Hand, welcher die Lage der Sklaven, die Ursache ihres Unglücks, den Preis für die Befreiung jedes einzelnen, ihre Namen, ihre Herkunft und endlich die Mittel angab, die Lösungssumme in den Orient zu bringen. Salomon rief die Freigebigkeit der Barmherzigen mit so herzerschütternden Worten an, daß Keiner in der Familie, selbst Herr Wermuth nicht, ungerührt die vorgelesenen Worte hörte. „Denen muß geholfen werden, und sollte ich die ganze Summe aus meinem Eigenen geben!“ sagte Herr Selber bewegt. Alle sagten: „Gewiß!“ Maria war stumm, ihr Auge naß. Doch durch die Thränen lächelte sie mit unbeschreiblicher Anmuth Sa-

lomon an, trat einen Schritt näher, legte ihre beiden Hände mit sanftem Druck auf seinen Arm, und zog sich still erröthend zurück.

Joseph, welcher mit schmerzlicher Empfindung Zeuge dieser schmeichelnden Belohnung Salomons war, hätte eine solche gern mit seinem ganzen Vermögen erkauft. „O warum denn kamen Sie nicht zuerst zu uns, mein lieber Herr Doktor, warum eröffneten Sie mir nicht Ihr Gelübde? Ich allein würde den erforderlichen Preis mit Freuden in Ihre Hand gegeben haben" sagte er. Wenigstens mußte er ein so ungeheures Gebot für einen freundlichen Blick Mariens thun, oder dem gefährlichen, nebenbuhlerischen Edelsinne Salomons in ihren Augen das Gleichgewicht halten, es mochte ihm nun Ernst sein oder nicht mit der Mildthätigkeit. Doch setzte er weislich hinzu, um den verhaßten Freimaurernamen wieder tönen zu lassen: „Es thut mir beinahe leid, daß Sie einer gewissen Verbindung von Leuten, ich meine den Freimaurern, den Vorzug gaben, die in unserer Stadt, wie in mancher andern, nicht des besten Rufes genießen."

„Lassen Sie das gut sein!" versetzte Salomon: „Es gibt viele Edle unter denselben. Man muß nicht den Namen, sondern die Werke sehen. Das Urtheil des großen Haufens beurkundet nichts, als eigene, blinde Befangenheit. Sie selber wissen, in wie übelm Ruf Religiosität und Denkart der Herrnhuter beim Pöbel stehen; wie man die frommen Brüder, ohne Unterschied, als Frömmler und Schwärmer, oder als Heuchler, als Abtrünnige und Sektirer, als kopfhängerische Pharisäer voll geistlichen Stolzes, als scheinheilige Egoisten verdammt. Kein gebildeter Mann stimmt dem bei. Es wird aber in unsern Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums" oder „öffentlichen Meinung" eine unleidliche Abgötterei getrieben; oft

ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurtheil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt. Wie viel würde ich an meinem Glück verloren haben, hätte ich dafür Bethanien hingegeben!"

Es entstand ein Schweigen des Nachdenkens. Joseph brach es zuerst, um nicht seinem gewandten Gegner das Siegesfeld zu räumen. „Was wir thun und sind, liegt vor aller Welt Augen offen!" sprach er. „Unwürdige Brüder der Gemeinde stoßen wir selber von uns ab, und reinigen uns mit Ernst. Um so ungerechter ist die Menge, wenn sie uns tadelt. Dann will sie geflissentlich ungerecht und blind sein. Ein anderes scheint es doch mit der Freimaurerei zu sein. Sie scheut das Licht, sie verbirgt ihr Treiben hinter geheimnißvollen Schleiern. Nicht Wahrheit, nicht Tugend bedürfen dieser Finsterniß, welche sie so angelegentlich sucht; auch kennt man viele Glieder dieses Ordens, die von dessen Gemeinschaft nicht ausgestoßen werden, so unsittlich oft ihr öffentlicher und häuslicher Wandel sein mag."

„Sie haben vollkommen Recht in Allem, was Sie sagen!" erwiederte Salomon. „Doch müssen wir nicht vergessen, daß man viele schlechte Christen im Lande und viele schlechte Bürger im Staate sieht, ohne darum die Religion oder den Staat zu verdammen. Der große Haufe haßt aber engere Verbindungen, die sich im Besitz gewisser Vorzüge oder Vollkommenheiten wähnen, welche er entweder nicht für solche hält, oder von deren Genuß man ihn ausschließt. Dann folgert seine gekränkte Eitelkeit gern aus den Mängeln einzelner Eingeweihten das Mangelhafte oder Gefährliche der gesammten Bundesschaft."

„Läßt sich dies auch wohl im Ernst auf die Brüdergemeinde anwenden?" fragte Herr Selber. „Ich zweifle fast; denn Jeder,

welcher Beruf zur Theilnahme an derselben in sich trägt, wird willig und gern in ihren Schoos aufgenommen."

„Eben so auch in der Verbindung der Freimaurer; es gehen allezeit ernstliche Prüfungen voraus!" versetzte Salomon. „Nicht das ist das Anstößige der evangelischen Brüdergemeinden, daß sie einer höhern Frömmigkeit, einer innigern Einheit mit Jesu nachstreben, sondern daß sie in der großen Kirche wieder ein besonderes Kirchlein und eine zunftartige Jesusjüngerschaft bilden. So wie in diesem, als auch in mancherlei andern Dingen, haben die Herrnhuterei und die Freimaurerei Aehnlichkeit."

Frau Martha schlug bei diesen Worten verwunderungs- oder unwillensvoll die Hände sanft zusammen, und ihre Miene bezeichnete ein unangenehmes Befremden. Salomon bemerkte es, und fügte daher schnell hinzu: „Ich will mich deutlicher erklären. Herrnhuterei, wie Freimaurerei, gehen beide vom Gemüth aus, den höchsten geistigen Zielen der Menschen nach. Zwar in diesen Zielen sind sie von einander verschieden, aber in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich; in jenen ist Göttliches, in diesen Menschliches. Herrnhuterei sieht auf die Ewigkeit, Maurerei auf die Welt. Jene will die reinste Veredlung der religiösen Verhältnisse, das innigste Einswerden mit Gott durch Christum; diese will die höchste Veredlung der Menschheitsverhältnisse in diesem Leben. Jene möchten in ihrer Gemeinde die rührende Einfalt und Schönheit des Urchristenthums verjüngen; diese im Innern ihres Tempels das menschliche Geschlecht in seiner höchsten Würde im Leben darstellen, wo ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionen, der Völkerschaften, der Staatsverfassungen und bürgerlichen Stände, die Sterblichen sich nur als Brüder umarmen, in allgemeiner Kind-

schaft zum Vater des Weltalls. Beiderlei Stiftungen sind kühne Versuche, die reizendsten Ideale in der Wirklichkeit darzustellen, nicht mit der Hoffnung, sie allgemein einzuführen, sondern den Geist von Zeit zu Zeit durch ihren Anblick zu erheben über das Alltägliche des Lebens, oder zu erquicken und zu stärken für das Erdrückende und Erschlaffende desselben. So wenig ein Herrnhuter im Ernst glauben kann, daß endlich alle Christen, Türken, Juden und Heiden wirkliche Herrnhuter werden, und das Bild einer Heerde und eines Hirten gewähren werden: eben so wenig kömmt einem Freimaurer in den Sinn, den Versuch zu machen, alle Völker der Erde zu einer einzigen Verbrüderung, zur Aufhebung des Unterschieds der Stände und alles Vorurtheils zu bewegen, welches hienieden mit dem Besitz von Gold, bürgerlichen Vorrechten und kirchlichen Absonderungen verknüpft zu sein pflegt."

„So finde ich," sagte Joseph, „in Ihrer eigenen Darstellung der Sache nichts weniger, als Aehnlichkeit, sondern die entgegengesetzteste Verschiedenheit beider Stiftungen."

„Im Zweck; doch in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich!" entgegnete Salomon. „Beiderlei Ziele sind ehrwürdig und groß; beiderlei Mittel beschränkend, oft kleinlich. Dort und hier ist eine nur von wenig Gleichgesinnten unter sich abgeschlossene Gemeinschaft; dort und hier herrscht eine von den Uneingeweihten wenig verstandene, der Welt daher oft lächerlich scheinende eigene Kunstsprache; dort und hier walten bei den Zusammenkünften der Brüder eigene Feierlichkeiten und Gebräuche meistens sinnbildlicher Art; dort und hier nennen sie sich Brüder und Schwestern, und haben daneben ihre besondern Vorsteher, Beamte, Redner, Festtage; dort und hier die gleiche Ermunterung zur reinsten Menschenliebe; dort und hier die Schwäche Vieler, welche sich selbst wie Andere täuscht, die todte Form

für das Wesen hält, sich am Aeußerlichen ergötzt, und die ganze ehrwürdige Stiftung zu einem Hilfsmittel ihrer Eitelkeit, ihres kleinen, irdischen Eigennutzes, ihrer weltlichen Anschläge, verwandelt. Ein heiliges Ziel — gebrechliche Mittel und mangelhafte Wege."

„Aber doch nicht das Mittel, sondern der Zweck ist die Hauptsache, die uns trennt; Nichts liegt an der Form, aber Alles am Wesen!" entgegnete Joseph.

„Auch ich sage dieses. Aber die Zwecke der Maurerei und Herrnhuterei widerstreiten einander nicht," sprach Salomon, „sondern stehen neben einander, wie Zeit und Ewigkeit im Weltall, oder wie Leib und Geist im Menschen, wo Eines nicht ohne das Andere bestehen mag. Das Wesen und Ziel ist die Hauptsache, nicht das Mittel und die Form. Darum wer das heilige Ziel der Brüdergemeinden mit recht jesushaftem Gemüth will, ist Herrnhuter, ohne daß er sich durch feierliche Aufnahme zünftig machen läßt; und es gibt viele der edelsten Freimaurer, die doch niemals eine Loge gesehen und deren sinnbildliche Geschäfte gelernt haben. Liebe des Reinmenschlichen im Menschen, ohne Frage nach seinem Herkommen, Rang, Geld, Vaterland und Glauben; Sehnsucht zur Vollendung des einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit im Großen — das macht den wahren Freimaurer. Und Heiligung des Gemüths in der Liebe zum Heiland, dem hoch erhabenen Vermittler zwischen uns und Gott — das macht den wahren Herrnhuter; nur diese innere Weihe, keine äußerliche allein. — „Und so" — setzte Salomon mit leiser Stimme hinzu — „bin auch ich Herrnhuter."

Herr Selber schloß den Jüngling in seine Arme und sprach laut: „Und so bin auch ich Freimaurer nach deinem Sinne, mein Bruder!"

Die Folgen davon.

Je länger Salomon, der fromme Daniel und die Frauen von Bethanien mit einander in traulichen Gesprächen ihre Gedanken, Meinungen und Gefühle austauschten und berichtigten, je sichtbarer und auffallender war das unwillkürliche Zusammenneigen aller dieser Gemüther. Salomon schien von jeher ein Mitglied der Familie gewesen zu sein. Es war in seinem ganzen Thun und Reden eine Klarheit, daß Alle ihn durch und durch erkannten, als wäre er mit ihnen auferzogen; und sie Alle waren ihm so unverborgen, wie sich Brüder und Schwestern sind. Nur der fromme Herr Joseph stand, wie durch eine zauberhafte unsichtbare Hand zurückgehalten, außerhalb dem schönen Kreise engverbundener Seelen, und je zudringlicher er in denselben eintreten wollte, um so weiter sah er sich jedesmal von demselben hinweggerückt. Alle suchten ihn mit Güte und Leutseligkeit auf, und fanden ihn doch immer wie einen Fremdling, der nie zu ihnen gehört habe und nie zu ihnen gehören könne. — Martha sagte am Abend zu Salomon: „Seit die Welt vor meinen Augen dunkel geworden, habe ich noch keinen Menschen so deutlich vor mir gesehen, wie Sie.“ Und die beiden Jungfrauen hingen sich mit so schwesterlicher Ruhe und Harmlosigkeit an seinen Arm, wenn sie die Lustgänge des Gartens durchwandelten, als sie es nicht mit Joseph konnten. Sie erzählten ihm aus dem Glück ihres Stilllebens; er ihnen von den Pflanzen und Steinen umher, von seinen Reisen, seinen Ansichten der Natur. Sie mochten von einer häuslichen Freude, er von einem Schauspiel der morgenländischen Welt plaudern: jeder Gegenstand, welchen Wahl oder Zufall ihnen gab, war ihren Gemüthern Nahrung für das Geistige; ein fester Punkt, groß genug, durch

Abstoß sich davon in das Unendliche aufzuschwingen. In Unschuld und Einfalt schwebte dem jungen Manne da eine Schwesterseele vor; in engelhafter Verklärung, die ihn erleuchtend und entzückend durchströmte, Mariens Geist; — er beiden wie ein heiliges Wesen, in einer ihr ganzes Sein überwältigenden Würde.

Der erste Abend ihres Beisammenseins hatte zur Folge, daß Salomon den andern Tag nicht weigerte, schon den Mittag in ihrer Gesellschaft zu sein, und am dritten Tag eine Lustfahrt mit der Familie von Bethanien auf's Land zu machen mit den ersten Morgenstrahlen.

Dieser vertrautere Umgang, welcher das gemeinschaftliche Glück zu einer Seligkeit hinaufsteigerte, wie man sie selten genießt, brachte zugleich eine wunderbare Traurigkeit über Alle. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der gleichen Schale den Nektar der höchsten Lust. Auf den Gipfeln des Glücks zittern wir am bängsten.

Nur Herr Joseph kannte die Wehmuth der lautern Freude nicht. Er fühlte Verdruß und nichts anderes, wenn er sah, wie der Kreis von Bethanien sich enger um Salomon zusammenschloß. Die Sprache Salomons und der Bethanier ward ihm immer dunkler. Sie Alle verstanden sich mit bloßen Hindeutungen, mit einem winkenden Worte. Joseph, der im Leben das Himmlisch-Poetische nur ehrenhalber mittrieb, wenn die Leute etwas darauf hielten, fand doch darin nichts als Schwärmerei, und zog das solide Irdisch-Prosaische vor. Darum ward ihm sehr daran gelegen, seine Ehestandsangelegenheit mit Marien so bald, als möglich in's Reine zu bringen. Blieb Doktor Weise länger in diesen trauten Verhältnissen, so mußte er mit Recht fürchten,

daß Alles ihm gänzlich entrückt werden würde. Zwar hatte er, auf Frau Martha's Rath, seine Sache bisher im Gebet dem lieben Heiland anheimgestellt; aber es entging seinem Scharfblick nicht, daß er unter so bewandten Umständen dabei zu kurz kommen würde, was ihm eben nicht lieb gewesen wäre. Denn Maria war ein liebliches, ein reiches, ein frommes Mädchen, aller Eitelkeit fremd, und ganz geschaffen, das irdische Jammerthal recht behaglich zu machen.

Er kannte Marien, und hoffte daher ihr Herz früher oder später zu erobern, besonders nach der Hochzeit. Auch Salomon kannte er. Er hatte ihn anfangs nur für einen schlauen Abenteurer gehalten und wenig beachtet; bald aber in ihm einen Mann gefunden, der, durch Ueberlegenheit des Kopfes und Herzens und der äußern Anmuth, den Wermuth'schen Planen der gefährlichste Feind werden konnte. Je weniger er Salomon seine Hochachtung versagen durfte, je furchtbarer fand er denselben; und wen man fürchtet, den liebt man nicht.

Nach einem langen Gebete zum Heilande, daß ihm in diesen betrübten Umständen ein ersprießlicher Rath werde, beschloß er, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um Mariens Herz zu werben, indem er ihr die stille Qual des seinigen offenbarte. Noch dringlicher schien ihm Salomons Entfernung von Bethanien. Denn obgleich der Herr Doktor schon lange von seiner nahen Abreise geredet hatte, verzögerte sie sich doch, nicht nur von Tag zu Tage, sondern auch von Woche zu Woche. Joseph rechnete auf Salomons Tugend und Zartgefühl, und hoffte ihn vermittelst derselben am schnellsten über die Grenzen zu bringen.

Der entscheidende Tag.

Der Tag, welchen er zu seines Entwurfs Vollziehung wählte, begünstigte ihn, ohne daß er es wußte, mehr als jeder andere. Bald nach der üblichen Morgenandacht des Hauses hatte sich Maria in das Zimmer ihrer Mutter begeben, weil diese es gewollt hatte. Martha, oft von Herrn Wermuth um ihr Fürwort angegangen, gedachte endlich dessen Wunsch bei Marien zu erfüllen. Sie leitete das Gespräch zuerst, wie immer, auf heilige Angelegenheiten und den Zustand der Gemüther.

„Bist du auch recht glücklich, liebe Maria?“ fragte Martha: „Du scheinst mir seit einiger Zeit minder frohsinnig, als sonst.“

Maria schwieg. Die Mutter, welche zu reden fortfuhr, sah weder das Erröthen, noch die Thränen, welche ihr Wort bewirkte. Erst als Maria sich schweigend zu ihr hinüber neigte, beide Arme um den mütterlichen Nacken schlang und einen heißen Kuß auf Martha's Wange drückte, ward diese gewahr, daß die Tochter still weinte.

„Nein,“ sagte Maria, „nein, ich bin nicht ganz glücklich mehr; denn ich bin nicht mehr so gut, als ich's sonst war, da ich mich noch eine harmlose, treue, liebende Braut des Himmels wußte. Meine Gedanken werden dem Himmel abtrünnig, und der Heiland empfängt nur getheilte Empfindungen eines Herzens, das sich ihm ganz gelobt hatte. Alle meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Freude ist zerrissen; denn ich weiß nicht, wem ich angehöre.“

Martha erschrak, als sie dieses hörte; doch sanft und beruhigend forschte sie weiter, und fühlte Trost, als Maria in treuer Wahrheit ihr Inneres mehr enthüllte und sprach: „Meine

Gotteshuldigung will eine Menschenhuldigung werden. Und ob ich gleich fühle, daß meine Gebete inbrünstiger werden, als sie je waren; daß ich die Jesusliebe lebendiger in mir trage, als je; daß ich die ganze Welt herzlicher liebe, als je — es ist doch das Alte nicht mehr. Ich bin in mir selber zwieträchtig, und weiß nicht, ob ich nicht in eben dem Seufzer sündige, ich welchem ich mich heiligen möchte. Ich denke, ich lebe, ich athme nur in dem einzigen Menschen, der außer dir, Mutter, und außer meinem Vater mir der Ehrwürdigste auf Erden geworden."

Frau Selber hörte die letzten Worte kaum, so leise flüsterte Maria dieselben.

„Weißt du darum? Hat er sein Herz dir entdeckt?" fragte Frau Selber, die durchaus unter dem ehrwürdigsten der Menschen keinen andern, als Herrn Joseph Wermuth denken konnte. „Es ist keine Sünde, geliebtes Kind, daß du ihn liebst, der dich so herzlich, so fromm, so treu liebt. Die stillen Hoffnungen deines Vaters und meine eigenen Wünsche für dein Glück sind in diesen Thränen erhört.

„Mein Glück?" seufzte Maria. „Unmöglich! Zieht er mich nicht mit unbegreiflicher Macht aus der Nähe Jesu hinweg, allein zu sich? Ich bin nicht mehr so gut, als ich war."

„Bestes Kind, das wolle der liebe Heiland nicht! Du verstehst vielleicht nur dein eigenes Selbst nicht; das macht dich an dir irre und zweifelhaft. Laß die himmlische Vorsehung walten; sie führte dir ihn entgegen, daß in seinem Herzen du zu neuer Liebe des Schönsten und Heiligsten entflammt würdest. Die Strahlen der Liebe, welche du bisher durch das weite göttliche All versandtest, werden nun in einen einzigen Punkt zusammengezogen, leuchtender, brennender. So soll es sein. Wir sind

Menschen, und unsere hinfällige Kraft bedarf solches Beistandes zu neuen Aufschwüngen. Das Kind wird durch die Liebe, welche es gegen seine Aeltern empfindet, zur himmlischen Liebe gebildet; die Jungfrau wird, indem sie den Mann ihres Herzens erblickt, aus dem Kindertraum wach. Sie liebt das heilige Unsichtbare in dem sichtbaren Vollkommenen mit höherer Kraft; sie liebt wahrer, menschlicher; die zur Jüngerin Erzogene wird nun Jüngerin aus eigener, nicht aus empfangener, fremder Weihe. Und wirst du einst über geliebten Leichen weinen, dann, Maria, gewinnt die heiße Sehnsucht nach dem dort oben ihren höchsten Gipfel."

So sprach Frau Selber noch lange, und in Marien ward es heller. Sie verließ ihre Mutter, und begab sich in die Einsamkeit ihres Gemachs. Da erst in der Inbrunst stillen Gebetes, dann in den Tönen des Fortepiano's erhob sich ihre Seele zum Himmel. Sie fühlte sich mit sich selber versöhnt, als sie neben der Liebe zum Himmlischen die Liebe zu dem wunderbaren Salomon wohlbestehen sah. Eine ward durch die andere erhabener, und am Ende in ein einziges Gefühl der Seligkeit aufgelöset.

Als so der größte Theil des Vormittags verschwunden war, eilte sie hinab in den Garten, sich da zu ergehen und zu zerstreuen. Sie irrte von Beeten zu Beeten, und endlich trat sie, weil es heiß werden wollte, in dem kühlen Schatten einer kleinen Laube unter. Da saß Salomon in Gedanken verloren. Ihr Eintritt schreckte ihn auf.

„Es thut mir leid," sprach sie eben so erschrocken, und eine schöne Röthe umfloß ihre Wangen, „daß ich Sie in Betrachtungen unterbreche." Sie wollte umkehren. — „Nein, meine Freundin, fliehen Sie nicht!" rief er, und ergriff ihre Hände.

„Ich war doch schon bei Ihnen im Geiste.“ Sie senkte mit schüchterner Verwirrung die Blicke zur Erde nieder.

Da standen beide, plötzlich durch eine unbekannte Macht ergriffen, zitternd bis in ihr Innerstes, wie die Unschuld vor dem Verbrechen; selig, begierdenlos, aufgelöset im Uebermaß niegeahneter Gefühle, wie Vollendete in Gott. Daß erst beider Hände sich fest und zart zusammenschlossen; daß dann Maria an Salomons Brust gezogen war, daß er seine Arme liebend um sie hinwarf; daß sie dann mit einem gebrochenen Blick zu ihm empor sah, wie eine Segnende — von dem Allem wußten beide kein Wort.

Und da sie aus dem Traum traten, oder aus der Entzückung, beide erstaunt und furchtsam, beide beglückt, sich zu sehen, flüsterte Maria, indem sie ihren Arm um den seinigen legte, einen Gang durch den Garten zu thun: „O Salomon, bin ich denn des Lebens werth?“ — Und Salomon erwiederte: „Maria, jetzt weiß ich, daß ich des Lebens werth bin!“

Als sie zu den Andern kamen, glichen sie höhern Wesen. In beider Tönen, Bewegungen und Zügen lag das Gepräge einer Erhabenheit über alles irdische Weben und Leben.

In dieser Stimmung war's, daß Salomon am Abend desselben Tages von Herrn Joseph Wermuth vertraulich beiseite geführt ward. In dieser Stimmung vernahm er dessen Verhältniß zu Mariens Aeltern, und dessen Ansprüche auf Mariens Hand; und wie jetzt durch Salomons Eintritt in den Familienkreis von Bethanien alle diese Verhältnisse zerrissen wären, wie sein und Mariens Frieden gestört und ein stiller Kummer über alle gekommen sei. Josephs Schmerz bei dieser Mittheilung, Josephs Offenheit und Zuversicht auf den Edelmuth und Zartsinn seines Nebenbuhlers wirkten tief auf Salomon, der bisher noch nie an

ernstere Verbindung mit Marien gedacht, noch zu denken gewagt. Seine mittelmäßigen Vermögensumstände und daneben Mariens Reichthum —, die Verschiedenheit seiner und der Religionsverhältnisse ihrer Aeltern, — dann in seinem Gemüth der Widerwille selbst gegen den Schein, als möge er durch weibliche Hand seine Vermögensumstände bessern, oder um eines Mädchens willen seinen Grundsätzen entsagen und herrnhuterische Formen annehmen, — das Alles entschied ihn schnell zum Sieg über sich selbst. Er umarmte Joseph von Herzen. „Ich danke Ihnen," sprach er, „für Ihr edles Zutrauen. Ich werde kein Störer Ihres Glücks; ich will nicht der sein, welcher Unfrieden in diese tugendhafte Familie bringt."

Sie kehrten zu den Andern zurück; Salomon mit blutendem, geopfertem Herzen; Joseph mit dem Hochgefühl des errungenen Sieges, fröhlicher als jemals. Salomon verließ diesen Abend Bethanien früher, denn gewöhnlich. Da er hinter sich die Thür des Gartens schloß, zum letzten Mal, und zur Stadt wandelte, war ihm, als schlösse sich das Leben.

Noch in derselben Nacht wurden Wagen und Pferde bestellt zur Abreise. In wenigen Zeilen an den Herrn Selber sagte er ihm und den Lieben in Bethanien Lebewohl; wünschte Marien Glück an Josephs Herzen; verhieß nach einem halben Jahre wieder zu kommen, wegen Martha's Augen.

Beruhigung.

Im Hause seines Vaters, in seiner Geburtsstadt, unter seinen Brüdern, Blutsverwandten und ehemaligen Kindheitsgenossen;

in der Errichtung eigenen Hauswesens, in den Geschäften seines ärztlichen Berufes fand Salomon freilich Trost und Zerstreuung genug. Aber doch verfloß mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er, wie er erwartete, Muth gewonnen hätte, Bethanien wieder zu sehen. Alles von da glich ihm einem Traum. Nie empfand er Reue über die Art, wie er Bethanien verlassen; aber auch nie Ersatz für das verlorne Glück. Seinem biedern Vater hatte er die Begebenheit jener Tage und sein ganzes Gemüth offenbart. Der Vater nahm ihn segnend in die Arme und sprach: „Du thatest, wie du solltest, mein Sohn. Du hast ein höheres Glück in dir selbst gefunden, als du draußen verlorst. Du bist ein freier, selbstständiger Mensch. Deine wunden Gefühle werden mit dem Lauf der Zeiten verbluten; aber das Bewußtsein der Tugend wird dich erheben und nie verlassen."

Herr Selber hatte an Salomon einen ungemein freundschaftlichen Brief geschrieben, worin er die Bestürzung der ganzen Familie über das plötzliche Verschwinden schilderte; dennoch aber hinzusetzte: „Du hast deiner würdig gethan, mein Bruder!" und in Betreff von Mariens Verhältnissen zu Joseph nur sagte: „Wir erwarten mit Ergebung, was unsers Herrn Wille ist." Salomon beantwortete den Brief nicht; er vernichtete denselben sogar, um durch seinen Anblick nicht in einem Frieden gestört zu werden, den er mit großer Sorge und Vorsicht in sich zu schaffen suchte.

Seitdem erschien von Bethanien her keine Zeile mehr. Der Winter verfloß. Zufällig vernahm Salomon von einem Reisenden, daß Maria längst nicht mehr in Bethanien bei ihren Aeltern sei. Sie hatte also Josephs Hand angenommen. Diese Nachricht, erst erschreckend, ward ihm doch bald mehr, als jede andere erquickend. „So hast du denn wahrlich wohlgethan, ihre Nähe

zu meiden," sprach er zu sich selbst, „ehe du eine erwachende Neigung zu dir in eine Leidenschaft verwandeltest, deren Flammen das Paradies des Engels verzehrt haben würden."

Im folgenden Frühling hatte er schon so viel Gemüthsstärke, Herrn Selber in einem Brief zu ersuchen, sich mit seiner blinden Gemahlin in eine benachbarte Stadt zu begeben, wo der Versuch gemacht werden sollte, ihre Augen von den Schuppen des Staars zu befreien. Doch fügte er zwei Bedingungen hinzu; die eine, daß Maria nicht gegenwärtig sein dürfe; die andere, daß auch Niemand ihm von Marien reden möchte, sogar wenn er selbst zuerst fragen würde.

Herr Selber erklärte in der Antwort, daß er die Bedingungen erfüllen und zur bestimmten Zeit in der bestimmten Stadt mit Martha eintreffen werde. Salomon reisete dahin. Es war ihm wie Trost bei großer und geheimer Furcht, daß sich sein vortrefflicher Vater entschloß, ihn dahin zu begleiten, um die Bekanntschaft jenes frommen, ehrwürdigen Paars zu machen, und Zeuge der wichtigen Augenheilung zu sein. Denn in der Nähe des Vaters fühlte sich Salomon immer stärker; ja, er glaubte, was er jedoch nicht wagen wollte, selbst den allfälligen Anblick von Wermuths liebenswürdiger Gattin ruhiger ertragen zu können an des Vaters Seite.

Heilung.

Die erste Zusammenkunft im Gasthofe der bezeichneten Stadt war zwischen so guten, einander in reinster Freundschaft verwandten Menschen, unendlich wohlthuend. Nicht mit Worten,

nur mit wiederholten Umarmungen begrüßte man sich. Und als man von der ersten frohen Wehmuth sich erholt hatte, sprach man — sorgfältig Alles meidend, was eine Wunde berühren konnte — von den kleinen Vorfällen der Reise, von der schönen Blüthezeit, von hundert unbedeutenden Dingen. Bald war man wieder zu einander gewöhnt; das Gespräch erhielt seine ehemalige Unbefangenheit; man schien das Gedächtniß für das Schmerzhafte des Vergangenen verloren zu haben; Mariens ward mit keiner Silbe gedacht, selbst Suschens nicht, um nicht an deren schwesterliche Freundin zu mahnen. Salomons Vater und Herr Selber, beide fast im gleichen Alter, beide von gleichen Gefühlen gegenseitiger Hochschätzung belebt, wurden schon den ersten Tag Herzensfreunde, und schienen sich nicht von einander mehr trennen zu wollen.

Der Wirth des Gasthofes, welcher vor der Stadt ein kleines Gartenhaus im Grünen hatte, zur Noth für eine Familie von wenigen Personen bewohnbar, räumte dasselbe, auf Salomons Verlangen seinen Gästen ein. Dort wollte der Arzt die Unternehmung an Martha's Augen verrichten, weil man theils vom Getöse ab- und zugehender Fremden entfernt sei, theils sich des erquickenden Schmelzes der Wiesenfluren erfreuen konnte für das Gesicht der zu Heilenden.

Gleich den andern Tag, nachdem sie hinausgezogen waren, wurden Anstalten zum Stechen des Augenstaares gemacht. Salomon vollbrachte dies Werk in so kurzer Zeit — es war ein Geschäft von wenigen Minuten —, daß weder Martha noch die anwesenden Zeugen es schon beendet glaubten. Die wunden Augen wurden so schnell verbunden, daß selbst Martha zweifelte, ob sie wirklich sehen könne, wiewohl es ihr jedesmal, wenn er mit fester Hand den zarten, gewagten Schnitt machte, wie Blitz

in's Auge flammte. Er aber versicherte, sie habe ihr Gesicht wieder; und als er den zweiten Tag die Binde von ihrem Antlitz nahm, ward sie dessen selbst gewiß. Beinahe zehn Tage blieb sie in der Dunkelheit des Zimmers, um sich allmählig zum Sehen zu gewöhnen; aber ihren Gatten, wie ihren Arzt erkannte sie in den sparsamen Dämmerungen. Wer beschreibt das Entzücken der Sehendgewordenen? wer das Entzücken des frommen Daniel?

Als sie an einem warmen mondhellen Abend zum ersten Mal ohne Binde in's Freie hinausgeführt ward, und die blühende Welt nach so vielen Jahren wieder um sich her schweben sah in allem Zauber der wunderbaren Beleuchtung, erhob sie stumm ihre gefalteten Hände zum Sternenhimmel, sank auf's Knie, legte dann ihr Angesicht demuthvoll zur Erde und betete mit lauter Stimme in der Inbrunst eines dankbaren Herzens. Aller Herzen wurden weich — Alle beteten ihr leise nach.

Wie sie schwieg und sich erhob, sah sie die drei Männer neben sich in enger Umarmung zusammengeschlossen. „Laßt auch mich meinen Retter und Arzt an's Herz drücken!“ rief sie, und schloß den Jüngling fest an ihre Brust.

„O Salomon! Salomon!“ rief sie: „Mein Mund soll dich anreden, wie dich mein Herz im Gebet vor dem Herrn nannte! Gib mir noch zu meiner heutigen Freude eine Seligkeit. Laß mich ungestraft dankbar sein. Ich bin Mutter! Ich bin Mutter, Salomon, mein Salomon; ich bin Mutter, und habe mein Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen! — Vergieb, daß ich von der rede, von der ich dir schweigen sollte. Aber ich bin Mutter; o gönne mir meine Tochter zu sehen!“

Salomon antwortete bewegt nach einiger Stille: „Sie sollen und können Ihre Tochter sehen.“

„O Mutter!“ riefen zwei weibliche Stimmen: „Mutter! Nimm uns an dein Herz!“

Maria und Susanna traten, oder schwankten vielmehr, halb ohnmächtig aus dem Gartenhause; mit ausgebreiteten Armen wendete Martha sich zu ihnen um, und schloß beide an ihre Brust. Salomon hörte die wohlbekannte Stimme, sah die wohlbekannte Engelsgestalt, und stand wie versteinert. Endlich gefaßter, sprach er zu Herrn Selber: „Ich glaubte ihre Tochter weit von hier; ich fürchte, es könne Ihre Gemahlin zu sehr erschüttern.“

Herr Selber nahm mit Herzlichkeit Salomons zitternde Hand in seine beiden Hände, und sprach: „Mein lieber Bruder, vergib mir den Betrug — dein guter Vater verhieß, ihn bei dir zu verantworten. Er war's, der mir gleich nach glücklich vollbrachter Augenöffnung zuredete, Marien aus dem Ort kommen zu lassen, wohin sie sich bald nach deiner Entfernung von uns in das Chorhaus der ledigen Schwestern begeben hatte, um, getrennt von der Welt, ihrem Heiland ganz zu gehören. Ich war schwach genug, und gehorchte deinem guten Vater nur allzugern.“

Dann trat Salomons Vater zu ihm heran und sagte: „Herr Selber hat mir ein Recht auf *sein* Kind gegeben, wie ich ihm auf *dich* gab. Zürne nicht, Salomon. Deine alten Wunden sollen nicht wieder bluten.“

Indem sie noch redeten, führte Herr und Frau Selber ihre Tochter Maria gegen Salomon. Sie war blässer, aber schöner. Ihre bethränten Augen suchten den Geliebten, der sie mit den Worten: „Braut des Himmels!“ begrüßte, und nun zitternd, sprachlos vor ihr stand.

Sie antwortete nicht. Ihr schönes Haupt sank verschämt auf ihren Busen nieder. Die Aeltern legten ihre Tochter an seine Brust und sagten: „Wir möchten gern dankbar sein. Dein Vater sagt: du liebest sie. Wir sagen dir: sie liebt dich.“

Es umschlangen sich Maria und Salomon unter dem Segen ihrer frommen Aeltern.

Bayerische Staats-Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke Taschen-Ausgabe in 10 Theilen

Bd.: 1

Aarau 1847

36.7410-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701121-9